

Richard
Suchenwirth

DER DEUTSCHE OSTEN

Richard Suchenwirth

DER DEUTSCHE OSTEN

Aufstieg und Tragödie



Türmer — Verlag

Richard Suchenwirth

DER DEUTSCHE OSTEN

Richard Suchenwirth (1896 bis 1965), Historiker und Autor bedeutender geschichtlicher Darstellungen wie „Deutsche Geschichte“ und „Maria Theresia“, vermittelt in dieser historischen Schau ein eindrucksvolles Gesamtbild von der Besiedlung, Erschließung und Entwicklung des ganzen deutschen Ostens.

Sorgfältig schildert der Verfasser die Kulturleistungen, die Fehlschläge und die Erfolge der Deutschen im Verlauf der Jahrhunderte in diesem geographischen Raum. So entsteht in diesem Werk ein einmaliges Bild des deutschen Ostens, wie es bislang wohl kaum gezeichnet wurde und mit Sicherheit nicht mehr gezeichnet werden kann.

Dramatisch versteht Suchenwirth die Tragödie des deutschen Ostens in diesem Jahrhundert nachzuvollziehen. Rückzug und Vertreibung aus Gebieten, die von den Deutschen als einem Kulturvolk der europäischen Mitte erschlossen wurden, scheinen der Abschluß einer fast tausendjährigen Entwicklung zu sein.

In einer Zeit, in der offenbar Regierungen und Parteien in der Bundesrepublik Deutschland den deutschen Osten abgeschrieben haben und die Erinnerung in der Bevölkerung an diesen alten Siedlungsraum zu verblassen droht, verdient dieses Werk besondere Aufmerksamkeit. Da heute fremde Völker und Staaten den deutschen Osten und seine Geschichte für sich zu beanspruchen versuchen, ist dieses Werk eine notwendige Richtige-stellung, das nicht nur von der älteren Generation gelesen werden sollte, sondern vor allem in die Hände der jungen Menschen gehört.

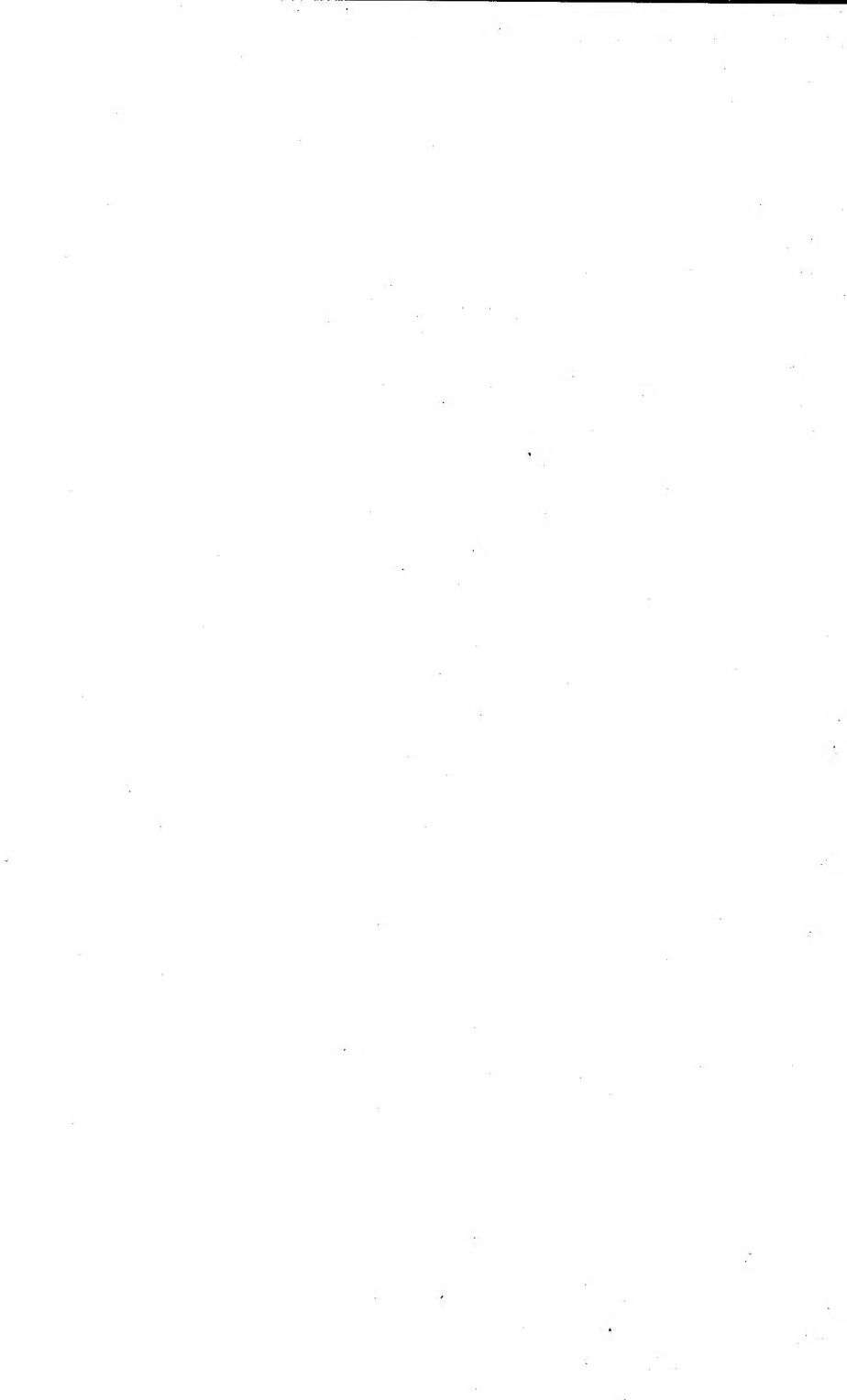
TÜRMER-VERLAG · D-8131 BERG

Türmer-Verlag

Richard
Suchenwirth

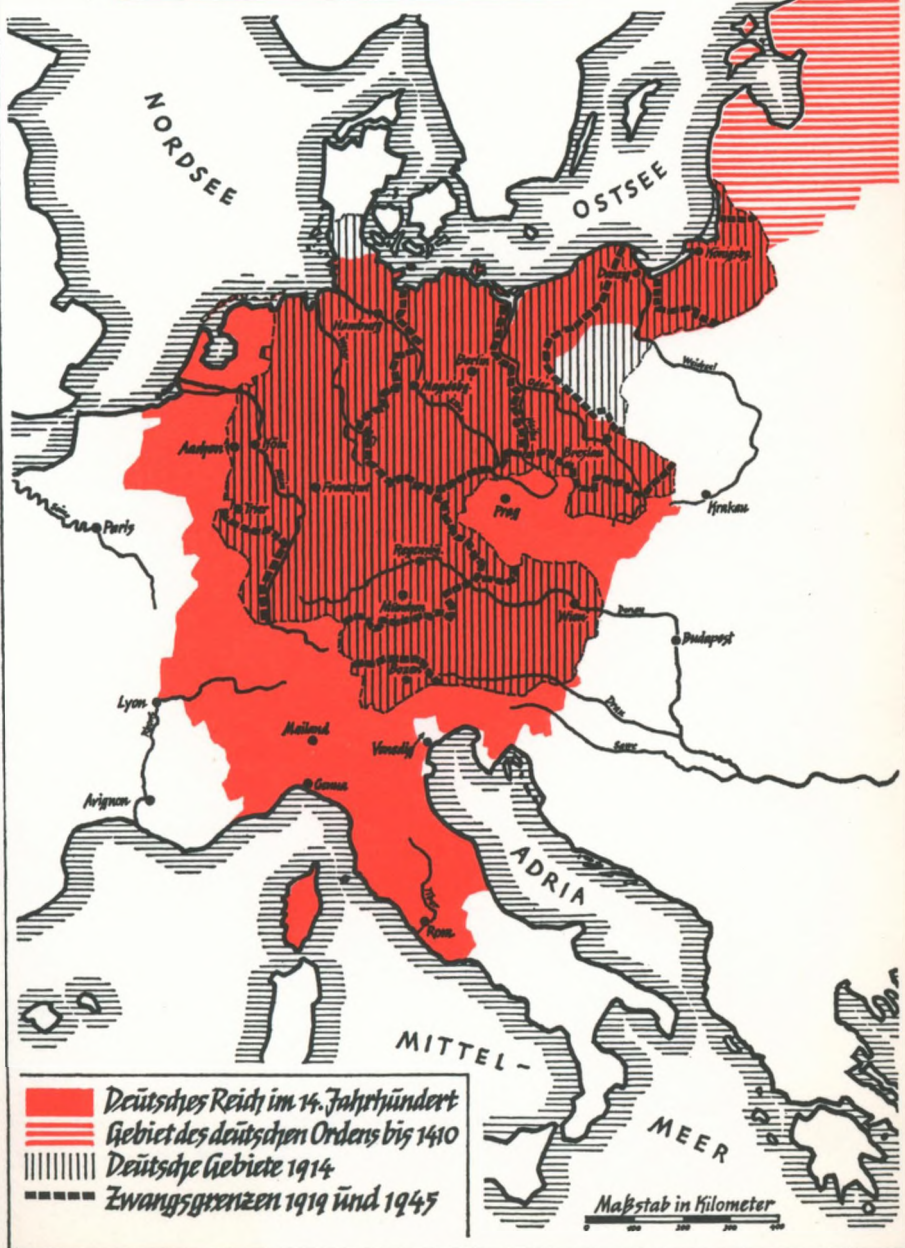
DER DEUTSCHE OSTEN

Ermer-Verlag



Angriff oder Abwehr?

Der deutsche Bereich - einst und jetzt



RICHARD SUCHENWIRTH
DER DEUTSCHE OSTEN

RICHARD SUCHENWIRTH

DER
DEUTSCHE
OSTEN

Aufstieg und Tragödie

TÜRMER-VERLAG
D-8131 BERG/STARNBERGER SEE 3

Schutzumschlag:
FLORIAN URICH

ISBN 3 87829 052 7

1978

Alle Rechte vorbehalten

© TÜRMER-VERLAG · D-8131 Berg/Starnberger See 3

Satz und Druck: Buch- und Offsetdruckerei Gugath & Sohn, München

Bindearbeiten: Buchbinderei Thomas, Augsburg

INHALT

Vorwort (7)
Schicksal Osten (9)

*

WIE DER DEUTSCHE OSTRaum WURDE

Neuland im Südosten (13)
Die böhmische Zitadelle (38)
Nordostkolonisation (55)
Vorposten deutscher Ostsiedlung (79)
Nationale Tragödie im 15. Jahrhundert (95)
Wiederherstellung
und Vollendung der deutschen Oststellung (118)

*

WAS DER DEUTSCHE OSTRaum GAB

Die Reformation und der Josephinismus (153)
Österreich als Schildträger der deutschen Nation (164)
Der Staat der Hohenzollern (177)
Führergestalten des deutschen Ostens (190)
Ostdeutsche Dichter und Denker (215)

*

DIE TRAGÖDIE DES DEUTSCHEN OSTENS

Die Völker erwachen (245)
Deutsche Tragik und deutsche Verblendung (266)
Die Nationalitätenkämpfe in Österreich (280)
Der Zusammenbruch nach dem Ersten Weltkrieg
und seine Folgen im Osten (301)
Die Katastrophe des deutschen Ostens (312)
Zukunft? (326)
Personenverzeichnis (328)

Vorwort

Deutsche Geschichte vollzog sich bislang vorzugsweise in Auseinandersetzung mit dem Süden und besonders mit dem Osten. Sporadisch nur waren die historisch bedeutsamen Begegnungen im Norden — etwa mit Dänemark und Schweden. Im Westen gab es zwar vielfältige territoriale Auseinandersetzungen, vor allem nachdem Frankreich Großmacht geworden war; insgesamt betrachtet, handelte es sich hier aber fast durchweg um ein Reagieren in der Abwehr unberechtigter Ansprüche und Verteidigung deutschen Volksbodens und deutschen Kulturbereiches.

Viel tiefer geht das deutsche Ringen um den Süden. Ungeachtet des kaum überwindbaren Riegels der Alpen sehen wir Jahrhunderte hindurch deutsche Fürsten, Ritter, Könige auf dem Weg nach Rom, im Banne der Reichsidee, des Kaisertums und des Ringens mit dem Papsttum um die Vorherrschaft im Abendland. Trotz des dabei auch geflossenen Blutes fand hier vor allem eine geistige Auseinandersetzung statt. Der Begriff Rom, in dem das römische Weltreich und der weltumspannende Katholizismus aufleuchten, wird im positiven wie negativen Sinne Symbol für die geistige Orientierung des deutschen Volkes und vieler seiner Führer. Noch heute besitzt das auch in der deutschen Geschichte so oft umstrittene ewige Rom Ausstrahlung namentlich auf die Deutschen.

Wuchtiger noch ist die nahezu tausendjährige Auseinandersetzung mit dem Osten: Hier geht es hauptsächlich um die bäuerliche Rodung und Wiederinbesitznahme von Land, den Aufbau handwerklicher und bürgerlicher Existenzen in den Städten, das Hineintragen von deutschem Rechtsdenken, einer als fortschrittlicher empfundenen Lebensweise und zumindest anfangs auch die Christianisierung großer Gebiete. Riesige Waldungen, Sumpfgebiete, Ödflächen werden in vorbildlicher Form erschlossen, die Wirtschaft belebt, später dazu die Industrialisierung gefördert. Doch auch geistige Anstöße in großer Zahl werden gegeben, Schulen und Universitäten von Ausstrahlung gegründet. Hart war das Ringen mit den Widerständen des Bodens, des Klimas — indessen auch immer wieder mit den Menschen, die Anspruch auf den besiedelten Raum erhoben. Blutige Zwischenfälle, Aufstände, Kriege blieben keine Episoden.

Dabei darf allerdings keinesfalls vergessen werden, daß häufig

genug auch Westslawen, Südslawen und Rumänen mit den Deutschen zusammenstanden, um dem Druck aus dem Osten (Mongolen, Russen) oder dem Süden (Türken) standzuhalten. Unscharf sind auch die Grenzen des deutschen Ostens: Bis weit nach Rußland hinein sickerten deutsches Bauern- und Handwerkertum. Deutsche Dörfer, geschlossene deutsche Siedlungsgebiete mit deutschen Städten bis hin zu rein deutschen Gebieten nehmen zu, je mehr man nach Westen kommt.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges hat hier eine ungeheuerliche Zäsur gesetzt: Die Vertreibung der Deutschen östlich von Oder und Neiße und des Böhmerwaldes findet kaum eine weltgeschichtliche Parallele. Manchen erscheint alles, was dort jemals von Deutschen geleistet wurde, verloren. Aber das Rad der Geschichte dreht sich. Ist die Weltgeschichte das Weltgericht, wie Schiller annahm, so werden all die deutschen Leistungen, die kleinen und großen Taten, die im Ostraum vollbracht wurden, in der Waagschale der Geschichte ihr Gewicht behalten. Immerhin gibt es manche Beispiele der Weltgeschichte, wie etwa das Schicksal der Messenier, der Juden und anderer, die zeigen, daß jahrhundertlang bewahrte Hoffnung schließlich Erfüllung finden kann. Derartigen Entwicklungen gegenüber ist der einzelne nichts. Ob der deutsche Osten als geistiger Begriff verlorengelht, liegt in der Macht jedes einzelnen von uns. Uns stets von neuem zu vergegenwärtigen, wie eng verzahnt in unserer Geschichte die Leistungen der einzelnen deutschen Volksteile und Volksstämme sind und wieviel gerade der deutsche Osten hierzu beigetragen hat, hält den Namen von Städten, Dörfern und vor allem Menschen wach und lebendig. Und die deutsche Geschichte ist ohne die Geschichte des deutschen Ostens nicht denkbar.

Der Autor des Buches, als Wiener feinführend für die Nationalitätenprobleme, stammt durch seine Vorfahren aus Schlesien und Mähren. Er hat von Reval bis Hermannstadt das Deutschtum des Ostens auf zahlreichen Reisen kennengelernt. Die von ihm beleuchteten Hauptentwicklungslinien gelten unverändert weiter. Wenig wahrscheinlich ist, daß die sogenannten Ostverträge dauernde geschichtliche Bedeutung gewinnen. Zu wenig werden sie der tiefen Problematik gerecht, die der deutsche Osten in über tausend Jahren entwickelt hat.

Ostern 1978

R. M. A. Suchenwirth

Schicksal Osten

Es gab eine Zeit, ja eine Folge von Zeiten in der deutschen Vergangenheit, da der Osten im Munde und im Herzen der Deutschen war. Ströme von Siedlern zogen damals hinaus in die Ferne, deutsche Siedler, die sich den Weg über Enns und Traisen, Nordwald und Böhmerwald, Saale und Elbe, sogar über Oder und Weichsel ostwärts bahnten. Unermeßliches Ostland! Hier winkte neue Heimat, ein neuer, vielfach jungfräulicher Boden, hier lagen dem Wagemut und der Jugend immer neue Räume — eine neue Welt — offen. Die ausziehenden Pioniere gingen buchstäblich der aufgehenden Sonne entgegen. Für die ganze Nation aber erschloß die Siedlungstat im Osten, die lange Jahrhunderte ausfüllte, einen Quell der Jugend. Ebenso wurde, was dort zur Vollbringung reifte, zum Besitz des ganzen Volkes, wurde, was sich im Ostraum an großen Losen entfaltete, Erlebnis und Schicksal ganz Deutschlands, gleichgültig, ob sich das Mutterland stets dessen bewußt zeigte. Die Ernten des Ostens, welche immer es waren, strömten in die Scheunen der deutschen Gesamtheit, die Gewitter aus dem Osten, Wetter voll Verwüstung, wiederum zerstörten nicht nur Wohnstätten und Ernten im deutschen Neusiedlungsraum, sie ließen das Mutterland ärmer werden, auch wo es meinte, nichts davon zu verspüren.

Die Schicksale des deutschen Ostens waren oftmals bewegte. Viele Jahrhunderte jedoch leuchtete über den Trümmern augenblicklicher und lokal begrenzter Katastrophen dennoch immer wieder die Sonne über den weiten Räumen, die sich deutsches Bauerntum und deutscher Städterfleiß neu erschlossen hatten. Generationen wuchsen in gesichertem Besitz auf und gaben ihn vermehrt den Nachfolgenden in die Hand. Staatliche Macht erhob sich zu eigener Geltung und ließ das übrige Deutschland, ja selbst das Reich, ihre Mutter, ihre Kraft fühlen und ihr zugute kommen. Das kultur- und überlieferungsreichere, jedoch auch ältere, in schicksalsvollen Jahrhunderten geschwächte deutsche Westland empfing von dem robusteren, inzwischen reicherblühten Ostland Zins und Zahlung für seine einstige Gabe. In Taten und Männern, in Ideen und Kunstwerken, in Einrichtungen und Waffenkraft erhob der deutsche Kolonialboden seine Stimme. Unendlich viel bedeutete er, der aus der

Kraft des gesamten deutschen Volkes geworden war, nun wieder für das gesamte deutsche Volk.

Den Jahrhunderten des Aufbaus oder glücklichen Beharrens, die sich stärker als alle Schicksalsschläge bekundet hatten, folgte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der Anbruch einer harten Zeit. Voll von langdauernden, noch ohne Waffen ausgetragenen Kämpfen von Volk zu Volk, voll von lastenden Sorgen und endlich voll von Kriegen und Katastrophen sollte sie werden. Die Kämpfe entbrannten zuerst in der scheinbar harmlosen Gestalt von Sprach- und Schulkämpfen, von parlamentarischem Widerstreit der nicht-deutschen Abgeordneten der Ostgebiete gegen die deutsche Führung. Sie erfüllten den kulturellen Bereich, sie betrafen die Zusammensetzung der Landtage und Gemeindevertretungen, sie ergriffen den Bereich der Verwaltung. Nur der Polenaufstand von 1863 hätte die Größe der künftigen Gefahr ahnen lassen können. Noch aber wurden vor 1914 die Reibungen an der Sprachgrenze, das Spannungsverhältnis, das sich aus einzelnen Provinzen Österreichs und Preußens entwickelt, ja die nationale Feindschaft, die sich eingefressen hatte, vom größeren Teil des deutschen Volkes weder empfunden noch begriffen, oft gar nicht bemerkt, um so mehr als zunächst für den oberflächlich Blickenden nicht das Deutsche Reich, sondern nur Preußen oder Österreich-Ungarn von alledem betroffen schien. Man sah in den Nationalitätenkämpfen Österreichs, wenn sie von ferne an das Ohr des deutschen Staatsbürgers drangen, Schwäche und Schlendrian seitens der Wiener Regierung, nicht jedoch das Menetekel, das bereits für das ganze deutsche Ostland geschrieben wurde.

Die furchtbaren Explosionen der beiden Weltkriege, die den geistigen Zusammenhang und die Gemeinbürgschaft der europäischen Völker hinwegsprenkten, zerstörten das Glück des alten Ostraumes. Ging schon durch den ersten Krieg uraltes deutsches Land verloren, so brach nach dem zweiten vollends die Sintflut über weite Bereiche unseres Ostens herein. Sie riß Ostpreußen, Schlesien, Teile von Pommern und das Sudetenland vom Leibe Deutschlands. Millionen Deutsche, ein Bündel Bettelgut in der Hand, wurden aus ihrem reichen Besitz, von Haus und Hof, von Herd und Heimatscholle vertrieben. Hunderttausende dieser Heimatverstoßenen gingen zugrunde: Flucht in Eis und Schnee, Mißhandlungen vor der

Austreibung, Ermordung. Um wie viele Menschenleben vom Kind bis zum Greis schwebt das furchtbare Rätselwort „vermißt“!

Der Osten ist für uns Heutige wieder Schicksal geworden. Laut spricht das Elend, spricht die Erbitterung der Heimatvertriebenen. Täglich kommt aus dem Osten neue Unheilskunde, neue Sorge zu uns heran. Die Probleme, die sich aus der Austreibung von Millionen Deutscher ergaben, können weder von der Bundesrepublik noch vom deutschen Oststaat gelöst werden, offen steht das Problem der gegenwärtig losgerissenen Gebiete.

Ist aber der Osten, der jetzt für uns alle eine so deutliche Sprache redet, auch im Herzen der Deutschen? Der Osten, wie er war und was er bedeutete, immer bedeuten wird? Die Deutschen aus den Ostgebieten befinden sich in unserer Mitte. Wissen wir darum auch etwas, geschweige genug, um Werden und Schicksal, um Freuden, Leiden und die großen Leistungen des deutschen Ostens? Darf heute, wo er für uns verloren scheint, vergessen werden, was er so viele Jahrhunderte hindurch vollbrachte?

Wollen wir es versuchen, die deutschen Ostgebiete sprechen zu lassen, so müssen uns zwei Grundtatsachen bewußt bleiben. Was der deutsche Osten erlebte, ist untrennbar mit dem gesamtdeutschen Schicksal verzahnt. Wer seine Geschichte schriebe nur als Siedlungsgeschichte oder Geschichte eines Raumes, ohne sie in die Atemzüge des gesamtdeutschen Geschehens einzufügen, wie sie immer eingefügt waren, ginge ebenso fehl wie einer, der deutsche Geschichte, Volks- oder Reichsgeschichte schriebe, ohne der größten, gefahrvollsten und ausgedehntesten Front deutschen Erlebens mit mehr als einigen hinweisenden Worten zu gedenken. Keine deutsche Ostgeschichte ohne Gesamtgeschichte der Deutschen, keine Gesamtgeschichte ohne Geschichte des deutschen Ostens. Jede der einzelnen Landschaften deutscher Ostsiedlung und deutscher Ostschicksale ist unlösbar dem Gesamtverlauf verhaftet, jede Vernachlässigung eines Teiles macht das Gesamtbild lückenhaft. Wie überhaupt in der Erforschung und Darstellung deutscher Geschichte muß hier insbesondere die gesamtdeutsche Blickrichtung obwalten, unabhängig von der augenblicklichen Situation unseres Volksschicksals.

Sind wir uns dieser Voraussetzung, dieser inneren Verpflichtung bewußt, so dürfen wir nun den deutschen Osten zu uns sprechen lassen.

WIE DER DEUTSCHE OSTRAUM WURDE

Neuland im Südosten

Es ist die Eigenschaft des östlichen deutschen Landes, daß sich zwischen einer gewaltigen Ebene im Norden und dem vielgegliederten Alpenbereich im Süden breit entfaltetes, einen geräumigen Kessel in sich schließendes Mittelgebirge einschiebt. So wird der deutsche Osten in drei Teile geteilt. Es ist der Nordostraum nördlich der böhmisch-mährischen Gebirge, es sind die Länder Böhmen und Mähren, es ist der Südostraum östlich der Enns, den die Donau und ihr Nebenfluß, die Drau, erschließen.

Der letztere Raum, der Südosten, findet nicht in der Thebener Pforte nahe von Wien seine natürliche Begrenzung. Da es ja allenthalben in größeren und kleineren Flüssen aus den Ostalpen in die ungarische Tiefebene hinausströmt, der Donau entgegen, ist die natürliche Grenze erst weit im Osten durch das Eiserner Tor bei Orsowa gegeben. Tatsächlich begriff auch für unsere deutsche Geschichte der Südostraum den gesamten Bereich in sich, den der mächtige Karpatenbogen umspannt, den im Süden der Lauf der breiten Save und der Donauabschnitt von der Mündung der Save bis zum Eisernen Tor begrenzen.

Germanenschicksal war es, den gesamten gewaltigen Ostraum besessen und wieder preisgegeben zu haben. An den Mündungen der Weichsel, an ihrem und am Lauf der Oder saßen ehemals die streitbaren Stämme. Sie wohnten auch in Böhmen und Mähren und waren innerhalb des Karpatenbogens ansässig, wie sie sich auch, reisige Scharen, weit östlich an den Ufern des Don, des Dnjepr und Dnjestr bewegten, an den letzteren sogar ein Großreich des Ostens erbauend. Nur im Osten, nirgendwo sonst wichen sie vor dem Druck eines stärkeren nichtgermanischen Volkes. Sie gaben aber erlangte Wohnsitze auf der Balkanhalbinsel auf, genauso wie sie die drei erstgenannten Räume verlassen hatten, unruhig gestimmt, vom Ruhm gelockt, vom reicheren Leben, von dem fast sagenhaften Glanz des Römischen Reiches und seiner Schätze, Italiens, Galliens, Spaniens und Afrikas. Sie fielen ungezählt auf

dieser tödlichen Ruhmesbahn, ihre Kinder erlagen der würgenden Südsonne, ihre Geburtenkraft schwand im Wohlleben des rasch erstrittenen Reichtums dahin. Wo sie jedoch die Stürme der Völkerwanderung überdauerten und fernab der ursprünglichen Heimat inmitten der Besiegten sitzen blieben, ward über sie, die Westgoten, Burgunder, Langobarden, die uralte fremde, geschliffene und in ihrer Prägung vollendete Sprache Herr, da es ja die Sprache ihrer neuen Heimat, die Sprache der ansässigen Bevölkerung und die Sprache ihres gegenüber der alten Heimat und der Wanderzeit unerhört verfeinerten Lebens war. Sie wurden von der größeren Masse der Umwohnenden allmählich aufgesogen, wurden Romanen.

War es so Germanenschicksal, ja Germanenfluch, den weiten Raum östlich von Elbe und Saale, Böhmerwald und Enns ohne Zwang aufgegeben zu haben, so wurde es für das deutsche Volk, das germanische Hauptvolk, Aufgabe und Sendung, unter dem Zwang des Schicksals das Preisgegebene zurückzugewinnen. Zu eng war am Ende der Völkerwanderung der Wohnraum der deutschen Stämme geworden. Wollte die Kraft nicht ersticken, mußte sie eines Tages in die Weite des zum Teil nichtbesiedelten Ostens zurückdrängen.

*

Der Südostraum sah das erste Wiederausgreifen der Deutschen. Die Bajuwaren sind die Bahnbrecher, die Pioniere der Wiederbesiedlung geworden.

Woher die Bajuwaren kamen, kann mit unbedingter Sicherheit nicht gesagt werden. Ihr Name ist früh auf eine Herkunft aus Böhmen gedeutet worden. Gegen ihre Gleichsetzung mit den Markomannen, wie früher die herrschende Auffassung war, weil man das germanische Böhmen mit diesen verknüpfte, haben sich neuerdings aber sehr gewichtige Bedenken erhoben.

Die bajuwarische Landnahme umfaßte zunächst das Gebiet südlich der Donau zwischen Traun und Isar. Sie begann etwa um 530, gehört also noch in die Bewegungen der sogenannten Völkerwanderung hinein. Die Bajuwaren stießen zunächst, als sie in der Ebene Fuß gefaßt hatten, vom Norden nach dem Süden vor. Sie stürmten über den Brennerpaß nach Südtirol, sie drängten in den Salzburger

Bergen dem Radstädter Tauernpaß entgegen. Neben dieser Stoßrichtung bildete sich eine zweite aus, die nach Osten gerichtet war, wo es nach dem Abzug der Langobarden nach Italien (568) gegen einen gefährlichen Gegner, die Awaren, Grenzwacht zu halten galt. Die Namen Erlaf und Traisen, die auf eine unmittelbare Namensübernahme aus dem Mund der romanischen Vorbewohner schließen lassen, verweisen auf ein „Vorfeld bajuwarischer Siedlung von Anbeginn an“, das sich an der Erlafmündung und im Tullnerfeld ausbreitete.

Ernst Klebel, der unermüdliche Erforscher bajuwarischer Siedlung, hat auf die Tatsache des Auftretens mehrerer Namen der ostgotischen Sage auf engem Raum hingewiesen. 832, also sehr früh, wird eine „Harilungoburg“ an der unteren Erlaf erwähnt. Der Dietrichsreke Dietleib erscheint in Steyr beheimatet, und Heime, ein anderer Reke des Berners, könnte vielleicht mit Hainburg in Verbindung gebracht werden, zumal da sein Vater der Rossezüchter Studas genannt, gegenüber von Deutsch-Altenburg (dem alten Hainburg) aber der seltsame Ortsname Stopfenreith (Stuotpherrich-Stutenpferch) auftaucht; Wildeber, ebenfalls einer der Mannen des Dietrich von Bern, würde nach Mautern an der Donau weisen, das früher Eparesburch hieß. Dies könnte den Schluß auf eine Landnahme unter einer gewissen ostgotischen Patronanz im Nachklang der Tage des großen Theoderich erlauben, wenn auch das Ostgotenreich neuerer Forschung nach selbst kaum über die Alpen reichte.

Die bajuwarische Landnahme traf überall — mit Ausnahme von Tirol — eine durch die schweren Schicksale der Völkerwanderung bereits ausgelaugte, verwaschene, herabgesunkene Kultur und eine wohl verarmte, nur noch dünne romanische Bevölkerung an. Kaum 30 bis 40 romanische Ortsnamen stellen sich neben die zahlreichen -ingen-, -heim- und -hausen-Namen der Einwanderer in Altbayern, Salzburg und Oberösterreich, und die angetroffene römische Bevölkerung wird hier auf nicht mehr als ein Zehntel der Ankömmlinge geschätzt. Nur in der Gegend um Salzburg, wo sich deutsche und romanische Namen scharf voneinander absetzen, mögen Kämpfe mit den Ansässigen geführt worden sein. Hier ist ja auch der alte Name Juvavum dem neuen Salzburg gewichen.

Vielleicht zwei Menschenalter nach der bajuwarischen Land-

nahme drangen die Slowenen, genauer südslawische Völkerspitter, in die Ostalpen ein. Die Awaren, schonungslos und allgewaltig, seit 569 die Herren der Donautiefenebene, trieben sie vorwärts. Weit hin griffen fächerförmig um das Awarenreich gebreitet die Streusiedlungen der von dem asiatischen Hirten- und Kriegervolk unterworfenen Slowenen aus. Schon 592 mußte der Bajuwarenherzog Tassilo I. im Pustertal Tirol vor ihnen beschützen.

Wahrscheinlich gehörten die slawischen Gebiete der Ostalpen und des Alpenvorlandes zum Slawenreich des fränkischen Kaufmanns Samo (623–659), gegen das der Frankenkönig Dagobert (628–638) erfolglos zu Felde zog. Der Mittelpunkt des Slawenreiches aber, wie einmal gemeint worden ist, dürften sie nicht gewesen sein. Dieser lag in Böhmen, wohin das Schlachtfeld von Wogastisburg deutet. Allerdings beteiligte sich auch der Langobardenkönig am fränkischen Feldzug, und es dürfte damit die Besitznahme des Gailtales durch die Langobarden verbunden gewesen sein.

Bestand überhaupt ein – gewiß nur lockerer – Zusammenhang zwischen Nord- und Südslawen, so wurde er durch einen bajuwarischen Vorstoß etwa um 675 für immer zerrissen. Die Bajuwaren gelangten damals bis an den Westrand des Wiener Waldes. Von all den Kämpfen, mit denen diese Ausbreitung verbunden gewesen sein muß, ist uns nur kärglichste sagenhafte Kunde gegeben.

Die slawische Bevölkerung in den Ostalpen erscheint nach 650 in einem Herzogtum Karantanien zusammengefaßt. Es stand wohl unter langobardischer Oberherrschaft und weist gewisse langobardische Einrichtungen auf. Carantana (Karnburg) ist sein Mittelpunkt. Schon aber greifen auch im Alpenraum die Bajuwaren um sich. Vor der Mitte des 8. Jahrhunderts erobern sie das obere Ennstal wie auch den Bereich des Liesing- und Paltentales. Um 740 wendet sich der karantanische Herzog mit der Bitte um Hilfe gegen die erstarkenden Awaren an den Baiernherzog Odilo. Der Herzog heißt Boruth, ein Name, der nicht slawisch gedeutet werden kann, sein Sohn Cazatius. Auch dieser Name ist kaum slawisch. Handelt es sich hier etwa um eine awarisch bestimmte Dynastie, die nach dem Tode Samos aufkam?

So gelangt Karantanien unter bajuwarische Abhängigkeit. Nach dem Tode Chetimars (germanischer Name), des Neffen und Nachfolgers von Boruth, erhoben sich 769 die Slowenen. Tassilo unter-

warf jetzt (nach einem Sieg, den er der Sage nach bei St. Gertraud am Lurnfeld errang) das Herzogtum. Von nun ab (772) verwalteten bajuwarische Grafen das Land. Es bildete sich eine deutsche Oberschicht in Karantanien, der im 9. und 10. Jahrhundert deutsche Streusiedlungen, „Nester deutscher Dörfer“, folgten, wodurch die Grundlage für die Eindeutschung der keineswegs dichten slawischen Bevölkerung geschaffen wurde.

Zweifellos in häufiger Auseinandersetzung mit den Awaren breitet sich auch im Alpenvorland südlich der Donau die bairische Siedlung weiter aus. Um 750 wurde von Tegernsee her die Zelle des heiligen Hippolyt (St. Pölten) gegründet. Vorstöße der Awaren gingen zeitweise, zuletzt noch um 791, über das Errungene hinweg, ohne daß damit immer Zerstörungen verbunden waren.

Es sind die Baiernherzoge aus dem Haus der Agilolfinger, denen das Verdienst an dieser fortschreitenden Ausbreitung, zugleich an der mit ihr untrennbar verbundenen Missionierung zufällt. Klostergründungen trieben die Gesamtentwicklung weiter. Das Entstehen zweier großer Klöster knüpfte sich an den Namen des Herzogs Tassilo III. (748–788). Es sind Innichen in Südtirol (769) und Kremsmünster in Oberösterreich (777).

Zur Entscheidung konnte indes der lange Streit mit den Awaren nicht aus der Kraft des bajuwarischen Stammes allein geführt werden. Es bedurfte der Unterstützung des fränkischen Großreiches, das soeben unter Karl dem Großen den Gipfel seiner Macht erklimmte. 788 wurde das Baiern Tassilos unter Sturz des alten Herzoghauses dem Frankenreich endgültig einverleibt, und drei Jahre später begann bereits der Kampf mit den wieder bis an die Enns vorgedrungenen Awaren. In drei Feldzügen, dem großen, dreifachen von 791, an dem Karl selbst teilnahm, dem Stoß Erichs von Friaul ins Herz des Awarenreiches 795 und Pipins Vordringen bis an die Theiß 796, wurden die Awaren zu Boden geworfen. Nunmehr von den Slawen bedrängt, erbaten und erhielten sie 805 durch Kaiser Karl neue Wohnsitze. Hier, in Westungarn, sind sie vor 889 ausgestorben, ohne daß uns darüber irgendeine Quellennachricht vorliegt.

Nun war die Grenze des Frankenreiches bis tief in die Ebene Westungarns hinein vorgeschoben. Ins Steppenland aber griff die

fränkische Herrschaft ebenso wenig aus wie einst die römische. Die Gegend von Budapest wurde nie von ihr erfaßt.

*

Das neugewonnene Land wurde von Karl geteilt. Bis zur Drau fiel es dem bairischen Statthalter Gerold, südlich davon dem Markgrafen Erich von Friaul zu. In der Zeit nach Karl zerfiel dieser Friauler Besitz in einzelne Grafschaften, die ein geschichtliches Eigenleben im Rahmen des Reiches begründeten. Als 799 Gerold fiel, wurde das Gebiet östlich der Enns zu einer eigenen Ostmark gemacht, als deren erster Markgraf Choteram überliefert wird.

Ostwärts von ihr entstand eine Grafschaft Oberpannonien. Als sich unter Moimir, vielleicht unter Mitwirkung von Awarenresten, das Großmährische Reich bildete, das Böhmen, Mähren und die Slowakei umfaßte, flüchtete der Slawenfürst von Neutra, Pribina, zum fränkischen Grafen Ratpot, dem damals (834) das gesamte Südostgebiet unterstand, und erhielt von diesem ein ausgedehntes Gebiet, das von Pettau in der späteren Untersteiermark wohl bis nach Belgrad hin, nach Norden aber bis zum Bakonywald reichte.

Dieser Pribina, der seinen Sitz in Mossburg, inmitten eines Sumpfes der Sala, aufschlug und hier unter fränkischer Oberhoheit bis 860 herrschte, war ein Förderer deutscher Besiedlung. Deutsche Orte (Stepiliperc, Luidolfeschiricun, Otareschiricun, Paldmunde-schiricun, Keisi) begegnen uns neben nur drei slawisch benannten und den Orten aus der Römerzeit, Bettowia und Ad Quinque Basilicas (das spätere Fünfkirchen), die wohl auch deutsche Bewohner hatten. 860 schenkte Pribina dem Kloster Niederaltaich seine Besitzungen um Salapiugiti. Urkundlich erscheinen die Ortsnamen Wal-tungesbach, Hrabagiskeit, Chirichstettin. Am Plattensee wurde ein Bach und Ort Quartinaha genannt, wurde von Kozel (860–874), Pribinas Sohn, Wampaldsdorf an das Bistum Freising geschenkt. 850 unterstellte Pribina sein Gebiet feierlich der Kirchenhoheit von Salzburg. Wir begegnen später als Salzburger Entsandten einem Swarnagal, dann dem Archipresbyter Altfried, endlich einem Richpald. Der Salzburger Erzbischof Liupram (836–859) gründete Kirchen in Ternperch, in Weride und Fizkere, bei einem zweiten Besuch in Cella, in Muzzilischiricun und Abbanza. Halten wir fest, daß auch im Land nordwestlich der Raab, wo es 844 zwei deutsche Grafschaften gab, deutsche Siedlungen erwachsen. Hier wurde 844

am Zoeberbach der Ort Brunnaron genannt. Wir finden Ortsnamen wie Wachreini, Wisitendorf, Benninwanc, Lilienprunn, Orauntesperch, einen Witinesperc, eine Besetzung Peinichacha. Im ganzen Bereich des fränkisch beherrschten Pannonien überwiegen die deutschen Ortsnamen die slawischen. Reicher Besitz der deutschen Kirche breitete sich über Pannonien aus. Freising, Niederaltaich, Sankt Emmeram und natürlich immer wieder das mächtige Salzburg begannen uns als Grundherren. Beachtet man den Umstand, daß das den Awaren entrissene Land ohne Zweifel sehr dünn besiedelt war und hier Deutsche und Slawen erst Fuß fassen mußten, so waren für eine deutsche Besiedlung des ausgedehnten fruchtbaren Landes schöne Aussichten gegeben. Freilich waren die Voraussetzung dafür eine ruhige Entwicklung und Stetigkeit der Machtverhältnisse. Das Ostfränkische Reich und die Salzburger Kirche mußten beide dieses Grenzland behaupten.

Man kennt die Schwäche Ludwigs des Frommen (814–840), kennt die anarchischen Zustände, in die sich das große Frankenreich unter seiner Regierung aufzulösen schien. Allein das Ostfränkische Reich, das 843 im Teilungsvertrag von Verdun der legitime Herr des gesamten deutschen Ostens wurde, verkannte die Bedeutung der Grenze nicht. Es liegt auf dieser Linie, wenn wir nach 856 eine Zeitlang dem Königssohn Karlmann, Ludwigs des Deutschen ältestem Sohn, als Präfekten im pannonischen Gebiet begegnen. Ludwig der Deutsche und mit ihm die fränkische Kirche griffen auch rechtzeitig zu, als im Fürstentum des Kozel, der seinem Vater Pribina 860 nachgefolgt war, 867 aus Konstantinopel die byzantinischen Slawenapostel Method und Konstantin erschienen und den Fürsten, der offenbar mißvergnügt die wachsende Salzburger Macht in seinem Gebiet beobachtete, für eine slawische Kirche gewannen. Kozel erlangte von Papst Hadrian II. (867–872), der gleichfalls bereit war, die deutsche Machtausdehnung herabzumindern, die Weihe des Method zum Erzbischof von Pannonien mit dem Sitz in Sirmium. Diese Verletzung der Rechte des ostfränkischen Königs wurde nun energisch geahndet. Method mußte vor einer bairischen Synode, an der auch Ludwig der Deutsche teilnahm, erscheinen. Er wurde verurteilt und zweieinhalb Jahre in Freising in Haft gehalten. Wohl befreite ihn 873 Papst Johannes VIII. (872–882), aber mit seinem Einfluß am Plattensee war es

vorbei. Method wandte sich schließlich nach Mähren, allein auch hier wurden seine Schüler und Nachfolger 885 vertrieben. Kozel mag um 874 gestorben sein, im gleichen Jahre weihte der Erzbischof von Salzburg, Thietmar (874–907), eine Kirche in Pettau. Kozels Güter gingen in Salzburger oder Eichstätter Besitz über. Im Südosten jedoch erschien 875 Karlmanns unehelicher Sohn Arnulf als Herr über Karantanien und Pannonien, während die Ostmark wieder enger mit Baiern verknüpft wurde. Es nimmt sich wie ein energischer Versuch des Frankenreiches aus, seine Südostgrenze, die durch den unerschütterlichen Bestand des Großmährischen Reiches bedroht erschien, zu festigen. Es gab nun keine Pribinas und Kozels mehr, das Land war unmittelbar der deutschen Herrschaft unterstellt.

Das erfolgreiche Einschreiten des Königs und der bairischen Bischöfe gegen Method und seine slawische Kirche war eine geschichtlich bedeutende Tat. Die Westslawen wurden dadurch dem deutschen Macht- und dem römischen Kirchenbereiche erhalten. Wie schon durch das Eingreifen Tassilos III. in Karantanien war nun in noch größerem Bereich eine Entscheidung gefallen, die sich an die tausend Jahre behaupten sollte und das deutsche Übergewicht im Südosten gewährleistete.

Obwohl also die Schwierigkeiten an der Südostgrenze des Ostfränkischen Reiches von Ludwig dem Deutschen in beharrlicher Fürsorge für das von seinem Großvater erstrittene Pannonien beachtet wurden und seine Nachfolger Karlmann und Arnulf den Grenzbereich aus eigener Anschauung kannten, blieben freilich die Verhältnisse daselbst bedroht. Das bulgarische Reich des fernen Südostens wurde allerdings nur durch seine vorgeschobenen schwächeren Vasallen fühlbar, denen die Kraft zum Handeln fehlte. Bedrohlicher dagegen wurde das Großmährische Reich, das zu bezwingen der tapfere Ludwig nicht vermocht hatte. Ungestraft unternahm Swatopluk (870–894) nach 880 Plünderungszüge südlich der Donau. Die Verhältnisse in Pannonien, wo die Besiedlung noch dünn war, starke Stützpunkte fehlten, im Osten jedoch die kulturfeindliche, einem halbnomadischen Reitervolk günstige Steppe begann, die diesem den unermesslichen Vorteil der Beweglichkeit gegenüber dem fränkischen Heerbann verlieh, offenbarten sich doch gegen Ende des neunten Jahrhunderts als stark gefährdet. „Eine

Wunde in der Reichsgrenze“ nennt Klebel den Grenzbereich, in welchem die karolingische Ostmark, auch noch ein dünnbesiedeltes Land, nicht der machtvolle Stützpunkt sein konnte, als den man sich eine Mark vorstellen möchte.

Wohl waren inzwischen Reihen deutscher Dörfer längs des Wiener Waldes entstanden, auf -ing benannte Dörfer und später solche auf -dorf. Die Kirche hatte größere Landvergebungen durch den König erhalten, auch von Wald, der erst gerodet werden mußte. In der Ostmark siedelten die Stifte Tegernsee, Niederaltaich, Mondsee, Moosburg, das mittelfränkische Herrieden, sogar der Bischof von Metz, vor allem jedoch der Erzbischof von Salzburg in Karantanien. Eng damit ging natürlich die Christianisierung Hand in Hand. Im Bereich der Donau entstanden seit 860 Burgen, unter ihnen Herzogenburg, Wien und Tulln.

Schon aber nahte die verhängnisvolle Wende und mit ihr die Vernichtung der größten Aussichten der südostdeutschen Siedlung. Seit 882 erschienen die Madjaren in der Ungarischen Tiefebene. Das finnisch-ugrische Reitervolk half dem Ostfränkischen Reich das Großmährische Reich der schwachen Söhne des Swatopluk vernichten, doch es war selbst bereits vorher und noch mehr danach ein Bedränger des deutschen Grenzlandes. Seitdem die Petschenegen 895 den Madjaren den Rückweg in die alte Heimat zwischen Donaumündung und Don verriegelten, ließen diese sich dauernd in der Ungarischen Tiefebene nieder. Zu dieser Zeit (899) starb Arnulf von Kärnten, der tapfere, in den letzten Jahren seines Lebens durch Krankheit gelähmte ostfränkische Herrscher. Ein Kind herrschte nun über das Ostfränkische Reich, wo sich allenthalben Sonderbestrebungen geltend machten. So begann die Südostgrenze zu zerbrechen. Es fing mit einer Niederlage im Süden, 900 bei Laibach, an. Im gleichen Jahre berichteten die bairischen Bischöfe in verzweifelter Klage an den Papst Benedikt IV. über die Verwüstungen. 901 fiel der Herzog von Slawonien, Brazlaw, der vielleicht der Gründer von Preßburg war, in sieglosem Kampf mit den Madjaren. Arnulf hatte ihm – und wir dürfen darin ein Zeichen für die schwierige Lage an der Grenze erblicken – die Hut Panoniens anvertraut. Nach Brazlows Fall eroberten die Madjaren das Plattenseegebiet und zerstörten Sabaria. Nun vollends wurde in einem „bellum pessimum“, wie die Salzburger Annalen berich-

ten, der bairische Heerbann am 9. Juli 907 bei „Brezalauspurc“, (Preßburg) vernichtet. In dem unglücklichen Kampf mit den feindlichen Reiterfluten fielen der Markgraf Luitpold sowie der Erzbischof von Salzburg, Thietmar, mehrere Bischöfe und zahlreiche Große Baierns. Die Schwere der erlittenen Niederlage und die Bedeutung der Schlacht sind damit gekennzeichnet.

Die Ostmark war verloren. Für bittere Jahrzehnte wurde die Enns wieder zum Grenzfluß; Pannonien hingegen war endgültig verlorengegangen. Die deutschen Siedler im Bereich der Leitha, der Spratz, der Pinka, Lafnitz, Raab und Sala, außerdem am Plattensee überdauerten wenigstens teilweise den Zusammenbruch, wohl auch einzelne Kirchen und Klöster. Die alten Grundherrschaften verschwanden, doch vergaß die deutsche mutterländische Kirche ihren alten legitimen Besitz nicht. Auch für das Gebiet der untergegangenen Ostmark und den Bereich des Grazer Beckens läßt sich das Weiterbestehen alter Siedlungen erweisen. Ohne Zweifel aber gewann der Wald da und dort, wo neu gerodet worden war, nun wieder die Oberhand.

Die Könige aus dem sächsischen Hause, Heinrich I. und Otto der Große, bändigten schließlich die Madjaren. Ottos Bruder Heinrich siegte 950 über die Ungarn. Es wurde jedoch 955, bis durch den König selbst in der Schlacht auf dem Lechfeld eine entscheidende Abrechnung erfolgen konnte. Der Sieger mußte indessen zum Kampf gegen die aufständischen Slawen nach Norden aufbrechen, und der Feldzug fand deshalb mit der Hinrichtung des Madjarenhäuptlings Karchas Bulosudes (Bultzu), der den Heerzug angeführt hatte, in Regensburg zunächst mehr einen symbolischen Abschluß.

Otto der Große errichtete die Ostmark wieder. Drei Jahre nach seinem Tode, 976, wurde sie dem Geschlecht der Babenberger übergeben. Dieses war nach der Überlieferung des Hauses, die uns der Babenberger Otto von Freising (1138–1158), Bischof und Geschichtsschreiber, mitteilt, fränkischen Ursprungs. Noch aber kam das neue Grenzgebilde im Umfang keineswegs der alten karolingischen Ostmark gleich. Nur langsam rückte man nach dem Osten in das vielfach zum Ödland gewordene Gebiet vor. Karantanien muß, wofern es überhaupt an die Madjaren verlorengegangen und nicht durch seine Gebirge und Wälder im wesentlichen vor ihnen geschützt war, rasch wieder in die Hand des Baiernherzogs gelangt

sein. Denn das Erzbistum Salzburg präsentierte seine alten Ansprüche, die sich auf die Gegend von Moosburg in Westungarn richteten, mit einer „Fälschung auf König Arnulf um 890, in der eine Reihe der westungarischen Güter so ausführlich beschrieben wird, daß sie damals in deutscher Hand, vielleicht der des Baiernherzogs, gewesen sein müssen“. Trotz der kaiserlichen Bestätigungen von 977, 982 und 984 gelangte Salzburg nicht in den Besitz der angesprochenen Güter. 985 dürfte Heinrich der Zänker, als er sich gegen die Reichsregentschaft, die seit 983 für den unmündigen Otto III. bestand, mit dem Ungarn Geisa (Geza) (972–997) verbündete, auf diese Besitzungen verzichtet haben.

Es rächte sich, daß nicht sogleich 955 oder doch im nächsten Jahr das hart angeschlagene Ungarnvolk verfolgt worden war. Noch waren damals die Madjaren nicht sesshaft, noch genossen sie nicht für ihr doch erst zwei Menschenalter vorher in Besitz genommenes Land den Schutz, den nun einmal die Zugehörigkeit zum Christentum bedeutete. Noch konnte man durchaus die Dinge im Südosten als im Fluß befindlich ansehen.

Dies änderte sich nach 955. Die Madjaren wurden Christen, und Geisa setzte sich gegen regional mächtige Stammesfürsten durch, schuf also die Vorbedingung für eine staatliche Konsolidierung. Gewiß war das junge madjarische Christentum noch zwielichtig, da nebenher weiter den heidnischen Göttern geopfert wurde und das Volk damals wohl noch überwiegend am alten Glauben festhielt; es war zwiegesichtig, da auch Konstantinopel zeitweise recht wirksame Bekehrungs- und Einflußversuche zu unternehmen vermochte. Von Deutschland aus bemühte sich besonders der Bischof Pilgrim von Passau (971–991), dessen Ehrgeiz hier für sein Hochstift ein großartiges Feld der Tätigkeit ersehnte. Sein Instinkt erkannte den Schwerpunkt für die nächste Zeit, dem aber doch von seiten des Reichsoberhauptes keine konsequente Förderung zuteil wurde. Ohne Zweifel haben die Rebellionen Heinrichs des Zänklers gerade im Hinblick auf Ungarn dem Reiche und damit der deutschen Südoststellung sehr geschadet. Pilgrims weitreichende Hoffnungen gingen auf die Erhöhung der Passauer Diözese zum Erzstift und auf die Erlangung der Missionsbetrauung für ganz Ungarn hinaus. Vielleicht scheiterten sie letztlich an dem früher berührten Verzicht Heinrichs des Zänklers 985. Gewisse Bekehrungserfolge blieben Pil-

grim allerdings nicht versagt. Er entsandte Missionare, darunter wahrscheinlich den Sankt Gallener Mönch Prunwart. Wajk, Geisas Sohn, nahm bei der Taufe den Namen Stephan an, was, da Stephan der Schutzheilige Passaus war, auf Pilgrims Einfluß, vielleicht auf die Bewirkung der Taufe hindeutet.

Stephan (997–1038) selbst erschloß sein Land endgültig der abendländischen Kirche, jedoch einer ungarischen Erzdiözese, die ihm Kaiser Otto III. und Papst Silvester II. in Gran bewilligten. Von jetzt ab schlossen sich die Tore Pannoniens für die deutsche Kirche. Nun baute sich unter starker Übernahme deutscher Einrichtungen, aber auch deutscher Gefolgsleute der bairischen Gemahlin Stephans, Gisela, der ungarische Staat auf. Mehrere ungarische Geschlechter leiteten später ihre Abkunft von solchen ins Land gekommenen Deutschen her. Deutsche Geistliche waren wirksam am Aufbau der ungarischen Kirche beteiligt.

Hatten sich die Madjaren bisher wohl durch Ödlandstreifen vom Reiche abgeschieden gehalten, so wurde unter Stephan das System der Gyepues, der Grenzwächter, eingerichtet und die Grenze durch Verschanzungen der Durchgänge durch die ausgebreiteten Sümpfe gesichert.

Inzwischen waren Pettau (977), der Raum von Cilli (980) und Marburg (985), damit größere Teile der späteren Untersteiermark, wohl aber auch Mittelsteier wieder in die Hand des Deutschen Reiches gelangt. Der Wiener Wald wurde wieder erreicht, und 996 kam für die Ostmark der klangvolle, damals indes noch keineswegs in seiner späteren Bedeutung empfundene Name Ostarrichi auf. Um 1000 erfolgte die Ausbreitung ins Wiener Becken, und die Leitha als Landesgrenze wurde erreicht.

Zwischen dem letzten Ludolfinger Heinrich II. (1002–1024), dem die spätere Überlieferung die Ehre der Bekehrung der Ungarn zuerkannte, und seinem Schwager Stephan bestanden freundschaftliche Beziehungen. Unter dem ersten Salier gab es Streit. Konrad II. (1024–1039) fühlte sich durch Stephan und Gisela gereizt. Er unternahm einen an der Unwegsamkeit des Grenzlandes scheiternden Vorstoß nach Ungarn. Auf der Verfolgung nahmen die Madjaren Wien. In einem Frieden, den der nachmalige Kaiser Heinrich III. (1039–1056), Konrads Sohn, schloß, wurde das Gebiet zwischen Leitha und Fischa den Ungarn überlassen.

Dieser selbe Heinrich jedoch, der seinem Vater 1039 in der Regierung folgte, wurde bald der erfolgreichste deutsche Herrscher im Verhältnis zu Ungarn, wenigstens in der ersten Zeit seiner Herrschaft. Stephan starb 1038. Sein Nachfolger, der gewalttätige Venezianer Peter Orseolo, war im Königreich unbeliebt. Obwohl den Deutschen feindlich gesinnt, mußte er vor einem Angriff Abas zu Adalbert, Markgraf der Ostmark, fliehen. Er erlangte die Verzeihung des deutschen Königs. Da Aba die Ostmark überfiel und die Bedingung des dann eingegangenen Friedens — die Rückgabe des Gebietes zwischen Leitha und Fischa — nicht erfüllte, unternahm Heinrich III. einen Feldzug gegen Ungarn. Peter Orseolo war in seinem Gefolge. Diesmal vermochten die Deutschen, da sie von Ortskundigen geführt wurden, die Schanzen und Sümpfe zu umgehen. Östlich der Raab gelang es, den Gegner zur Feldschlacht zu stellen. Bei Menfoe wurde das feindliche Heer vernichtet. In Wizenburg wurde Peter von Heinrich wieder auf den Thron gesetzt (1044). Jetzt oder schon vor Menfoe schwor er dem deutschen König den Lehenseid. Heinrich, der eine Art von Landfrieden in Ungarn verkündigte, ließ Peter eine deutsche Leibwache zurück. Im nächsten Jahr erschien der deutsche König von neuem und erteilte zu Gran anlässlich des Pfingstfestes Peter feierlich die Belehnung. Aba war ein Jahr zuvor enthauptet worden.

Bald aber trat eine Wende ein. Peter errang keine Beliebtheit im Lande. Madjarischer Nationalhaß wandte sich gegen den „Petrus Teutonicus“ und die deutsche Leibwache. Peter wurde durch den Arpaden Andreas gestürzt und von seinen Feinden geblendet. Eine heidnische Reaktion wallte auf, der größte Teil der Bischöfe und viele Mönche wurden ermordet.

Andreas (1046—1061), der sich zur deutschen Lehenshoheit über Ungarn bekannte, wußte den Kaiser mit Versprechungen hinzuhalten. Kriege Heinrichs III. (1050 und 1051) blieben nun erfolglos. Der letztere Feldzug scheiterte vor Preßburg, das vergeblich belagert wurde. Wieder blieben zustande gekommene Friedensvereinbarungen unerfüllt, die große Zugeständnisse des ungarischen Königs, auch die Abtretung von Grenzkomitaten, enthielten, insbesondere 1053 infolge der Hetzereien des nach Ungarn geflüchteten rebellischen Herzogs von Baiern, Konrad von Zutphen. Der Abtrünnige überfiel mit madjarischen Truppen unter schweren Ver-

wüstungen die Karantanische Mark und starb dann, auf dem Rückwege von den Österreichern geschlagen, in Ungarn. Nach dem Tode Heinrichs III. (1056) sank das Reich in die Schwäche der Vormundschaft für den unmündigen Heinrich IV. Als 1058 Judith, die Tochter Heinrichs III., dem späteren König Salomon I. (1063–1074), dem Sohne des Andreas, vermählt wurde, hatte das Reich wohl stillschweigend auf die Lehensherrschaft über Ungarn verzichtet. Vergebens aber suchte man den König Andreas I. gegen seinen Widersacher Bela I. (1061–1063) zu schützen. Nur seine Familie konnte ins Reich gerettet werden (1060). Drei Jahre später führte Heinrich IV. seinen Schwager Salomon mit Waffengewalt in sein Königreich zurück. Wiederum umgingen die Deutschen die madjarischen Sperren. Sie eroberten die Grenzburg Misinginburch (Wieselburg). Nach elf Jahren jedoch mußte Salomon erneut um Hilfe bitten, wobei er die Abtretung von sechs Grenzbürgen versprach und die deutsche Lehenshoheit wieder anerkannte. Heinrich IV. drang darauf bis Waitzen vor, belehnte den wenigstens in den Westen seines Königreiches zurückgeführten Salomon und erhielt die Burgen (darunter wohl Misinginburch, Oedenburg, das damals noch *deserta civitas* hieß, Ungarisch-Altenburg, Guens und Steina-manger). Tatsächlich schenkte Heinrich bald danach dem Bischof Meginward von Freising aus der Beute „Ascherichsbrugge, Chuningesbrunnen, Nowendorf, Hasilowe“ und ein Gebiet zwischen Leitha und Vertowe.

Die Gebietserwerbung der sechs Grenzbürgen blieb indessen Episode. Oedenburg und Wieselburg lagen bereits 1096 wieder auf ungarischem Gebiet, für Oedenburg kam damals der Name Cyperon (Sopron) auf. Ein letzter Feldzug der Salier gegen Ungarn, der von Heinrich V. 1108 geführt wurde, blieb ebenfalls erfolglos.

Danach gab es noch gelegentliche Gebietsschwankungen an der ungarischen Grenze im Westen, die erst 1260 völlig an die Leitha vorgeschoben war. Vorher hatte der letzte Babenbergerherzog, Friedrich II. (1230–1246), versucht, Oedenburg, Wieselburg und Eisenburg als Pfänder für eine ihm durch den ungarischen König Bela IV. (1235–1270) geschuldete Geldsumme an sich zu ziehen. Es gelang nicht auf die Dauer. Im Kampf gegen Bela fiel der Herzog 1246 an der Leitha. Albrecht I., seit 1282 der erste der habsburgischen Herzoge von Österreich, eroberte im Kampf gegen den

fast unabhängig gewordenen Grenzgrafen von Güssing 1289 und 1290 erhebliche Teile Westungarns mit Oedenburg, Güssing und Preßburg, gab sie aber 1291 dem gegen Wien vordringenden Ungarnkönig Andreas III. (1290–1301) zurück. Reichten somit die Kräfte der österreichischen Herzoge nicht aus, um errungenes Grenzgebiet gegen den mächtiger werdenden Nachbarn festzuhalten, so erfolgte andererseits durch das sieghafte Vordringen deutscher Kultur eine Eindeutschung der großen madjarischen Herrengeschlechter. Diese „urkunden deutsch, heiraten deutsche Frauen, so daß es nur eine Folge dieser Eindeutschung der Oberschicht war, daß von 1440 bis 1647 das mittlere und nördliche Burgenland politisch zu Niederösterreich gehörte“.

Fassen wir die Entwicklung in Ungarn zusammen. Der Madjarensturm vernichtete die Hoffnung auf ein deutsches Pannonien. Ein Teil der karolingischen deutschen Besiedlung Westungarns behauptete sich, aber die Hoffnungen der einstigen deutschen Grundherren, ihren früheren Besitz wiederzuerhalten, verwirklichten sich nicht. Das deutsche Bauerntum Westungarns, das durch die Siedlung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts außerordentlich verbreitert und verdichtet wurde, blieb unter fremden Herren, wenn diese auch deutsche Sprache und Kultur annahmen. Nur zwei Jahrhunderte hindurch hatte ein Teil dieses Siedlungsgebietes durch die Zugehörigkeit zu Österreich deutsche Herrscher. Am zähesten von allen deutschen Kaiserhäusern des Hochmittelalters waren die Salier (1024–1125) um die Festigung der deutschen Macht im Südosten bemüht. Der Investiturstreit (1076–1122) unterbrach diese Bemühungen in entscheidender Zeit. Er löste haßerfüllte Gegenwirkungen des Papstes und verhängnisvolle Fürstenerhebungen in Deutschland aus, durch welche die Kraft des deutschen Königs völlig gebunden wurde und das deutsche Ansehen im Abendland litt. Inzwischen aber festigten sich das madjarische Volk wie das ungarische Königtum. Die Bemühungen des letzten Babenbergers und des ersten Habsburgerherzogs blieben ohne Rückendeckung durch das Reich.

*

War die babenbergische Ostmark im 11. Jahrhundert bis an die Leitha im Osten gewachsen und hatte hier ihre Grenze gefunden,

so konnte gegen Mähren, wo 1014 die Grenze noch bei Stockerau verlief, wohl im Böhmenkrieg Heinrichs III. 1041 die Thayalinie erreicht werden. Um 1050 erhielt das Bistum Passau, das nördlich der Donau eine rege Tätigkeit entfaltete, Kirchen in Horn und Ernstbrunn. Ein weiteres Vordringen der österreichischen Grenze über die Thaya nach Norden wurde jedoch ebensowenig möglich wie ein solches über die Leitha nach Osten. Man hat eine Erklärung dafür nicht nur in der Erstarkung der Madjaren und Tschechen, sondern auch in dem Markensystem selbst gesucht, das mit seinen Burgen ebenso sehr eine Verteidigung — und im Binnenland eine Eindeutschung der früheren slawischen Bevölkerung — erleichtert, wie es einen Angriff nach außen erschwert habe.

Eigenartig prägte sich der Marktcharakter aus. Im niederösterreichischen Viertel unter dem Wiener Wald hatte jedes Dorf sein Dorfgericht, hatte es seit dem 12. Jahrhundert Burgen oder turmbewehrte Höfe. Eine Mehrzahl gleichberechtigter Grundherren ist anzunehmen, wie es dem berittenen Aufgebot des 11. Jahrhunderts am besten entsprach. Im gleichen Jahrhundert entstanden auch die künstlichen Hausberge Niederösterreichs, die später oft Burgen trugen. Nach 1100 bildete sich in Niederösterreich, natürlich besonders an der Ostgrenze, ein Burgengürtel.

Es war die Waldrodung, der nun der Ausbau der Ostmark, überhaupt der Ostalpen, zu danken ist. Am Rand des dichten Waldes, in der Einsamkeit, hatten sich schon die alten Klöster von Sankt Gallen bis Sankt Pölten niedergelassen, und eine eifrige Rodetätigkeit knüpfte sich auch an die Hirsauer-, mehr noch an die Prämonstratenser- und Zisterzienserklöster an. Da ist in Oberösterreich Lambach, ist Garsten, das oberhalb von Steyr tätig ist, sind die steirischen Klöster Göß und vor allem Admont, ist das kärntnerische Sankt Paul, das den von Lavamünd bis Marburg sich erstreckenden Drauwald kolonisiert, ist Millstatt, das die Terrassen über dem See rodet. Sehr bedeutend war in den Hirsauer Stiften, die von Hochadligen gegründet wurden, die Stellung des Vogtes. Dieser und der Eigentherr des Klosters traten gewiß bedeutsam, vielleicht da und dort entscheidend in der Siedlung hervor. War doch die Rodung der große Lebensinhalt, die Mehrung von Macht und Einfluß der hochfreien Geschlechter, die ihre Angehörigen an die Vogtstelle, die eigentliche Exekutive des Klosterbesitzes, zu bringen ver-

mochten. Die Zisterzienser in Heiligenkreuz und Lilienfeld in Niederösterreich, im Kärntner Viktring und im steirischen Reun haben der Organisation des Ordens gemäß eine geringere Rodungstätigkeit entfaltet, eine stärkere schon in Zwettl im nördlichen Niederösterreich. Die Prämonstratenser rodeten mit ihren Stiften Schlägl und Geras im nördlichen Teil Niederösterreichs. Weitaus jedoch wurden die klösterliche Rodung wie die Rodung im königlichen Banngebiet, die Forstsiedlung, die das Waldland mit einer Fülle von Einzelhöfen besetzen ließ, von der ausgedehnten Siedlung der hochfreien Geschlechter überragt. Auf zwei Drittel werden die Siedlungen geschätzt, die durch die Wirksamkeit dieser Geschlechter erwachsen. Neben den bairischen Geschlechtern, die hier zahlreich auftreten, begegnen wir sächsischen, wie den Grafen von Formbach, den mächtigen und streitbaren Kuenringen, ferner den Edlen von Stille und Heft, den schwäbischen Welfen und Grafen von Ulten, den rheinfränkischen Spanheimern. Machtvoller als im Altland konnte hier, wo die großen Rodungen eine geschlossene Herrschaft ohne Belastung mit anderen Rechten begründeten, der bairische Adel emporwachsen.

Über alle Rodungsherren empor erheben sich durch Leistung, Macht und erlangtes Fürstentum drei Geschlechter: Es sind die Babenberger, die Eppensteiner und die Ottokare.

Am frühesten sind die Eppensteiner, die aus Viehbach bei Landshut stammen, im Rodungsraum in Obersteier ansässig. Zweimal, zuletzt von 1077 bis zu ihrem Aussterben 1122, sind sie Herzoge von Kärnten, vorher Markgrafen von Mittelsteier. Weite Bergwaldgebiete in Obersteier, aber auch in Mittelsteier und in der Weststeiermark (um Voitsberg) sowie Gebietsstücke in Kärnten wurden durch sie der Siedlung erschlossen. Geradezu die Schöpfer des Landes Steiermark wurden die Ottokare von Steyer, die Abkömmlinge eines Chiemgauer Grafengeschlechtes des 10. Jahrhunderts sein sollen. Sie begannen als Grafen im Ennstal, waren seit 1056 Markgrafen in Mittelsteier, seit 1122 aber die machtvollen Vögte des Klosters Sankt Lambrecht, das eben die Eppensteiner beerbt hatte. In solcher Machtfülle wurden sie 1180 beim Sturze Heinrichs des Löwen von Friedrich Barbarossa zu Herzogen der neugegründeten Steiermark erhoben, die ihren Namen von eben diesen Herren von Steyer erhielt. Bei dieser Stadt und am Traunsee hatten sie zu

roden begonnen, hatten in die Mittelsteiermark übergegriffen, seit dem Aussterben der Eppensteiner dann das Mürztal und die Oststeiermark erschlossen. Sie beerbten 1158 die Grafen von Formbach und Neunkirchen und setzten deren Rodetätigkeit im Waldgebiet des Wechsels fort. Vom Bachergebirge bis nach Steyr, von Ischl bis Radkersburg an der Mur machten sie ein Land urbar, das ihnen einen geschlossenen Machtbereich im Südosten gewährte. Kirchen und Klöster daselbst unterlagen ihrer Vogtei, und nur noch zwei hochfreie Geschlechter besaßen außer ihnen Besitz im Land. Neben ihrer Rodetätigkeit war es auch die seit 1160 angelegte Semmeringstraße, die das Land Steiermark zusammenwachsen ließ, während vorher seine einzelnen Teile mehr nach Salzburg und Oberösterreich, nach Kärnten, ja (das Grazer Becken) selbst nach Pannonien gehört hatten.

Eppensteiner und Ottokare schufen überwiegend eine Siedlung der Einzelhöfe, nur im Gebiet zwischen Mur und Raab eine Dorfsiedlung.

Der Erbe beider Geschlechter wurde schließlich das Haus der Babenberger, das selbst mittlerweile zu großer Macht herangewachsen war. 976 waren sie als Markgrafen der Ostmark berufen worden, die sie 270 Jahre beherrschen sollten. Mit den Kaisergeschlechtern der Salier und der Hohenstaufen verwandt, stiegen sie, die vorübergehend auch zu Herzogen von Baiern erhoben wurden, zu Herzogen von Österreich empor (1156), als die Ostmark auf dem Reichstag zu Regensburg ein eigenes Herzogtum wurde. 1190 erbten sie vom letzten Traungauer Ottokar das Herzogtum Steiermark. Der Bereich ihrer eigenen Rodung und damit ihrer Macht schlang sich in einem Bogen von Gars im Kamptal nach Klosterneuburg, Mödling und Traiskirchen um das altbesiedelte Gebiet. Besonders im Viertel unter dem Manhartsberg fiel ihre Tätigkeit sehr ins Gewicht. Sie schufen beinahe ausschließlich Dorfsiedlungen.

Nicht unbedeutend war auch die Rodungstätigkeit des Erzstiftes Salzburg in Teilen von Steiermark und Kärnten (Görtschitztal und Teile des Lavanttales) sowie des Bistums Gurk, das in Untersteier wie auch im Gurk- und Metnitztal wirkte.

Die Rodungssiedlung vor allem führte die Deutschen in die Ostalpen. „Während die deutsche Dorfsiedlung im Tal nur in den

Marktgebieten große Fortschritte machte, hat die Rodungssiedlung die slawischen und die romanischen Sprachinseln in den Tälern umsäumt und eingezwängt.“ In den größeren Höhen der Alpenhänge, in Bereichen, die vorher nur der Almwirtschaft dienten, drangen die sogenannten Schwaighöfe vor, die besonders dem Westen der Ostalpen, Tirol und Salzburg, zugehören. Die slawische und die romanische Siedlung hatten die Höhengrenze von 800 bis 1000 Metern selten überschritten.

Die landesfürstlichen Urbare lassen aus den Personennamen der Zehentpflichtigen für die Steiermark deutlich erkennen, wie machtvoll das Deutschtum bereits vorgedrungen war. Gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts erwies sich darin die Obersteiermark bis auf wenige slawische Splitter schon als rein deutsch, Mittelsteier besaß noch eine kleine slawische Minderheit. Ein Brixener Urbar für den Bereich des Millstätter Sees wies 1295 85% der Namen als deutsch aus. Um 1400 bereits dürfte die slawische Bevölkerung in Kärnten nicht wesentlich weiter verbreitet gewesen sein als die slowenische Minderheit heute. Ausnahmslos deutsch sind die Hausnamen der Rodungsgebiete zwischen Millstätter See und oberem Gurktal. Die Deutschen waren hier somit ohne Zweifel die ersten Bewohner.

Schneller als die Slawen in den Ostalpen mögen die romanischen Bevölkerungsteile in Tirol aufgesogen worden sein. Für Eppan in Südtirol sind 1290 unter 98 Personennamen nur 2 romanische und 12 aus dem Romanischen entlehnte nachgewiesen. Im 11. Jahrhundert war wohl die Eindeutschung des Eisacktales vollendet. Sehr zäh hielt sich die romanische Sprache im obersten Vinschgau.

Im großen gesehen fand die geschlossene deutsche Siedlung an der Drau ihre Grenze. Entlang diesem Fluß lief die Grenze zwischen den Erzdiözesen Salzburg und Aquileja. Letzteres offenbarte zweifellos keinen gleichstarken Rodungswillen wie Salzburg und verfügte wohl auch nicht über eine ausreichende Zahl von Eigenleuten, um deutsch siedeln zu können. In Krain vollends blieb der Prozeß stecken.

Ein letzter Siedlungsvorstoß, der große Aussichten hätte gewinnen können, erfolgte 1330 durch die Grafen von Ortenburg. Sie begannen die Erschließung des gewaltigen Waldes, der sich zwischen Fiume an der Adria und dem Uskokeengebirge erstreckte. Aber es reichte nicht mehr zur Schaffung eines breiten deutschen Land-

gürtels. Nur die begrenzte Siedlung Gottschee erstand und wurde später noch um ein wenig erweitert. Die große Zeit war vorüber. „Die Kraft der deutschen Bauern, der Wille zum Land ist um 1350 irgendwie zerbrochen worden.“

Zum Unterschied von der nordostdeutschen Siedlung steht im Südosten die Stadt am Ende des großen Werkes, nicht an seinem Beginn oder in seiner Mitte.

*

Die aus der Antike überkommenen „civitates“, Linz, Wels, Lorch, das nach Enns verlegt wurde, Pettau und Cilli, aber auch Saeben, Mautern, Laibach und die spätrömischen Kastellplätze Bozen, des weiteren Villach und vielleicht Lienz waren keine Mittelpunkte der Wirtschaft und besaßen keine Stadtverfassung.

Teils schon im 9., teils aber im 10. Jahrhundert begegnet uns eine Reihe fester Orte, die nach Flüssen benannt sind, an Hafenstellen lagen und die Donau begleiten. Es sind Steyr am gleichnamigen Flusse, Enns, Ybbs, Melk, Krems, Traismauer, Tulln, Wien und Schwechat. Alle wuchsen sie ohne Privilegien zur Stadt empor, wahrscheinlich Stützpunkte des Salzhandels, aber vornehmlich wohl mit dem Markensystem der Karolinger und noch mehr dem der Ottonen verbunden. Friesach, das durch seinen Silberbergbau bedeutend war, bekam 1016 ein Kaiserprivileg und Marktrechte. Unter dem dritten Salier erhielten dann Villach, Wels und Sankt Pölten ein Marktprivileg. An der Brennerstraße, die bis ins 12. Jahrhundert nur eine geringere Handelsbedeutung besaß, bestand Bozen und war seit 901 Brixen aufgekommen. Erst mit dem Ende des 11. Jahrhunderts setzten Neugründungen ein. Die Eppensteiner sind wohl die Gründer von Judenburg und des 1115 zuerst genannten Graz; die Spanheimer, die von 1122 bis 1279 Herzoge von Kärnten waren, die Gründer von Völkermarkt an der Drau. Weitere Gründungen folgten. Wien heißt seit 1137 Stadt. Noch sind bis 1180 von den späteren (1800) 107 Städten der Ostalpenländer erst 33 Märkte. Nun aber wurde bis 1200 durch den Willen des Landesfürsten, jedoch auch durch den Wetteifer der kleineren Territorialherren viele Städte und Märkte gegründet. Für den Landesfürsten waren die militärischen Zweckmäßigkeiten bestimmend, allerdings daneben wie für die kleineren Fürsten auch die steuerlichen.

In jähem Aufschwung kam Wien empor. Der Weinhandel lieferte das Geld; der Salzhandel, der Ungarnhandel und der seit Venedigs Aufblühen (1204) sehr wichtige Venedighandel fanden an dieser großen Straßenkreuzung ihre Stützpunkte. Die Stadt war damals bei weitem die erste von Süddeutschland. Die Semmeringstraße ist seit 1160 erschlossen, Spittal am Semmering entstanden. Wohl durch die Ergebnisse des Eisenbergbaus blühten die Gründungen Ottokars, Bruck an der Mur und Leoben, dann Knittelfeld und Sankt Veit an der Glan auf. Villach ist Handelsplatz, Steyr die Legstätte für den Innerberger Eisenhandel. Von Bergstädten ist früh Hallein, weit später (1280) Gmunden, erst 1303 Hall in Tirol genannt. Neben diesen Salzstädten, zu denen sich Aussee und Hallstatt gesellten, ließ der Bergsegen Friesach und Judenburg (Gold im oberen Lavanttal, auch Silber in der Nachbarschaft und seit 1265 Eisenerz) entstehen. In den Hohen Tauern, wo Gold in großer Menge gefördert wurde, entstanden in Gastein, Obervellach und Dölsach Märkte, aber keine Städte. Auch Schwaz im Unterinntal, wo im 15. Jahrhundert gewaltige Mengen Silber gewonnen wurden, war nur Markt.

An der Außengrenze gegen Böhmen und Ungarn erstanden Grenzstädte militärischer Art, insgesamt 25, darunter früh in der Steiermark Hartberg und Fürstenfeld, vor 1209 Marburg an der Drau, um 1230 Radkersburg, im 14. Jahrhundert die krainischen Städte Landstraß und Rudolfswert, Möttling und Tschernembl, die steirischen Savestädte Rann und Friedau. Gegen Böhmen zu waren in Niederösterreich Eggenberg, Horn, Allentsteig und Zwettl gegründet worden. Als 1194 der englische König Richard Löwenherz dem Kaiser Heinrich VI. (1190–1197) das gewaltige Lösegeld von 100 000 Mark Silber bezahlen mußte, fiel ein Teil davon an den österreichischen Herzog Leopold V. (1177–1194), der den Engländer in Erdberg bei Wien gefangen genommen hatte. Dieses Geld ermöglichte einen Umbau Wiens und die Neuanlagen von Laa, Hainburg, Wiener Neustadt und Friedberg. 1239 wurde Bruck an der Leitha Stadt, 1268 gründete Ottokar, der auch als österreichischer Landesherr ein eifriger Städtegründer gewesen ist, Marchegg, dann Waidhofen an der Thaya und Drosendorf. Gegen diese Festungskette errichteten die Madjaren einzelne Städte wie Guens und Eisenstadt, doch nur Oedenburg und Preßburg blühten empor.

Aus den Erfordernissen der Territorialverwaltung und Landesregierung entstanden 1190 Klagenfurt, um 1180 Innsbruck, um 1200 das steirische Voitsberg.

Etwa 30 Städte, von denen keine zu einer wirtschaftlichen oder politischen Bedeutung emporstieg, entstammten dem Ehrgeiz der kleineren weltlichen Herren, die hinter den großen nicht zurückstehen wollten. Sie blieben allesamt klein, manche, wie das 1300 gegründete Hardegg, stehen noch heute als winzigste Zwerge neben den übrigen Städten Österreichs.

Nur zweimal (1237 und 1276) trat episodisch an eine der Ostmarkstädte, Wien, die Aussicht heran, Reichshauptstadt zu werden. Sehr schnell jedoch entriß landesfürstlicher Wille der Stadt diese Verleihung. Alle österreichischen Städte blieben landesfürstlich. Eine große politische Bedeutung kam ihnen niemals zu.

Die Stadtrechte des Südostens ließen sich nicht so leicht zu Familien zusammenfügen wie im Nordosten. Ein Oberhofs-system gab es bei ihnen nicht.

Am reichsten waren die Märkte in Niederösterreich emporgewachsen (230 im Jahre 1800), es folgt die Steiermark mit 90, während Krain mit 16 an letzter Stelle steht. Gerade hier waren die Märkte die Stützpunkte des Deutschtums. Es ist betont worden, daß das Sonderleben dieser deutschen Städte und Märkte inmitten einer fremdsprachigen Umgebung durch ihre besonderen Verfassungsformen und die von der Umgebung gelöste Gerichtsbarkeit lange Jahrhunderte möglich wurde. Ihr Sonderleben verbot freilich auch in der noch günstigen Zeit eine germanisierende Wirkung auf die Umgebung, deren sich doch die Städte in Nordmähren und Schlesien erfreuen konnten.

*

Nur einige Worte über die staatlichen Gestaltungen im Südost-raum.

Für die Ostmark wurde das Jahr 1156, als sie zum Herzogtum erhoben wurde, von überragender Bedeutung. Von jetzt an war die Ostmark, die damals noch um das Marchland und das Gebiet zwischen Traun und Enns erweitert wurde, vom bairischen Mutterboden gelöst und ging nun ihren eigenen Schicksalen entgegen. 1180 wurde sie, als der Sturz Heinrichs des Löwen eine weitere

Schwächung des Herzogtums Baiern mit sich brachte, noch bis zum Hausruck ausgedehnt. Dieses junge Herzogtum wurde nach 1200, als die Landesherren beim Aussterben der großen altfreien Geschlechter die Lengenbacher, die von Perg und Marchland, die Vohburger, die Peilsteiner und die Landgrafen von Stefening und andere beerbten, zum geschlossenen Territorium umgewandelt.

Geschlossen war auch das Territorium des 1180 entstandenen Herzogtums Steiermark, das bis zum Bachergebirge reichte. Vom Bachergebirge bis Weixelburg östlich von Laibach und zur kroatischen Grenze dehnte sich die Windische Mark aus, die sich durch Königsschenkungen seit 980 entwickelt hatte. Das Gebiet war später von zahlreichen Herrschaften wohl eines größeren Familienverbandes durchsetzt, doch hatten auch Salzburg und sein Filialstift Gurk hier reichen Besitz. In diesem Bereich, der im wesentlichen die spätere Untersteiermark bildete, aber auch nach Krain hinübergrieff, erwarben die Markgrafen von Steier frühzeitig (1148) Tüffer. Zu großer Geltung hoben sich die Herren von Sannegg empor. Seit 1340 nannten sie sich Grafen von Cilli; dieses Geschlecht griff weit um sich. Seit 1136 gab es Herren von Krain, die sich wohl nach Krainburg so benannten. Das mächtige Geschlecht der Andechser beerbte die Herren von Krain und ließ kurz vor seinem Aussterben diesen Besitz 1228 dem letzten Babenberger, Friedrich II., den die Geschichte den Streitbaren nennt. Was indessen die Andechser gegen Kroatien gewonnen hatten, eigneten sich die Grafen von Görz, ein anderes machtvolles Geschlecht des Südostens, an, dem auch ihr Besitz im inneren Istrien und in Unterkrain zufiel.

Noch war also das steirische Unterland zersplittert, noch das spätere Herzogtum Krain erst „im Rohbau“ geprägt.

Waren die Ostmark und Steiermark aus dem Leibe des Herzogtums Baiern geschnitten worden, so hatte schon früher das Herzogtum Kärnten seinen Einfluß in Italien, den es den Ottonen verdankte, eingebüßt, hatte die Steiermark sich an Baiern und nach erlangter Selbständigkeit (1180) an Österreich binden gesehen. Um 1250 war Kärnten, wo der Herzog nicht viel bedeutete, keine Einheit. Salzburger und Gurker, auch Bamberger Besitz sowie der mächtiger Grafen (Heunburger, Ortenburger und Görzer) durchsetzten reichsunmittelbar das Gebiet. Erst unter dem tatkräftigen Habsburger Rudolf IV. (1358–1365) wuchsen Unter- und Mittel-

kärnten zu einem Territorium zusammen, während Oberkärnten erst 1495 zur Gänze dem Landesherrn zufiel, Salzburg und Bamberg gar erst 1535 auf ihre Sonderstellung verzichteten.

Tirol war 1248 durch Vereinigung des Andechser mit dem Besitz des Grafen von Tirol im Kern gebildet. Die Grafen von Görz, die zu Erben der beiden Geschlechter wurden, rundeten das Gebilde weiter ab. Dennoch gewann erst 1518 Tirol die Landesgestalt, die dann 300 Jahre Bestand hatte. Salzburg hatte sich bis 1260 zum geschlossenen erzbischöflichen Territorium entwickelt. Pinzgau, Pongau, Lungau und der Flachgau um die Stadt waren nun fest gefügt, wozu der große Salzburger Streubesitz in Osttirol, Kärnten und Steiermark kam. Der Versuch des Erzbischofs, den Besitz des Erzstiftes im bairischen Isengau zur geschlossenen Landeshoheit auszubauen, reifte nicht zum Erfolg.

Kehren wir nochmals zu den Babenbergern zurück. Der Letzte des Geschlechtes, ein unruhiger, ehrgeiziger und harter Mann, herrschte, wie oben dargetan, über Österreich, Steiermark und Krain und hatte auch an der Adria Fuß gefaßt. Der gleichnamige letzte Hohenstaufenkaiser Friedrich II. (1212–1250) war nach erfolgter Aussöhnung bereit, den Herzog, der ihm nun ein wertvoller Bundesgenosse sein konnte, zum König zu machen. Der stolze Traum zerrann, da der Babenberger den von Kaiser Friedrich geforderten Preis nicht zu bezahlen vermochte. Nicht lange danach (1246) fiel der streitbare Herzog, der sich die deutschen Komitate Westungarns sichern wollte, in der Schlacht an der Leitha gegen den Ungarnkönig Bela IV. (1235–1270).

Da mit Friedrich das Haus der Babenberger erloschen war, verfügte der Kaiser über die heimgefallenen Herzogtümer. Er ließ sie durch Generalkapitäne verwalten, wollte sie also wohl nicht mehr weitergeben. Es ist nicht auszudenken, was die unmittelbare Reichshand in diesen geschlossenen Territorien hätte bewirken können, wieviel größer, stärker, ausgreifender Österreich unter den Augen des Kaisers und in engerer Verbindung mit dem staufischen Hausbesitz in Schwaben hätte werden können, sosehr dieser Hausbesitz auch schon Minderungen erfahren hatte. Der rasche Tod auch des kaiserlichen Friedrich (1250) und das eintretende Interregnum machte diese Möglichkeit zunichte.

Fremde Hände griffen nunmehr nach dem Babenberger Erbe.

Przemysl Ottokar II. von Böhmen (1253—1278) bemächtigte sich Österreichs unter Berufung auf seine Ehe mit der Schwester des gefallenen Herzogs. Steiermark fiel zunächst in die Hand des Ungarnkönigs Bela IV., bis es ihm der kriegsstarke Ottokar 1269 durch seinen Sieg bei Kroissenbrunn auf dem Marchfelde entriß. Als Ottokar dann auch das Herzogtum Kärnten in seine Gewalt brachte und, den Spuren des letzten Babenbergers folgend, an der Adria Fuß faßte, gebot er über eine vom Erzgebirge bis zum Meere nahezu geschlossene Macht. Der König, der für seinen neuen Besitz großes Interesse zeigte und, wie wir sahen, auch hier ein Städtegründer wurde, fügte doch als Landesherr von Böhmen und Mähren Österreich und dem deutschen Volkstum empfindlichen Schaden zu. Er löste aus dem Verbande Österreichs bereits eingegliedertes deutsches Siedlungsland an der oberen Moldau und um Nikolsburg und fügte es Böhmen und Mähren ein. Als er sich dann 1276 Rudolf I. von Habsburg unterwerfen und das gesamte an sich gerissene Erbe der Babenberger dem deutschen König zurückgeben mußte, wurde die unberechtigt vorgenommene Grenzänderung nicht mehr rückgängig gemacht.

Die Habsburger, die nun im Jahre 1282 die Herzogtümer Österreich und Steiermark erhielten, erwarben in den folgenden zweihundertfünfzig Jahren Kärnten, Krain, Tirol und Vorarlberg, Görz und Gradiska sowie Triest. Sie verwuchsen mit dem Ostalpenland, das ihnen schließlich fast in seinem ganzen Umfange zugehörte. Die Krone des Reiches freilich, die dem Ausgreifen der unternehmenden Herzoge den festen Halt verliehen hätte, wurde ihnen nach der kurzen Herrscherzeit Albrechts I. (1298—1308) und dem schließlich gescheiterten Königtum Friedrichs des Schönen (1314—1330) erst 1438 zuteil. Damals aber war die große deutsche Siedlungsbewegung nicht nur im Südosten, sondern im gesamten deutschen Ostbereiche schon zum Stillstand gekommen.

So hatte sich der Bereich von Tälern und Flußbecken, begrenzten Ebenen und Tieflandbuchten, Berghängen und Talfurchen in den Ostalpen mit blühendem deutschem Leben gefüllt, das geschlossen bis nahe an die Drau heran siedelte, sie im obersten Flußlauf sogar überschritt. Was an slawischen Siedlungen dazwischen gelegen, war in einem friedlichen Prozeß aufgesaugt worden; dieser war bereits im 13. Jahrhundert abgeschlossen. Nun standen die erdveranker-

ten Dörfer und zahllosen Einzelsiedlungen, bergaufwärts noch zuletzt die kraftvollen Schwaighöfe, die der menschlichen Dauersiedlung Höhen erschlossen, wo sonst nur das kurzfristige Leben auf den Almen möglich gewesen war; nun erhoben sich die schmucken Märkte und kleinen, wehrhaft ummauerten Städte. Von den höchsten Höfen der Berge bis in die Ebene an der Donau, an der Mur, an der Glan *ein* blühendes Volksleben, so mannigfaltig es sich auch in seinem Inneren darstellte. Neuland war es, aber doch derartig eng an urwüchsig deutsches Altland angeschlossen, daß ihm nichts von der deutschen Volkskraft abging, während es noch Züge liebenswürdiger Art dem alten Bilde beizufügen vermochte. Wer dächte dabei nicht an das heitere und kindlich offene Wesen der Kärntner, wer nicht an das ernstere und schwerfälligere, jedoch gleichbiedere der Steirer, wer nicht an die Tiroler, an die nieder- oder oberösterreichische Art?

Vier Herzogshüte leuchteten schließlich, nachdem auch Krain zum Herzogtum wurde (1335), über dem Kolonialland. Obwohl die karolingischen Blütenträume und auch die ottonischen und salischen Hoffnungen auf weitere Machtausbreitung nicht ausgereift waren, so war es doch ein grandioses Werk, das hier vor allem dem bairischen Stamme für das Gesamtvolk geglückt war.

Die böhmische Zitadelle

Die bergumwallte Zitadelle Böhmen war durch lange Jahrhunderte vor der slawischen Einwanderung ein germanisches Land. Mit dem Königsnamen Marbods, der ein erstes Germanenreich errichtete, und dem Volksnamen der Markomannen, die das Kernvolk seines Reiches waren, stand es einige Zeit im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des Römischen Reiches. Am Ende des dritten Jahrhunderts erbebt dann Rom unter dem Ansturm der Markomannen und Quaden und vermochte die in mehreren Wellen erfolgenden Vorstöße nur mit äußerster Mühe im Vorhof Italiens aufzufangen. Sind diese Markomannen im 6. Jahrhundert aus ihrer Heimat abgezogen, um als Bajuwaren, „Männer aus Böhmen“, in Baiern, Salzburg und Oberösterreich wieder aufzutauchen?

Seit Bretholz 1912 und besonders 1921 die Theorie aussprach, daß die Markomannen und Quaden in Böhmen und Mähren verblieben, daß sie von der slawischen Einwanderung gewissermaßen nur überdeckt worden seien, wobei im besonderen die Sprachinseln durch „Zurückfluten ehemals ringsum ansässigen deutschen Volkstums“ entstanden und dann später in der deutschen Bevölkerung der Sudetenländer wieder aufgetaucht seien, kam die Frage der Kontinuität nicht mehr zur Ruhe. „Die Markomannen sind nicht ausgewandert“, erklärte A. Helbok. Seuchen (Pest) hätten allerdings ihre Zahl dezimiert, ist die Meinung des Prähistorikers L. Franz. Das archäologische Material sei für Böhmen und Mähren in der Zeit vom 8. bis zum 10. Jahrhundert rein deutsch. Das Tschechische weise, so wurde von anderer Seite erklärt, in Satzbau und Lautgefüge stärkste deutsche Beeinflussung auf. Demgegenüber betonte Klebel, daß die Markomannen und Quaden in Böhmen und Mähren schon im 5. Jahrhundert kaum mehr anzunehmen seien, dort vielmehr Langobarden, Skiren und Rugen, auch Thüringer und endlich die Heruler, dann aber seit 508/509 bis zu ihrem Abmarsch nach Italien die Langobarden geherrscht hätten. Möglicherweise hätten die Langobarden damals (568) mit Pannonien auch das Quadenland den Awaren übergeben. In Böhmen dürften die Tschechen erst um 600 eingewandert sein. Ganz entschieden widerspricht von der Namensforschung her Ernst Schwarz der Bretholz'schen Theorie. Nur einige Namen, die Flußnamen Moldau und Angel, den Bergnamen Říp des böhmischen Weiheberges (germanisch *rip*, noch im 14. Jahrhundert „Reiff“), die Namen Olmütz (Alamundis) und Brünn, vielleicht auch die von Znaim und Lavenburch-Lundenburg, können nach Meinung der Sprachwissenschaft lediglich durch unmittelbare Übernahme aus germanischem Munde erklärt werden.

Germanische Volkssplitter, aber wohl kaum mehr, sind mithin bei der Einwanderung der Tschechen in Böhmen und Mähren gewesen. Sie sind zweifellos, möglicherweise als eine Herrenschaft, die allmählich die Sprache der Diener angenommen, im Tschechentum aufgegangen. Sie sind auch nicht mehr geschichtlich, sondern im allergünstigsten Falle mit der vorströmenden deutschen Siedlung wieder lebendig geworden. Die Masse der späteren Sudeten-deutschen hat nichts mit ihnen zu tun.

Andererseits haben sich die Tschechen beide Länder nicht durch Kämpfe einer nachhallenden Heldenzeit erschlossen. Es gibt keine Spur einer slawischen Sage darüber. Die hier eingezogenen Slawen sind vielmehr ebenso wie ihre südslawischen Brüder und die Elbslawen zunächst Ackerknechte der Awaren, die barbarisch genug mit dem Dienervolk umgingen.

Der Franke Samo, der im 7. Jahrhundert bei den Slawen, zu denen er als Kaufmann kam, eine doch wohl auf Böhmen basierende Reichsbildung vollzog, befreite die Tschechen von der Zwingherrschaft der Awaren (um 625). Er behauptete sich auch gegen einen Angriff des Merowingerreiches (631). Obwohl er 35 Jahre bis 660 regierte und von seinen zwölf wendischen Frauen 22 Söhne und 15 Töchter erhielt, scheint es ihm nicht gelungen zu sein, eine Dynastie zu bilden. Die ohne Zweifel von ihm aus seiner Heimat mitgebrachte Schar bewaffneter Kaufleute mag auf ähnliche Weise wie er (slawische Ehen) ihr Volkstum aufgegeben haben. Inwieweit und ob überhaupt die Przemysliden, die nach längerem Dunkel in der Geschichte Böhmens auftauchen und später zum Herrschergeschlecht des Landes wurden, auf germanisches Blut zurückzuführen sind, ist unbekannt. In der Libussasage reicht die königliche Jungfrau Libussa aus dem Geschlecht der uralten, als göttlich empfundenen Eigner des Landes dem Premislaus, einem Mann, der an Geburt tief unter ihr steht, die Hand. Ist es abwegig, in dieser Sage den Bund einer als höher empfundenen Urbevölkerung mit bäuerlichen Neuankömmlingen verherrlicht zu sehen? Von den Slawnikingen, dem nach den Przemysliden zweitmächtigsten Geschlecht Böhmens, dem der heilige Adalbert (gestorben 997) entstammte, ist Verwandtschaft mit dem sächsischen Königshause der Ludolfinger anzunehmen. Die Slawnikinge wurden übrigens in einem jener Akte schauerlicher Wildheit, die bis in die jüngste Zeit so oft den böhmischen Kessel mit Blut bespritzten, durch die Przemysliden ausgemordet, ein Geschehen, das sich im 11. Jahrhundert mit der Niedermetzlung der mächtigen Wrshawetzer wiederholen sollte.

*

Das waldumwucherte, von bedeutenden Gebirgszügen umfriedete und dadurch schwer zugängliche böhmische Land gelangte in der Mitte des 9. Jahrhunderts unter die Oberhoheit des Ostfränki-

schen Reiches, wenn diese auch noch sehr unbestimmt blieb. 845 erboten 14 böhmische Stammeshäupter von Ludwig dem Deutschen die Taufe. Als große Wegbahnerin erscheint auch hier die Mission an der Schwelle deutscher Machtbegründung. 895 unterstellten sich dann die „Boemanni“, vor dem späteren Kaiser Arnulf von Kärnten in Regensburg erscheinend, durch Handschlag der königlichen Gewalt. Als „primores“ der böhmischen Fürsten werden dabei Spitzignewo und Witizla genannt. Als dies geschah, war der Traum des Großmährischen Reiches bereits ausgeträumt. Von 830 bis 894 hatte dieses kraftvoll bestanden und trotz wiederholten Erscheinens der mährischen Fürsten auf den Reichstagen und Lehenseiden — so besonders in Forchheim 874 — sich im wesentlichen unabhängig gehalten, ein durch die Natur des Landes geschützter, unangenehmer Nachbar. Swatopluk (870—894), der mächtigste der großmährischen Fürsten, beherrschte ein Gebiet, das etwa dem der Tschechoslowakei entspricht, dazu aber mit den Wislanern vielleicht auch das obere Weichseltal. Sein Vorgänger Rastislaw (846—870) hatte versucht, sich kirchlich von Deutschland unabhängig zu machen, indem er den Kaiser Michael III. von Byzanz (856—866) um die Entsendung von Missionaren bat. Dieser schickte das thessalonische Brüderpaar Konstantin und Method (864); beide entfalteten eine eifrige Tätigkeit. Obwohl der Papst Nikolaus I. (858—867) ihr Wirken zur Begründung einer selbständigen mährischen Kirche nicht ungern sah, setzte sich die bairische Kirche im Kampf um ihren Besitzstand wie in Pannonien auch im Großmährischen Reiche durch. Swatopluk war ihr geneigt, und als Method, der sich zum Schluß noch in Mähren gehalten hatte, 885 starb, wurden seine Anhänger aus dem Lande gewiesen. Im Kampf um die Seele der Westslawen hatte damit der Westen über den Osten gesiegt, eine Entscheidung, die für einen Zeitraum von über tausend Jahren Gültigkeit behielt.

Nach dem Tode Swatopluks war sein Reich rasch zerfallen (894); im Jahre 901 schließlich unterwarf es sich neuerlich dem Ostfränkischen Reich.

In der Folge begegnet uns im böhmisch-mährischen Raum der deutsche Einfluß immer wieder. Er gestaltete die Geschichte der beiden Länder in dreierlei Hinsicht. Zuerst, und dies entschied das Los Böhmens bis 1918, wurde es mit Mähren zusammen in den

Bannkreis des Deutschen Reiches, später des Deutschen Bundes und des deutschbestimmten Österreich gefügt. Zum zweiten begegnet uns, damit zusammenhängend, dann durch die Nachbarschaft mit Deutschland überhaupt, endlich bestimmt durch die deutsche Mission, ein starker deutscher Einfluß. Endlich aber erscheinen als Waldbauern Deutsche in immer dichter werdender Siedlung und erstehen die deutschen Städte, unter denen die Bergstädte ein besonderes Gepräge tragen, da ohne das Erscheinen des deutschen Bergmannes eine Erschließung der großartigen Bodenschätze Böhmens von Haus aus undenkbar gewesen wäre.

Selbst der kürzeste Überblick über die deutsche Siedlung und ihre Schicksale in den beiden Ländern darf es nicht scheuen, einen Augenblick lang bei der Geschichte Böhmens zu verweilen, die sich so vielfältig mit der Reichsgeschichte und damit dem deutschen Schicksal verknüpft und in das deutsche Gesamtgeschehen bunte, oft wechselnde, eigenartige Bilder einwebt.

Die erste deutliche Einfügung Böhmens in das Deutsche Reich erfolgte 929 durch König Heinrich I. (919–936). Der Böhmenherzog Wenzel (921–929), der sich unterwirft, empfängt gleichzeitig die Taufe. Nach seiner Ermordung durch seinen Bruder Boleslaw (929–972) gelang es diesem, mit dessen Mordtat sich eine heidnische Reaktion verband, bis 950 vom deutschen Einfluß unabhängig zu bleiben. Dann aber mußte auch er sich der deutschen Macht beugen und blieb fortan ein zuverlässiger Vasall, der in der Lechfeldschlacht gegen die Madjaren tüchtige Waffenhilfe leistete.

Regensburg wurde für die Christianisierung der Tschechen maßgebend. Als dann Kaiser Otto I. (936–973) im Jahre seines Todes in Prag das erste Bistum im böhmisch-mährischen Raume gründete, wurde es kein Landesbistum, sondern eines des Reiches; es wurde Mainz unterstellt. Der erste Prager Bischof war der Sachse Thietmar; der erste Domprobst Williko war gleichfalls ein Deutscher. Boleslaw II. (972–999) führte dann als erster der Przemysliden eine deutsche Gemahlin heim. Damit begannen jene deutschen Ehen des tschechischen Herrscherhauses, die schließlich eine Verdeutschung des Geschlechtes herbeiführten. Die deutschen Ehen erwiesen sich, wie die Forschung klarmachte, als sehr glücklich, während byzantinische und madjarische Ehen den Przemysliden keinen sonderlichen Segen brachten. Die Großmutter des berühmten Břetislaw (1037–1055)

war eine Deutsche, ebenso die Mutter Ottokars (Otakar) II. (1253 bis 1278), des glanzvollsten der späteren Könige.

Die Verbindung Böhmens mit dem Reiche wurde immer enger. Unter Heinrich IV. (1056–1106), dem unglücklichen Salier, der den schwersten Kampf um die Rechte der Krone gegen den hierarchischen Herrschaftswillen ausfechten mußte, war der Przemyslide Jaromir als Gebhard von Prag von 1077 bis 1084 königlicher Kanzler, und der regierende Herzog Wratislaw (1061–1092) stand dem Salier in solcher Treue zur Seite, daß ihm dieser das Tragen eines Kronreifes gestattete. Wladislaw II. (1140–1173) war zweimal mit einer deutschen Prinzessin verheiratet; zuerst mit Gertrud, dann mit Judith von Thüringen. Er wurde der treue Helfer Friedrich Barbarossas in dessen italienischen Kämpfen. Der dankbare Kaiser verlieh ihm die Königskrone, aber auch hier wie bei Wratislaw war die Begünstigung an die Person des Herrschers gebunden.

Später entschloß sich Barbarossa, der sich durch Wladislaw am Ende enttäuscht fühlte, zu einer eigenartigen Maßnahme, die einen überraschend tiefen Einblick des Kaisers in die böhmisch-mährischen Verhältnisse erweist: Friedrich sonderte 1182 Mähren unter Herzog Konrad Otto von Böhmen ab. Hier hatten sich immer wieder (so in Olmütz, Brünn und Znaim) przemyslidische Teilherrschaften gebildet. Der Kaiser gab Mähren an einen Seitensproß des Hauses als selbständiges Reichslehen. Wir erkennen, daß der Hohenstaufe, wie er auch im Reiche selbst den übergroßen Einfluß der Herzoge von Baiern und Sachsen zerbrach, ganz folgerichtig — es war kurz nach dem Sturze Heinrichs des Löwen — nun auch die außerordentlich gewachsene Macht der Przemysliden regulierte und in Grenzen hielt, die der Sicherheit des Reiches dienten. Schon unter Břetislav hatte ja das böhmische Fürstenhaus über Böhmen und Mähren hinaus nach Schlesien übergegriffen. Die Abtrennung von Mähren war durchaus berechtigt, da doch dieses Land stets Böhmen gegenüber eine sehr eigenwillige Rolle spielte und zäh an seinen alten Herrscherlinien, Seitenlinien des Haupthauses, festhielt. Es war nur eine weitere Konsequenz von Barbarossas Vorgehen, wenn er auch das Bistum Prag 1184 in einem Fürstengericht als vom Kaiser investiert bezeichnete. Der Prager Bischof sollte kein Kaplan des böhmischen Landesherrn sein.

Halten wir einen Augenblick inne! Es ist keine Übertreibung, zu sagen, daß durch beharrliches Festhalten an Barbarossas Lösung sehr viel Gutes für die europäische Mitte entstanden wäre. Mehr: In ihr lag die Garantie für ein deutsches Mitteleuropa. Warum?

Die mährischen Teilherrscher hätten sich, ähnlich den Piasten Schlesiens, die ja auch Barbarossa ihre Selbständigkeit verdankten, in fortschreitendem Maße auf die deutsche, inzwischen ins Land strömende Bevölkerung stützen müssen, hätten die Städtegründung noch reger betrieben beziehungsweise sie auch auf den Osten des mährischen Landes ausgedehnt. Es hätte sich ein reichsunmittelbares Territorium mit sehr enger deutsch-slawischer Verwachsung ergeben. Dieses aber hätte den sichersten Riegel gegen das Exzessive im Wesen des böhmischen (nicht zugleich des mährischen) Tschechentums ergeben. Vielleicht wäre bei solcher Machtlagerung der Hussitismus in seiner wilden Gestalt überhaupt nicht aufgekommen, gewiß jedoch das tschechische Volk, wenn es nicht schließlich ganz der Eindeutschung verfallen wäre, im abendländischen Schicksalsbereich verblieben. Unausdenkbare Möglichkeiten voll von Segen und Stabilität!

Barbarossas geniale Entscheidung, die wir als Teilstück seiner großartigen Flurbereinigung an der gesamten Ostgrenze ansehen müssen, blieb nicht aufrechterhalten. 1197 erfolgte zu Knin eine Einigung unter den so oft in wilder Fehde entzweiten Przemysliden. Der Familienstreit wurde beigelegt, Mähren ordnete sich Böhmen von neuem unter. Damit war offenkundig eine Verfügung des Reichsoberhauptes gebrochen; wie aber sollte das Reich, das inzwischen nicht nur Friedrich Barbarossa, sondern auch (am 28. September 1197) dessen Sohn, Kaiser Heinrich VI., verloren hatte und nun in den unseligen Thronstreit zwischen den Hohenstaufen und den Welfen versank, seine Rechte wahren können? Beide Könige, Philipp von Schwaben und der Welfe Otto IV., trachteten, ja mußten trachten, sich des mächtigen böhmischen Przemysliden zu versichern, dessen Stimme unter der fürstlichen Wählerschaft nunmehr mitzählte. Böhmen, dessen Bodenschätze die Deutschen erschlossen, Böhmen, das durch die gewaltigen deutschen Rodungen fortan einen ständig wachsenden Ertrag aufwies, ging einem goldenen Zeitalter entgegen.

König Philipp von Schwaben fügte sich, durch die Welfen be-

drängt, der erneuten Unterordnung Mährens unter Böhmen. Ja, er machte jetzt Prag und Olmütz — das mährische, auch stets unter deutschem Einfluß stehende Bistum — 1198 zu böhmischen Landesbistümern und verlieh dem Przemysliden Ottokar I. (1197—1230) die erbliche Königswürde. Diese verhängnisvolle Erweiterung der Rechte des damals mächtigsten Reichslehensträgers wurde durch das Privilegium Friedrichs II. vom 26. November 1212 noch verstärkt. Es war ein Ausverkauf von Reichsrechten, um sich des welfischen Gegenkandidaten beziehungsweise Kaisers Otto IV. (1208 bis 1218) entledigen zu können. Noch war freilich niemand damals imstande, die künftigen Auswirkungen dieser Verzichtes und Begünstigungen zu ermessen. Die Geschichte jedoch arbeitet auf lange Sicht, und Deutschland sollte der Wechsel von damals erst im 19. und 20. Jahrhundert präsentiert werden: erst als böhmisches Staatsrecht, sodann als Tschechoslowakei, die über fast 3½ Millionen Deutsche die Fremdherrschaft verhängte, endlich aber nach 1945 in Gestalt der Austreibung der Deutschen aus ihrer Heimat.

Das ganze Elend des staufisch-welfischen Thronstreites wird uns durch diese von ihm verschuldeten Ereignisse im östlichen Mittelraume Deutschlands noch klarer. Ottokars Sohn Wenzel (1230—1253) vermählte sich mit Kunigunde, der Tochter Philipps von Schwaben (1224); Ottokar II., der goldene König Böhmens, entsproß dieser Verbindung. Wenzels Einfluß wuchs während der für Deutschland unglücklichen Regierungszeit Friedrichs II., die ja wenig Möglichkeiten für eine Wiederverfestigung der Kronmacht bot, noch stärker an. Er wurde vom Kaiser zu einem der *procuratores sacri per Germaniam imperii* für den noch unmündigen König Konrad IV. bestellt.

Ottokar II. (1253—1278) wurde unbestreitbar der Machtvollste unter den Przemysliden. Er nahm sich, wie wir gesehen haben, 1251 Österreich, 1259 die Steiermark, endlich das Krainer Land und Kärnten und faßte wie schon die Babenberger an der Adria Fuß.

Der Schaumburger Bruno von Olmütz, Städtegründer wie sein Herr, waltete als Kanzler des Königs. Damals trug der böhmische Hof einen durchaus deutschen Charakter.

Ottokar, der durch den Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen 1255 am Erstehen Königsbergs beteiligt war, gelangte jedoch, obgleich er der Mächtigste der deutschen Fürsten war, nicht zu der

von ihm doch wohl sehr erstrebten deutschen Krone, als endlich 1273 das Interregnum sein Ende fand. Der König, von dem es heißt,

„Er wolt dy Tiutschin mern
Mit richtum und mit ern
In seinem land vil gern“,

verlor gegen den neugewählten Rudolf von Habsburg (1273–1291) seinen aus dem Erbe der Babenberger gewalttätig erworbenen Ländersbesitz. Er büßte zwei Jahre später bei dem Versuch, sich gegen die erfolgte Abtretung mit Waffengewalt aufzulehnen, in der Ritterschlacht von Dürnkrut sein Leben ein (1278). Nicht die Przemysliden, sondern die Habsburger kamen in den Besitz Österreichs und der Alpenherzogtümer.

Ottokars Sohn Wenzel II. (1278–1305), der in seinem Ehrgeiz die böhmische Herrschaft über Schlesien auszudehnen begann, wie er denn auch die Krone von Ungarn erwerben wollte, als hier (1291) die Arpaden ausstarben, rechnet zu den deutschen Minnesängern. Die Heidelberger Liederhandschrift verzeichnet und enthält drei Minnelieder von ihm. Seine erste Gemahlin war die Habsburgerin Jutta, Tochter Rudolfs von Habsburg, sein Kanzler Peter Aspelt. Er vor allem brachte die großen Bergschätze Böhmens zur Ausbeutung. Kurz nach seinem Tode wurde 1306 der letzte Przemyslide Wenzel III. ermordet.

Die nun folgenden Jahre sehen wir zuerst den habsburgischen, dann den Versuch der Meinhardiner von Kärnten, sich der böhmischen Krone zu bemächtigen. Beide scheiterten; für die Habsburger wurde die aussichtsvolle Nachfolge durch den frühen Tod des bereits zum Königtum in Prag gelangten Rudolf I. (1306–1307) und die darauffolgende Ermordung seines Vaters, des Königs Albrecht I. (1298–1308), zerstört, der schon sein Schwert gezückt hatte, um die Rechte seines Hauses zu wahren.

Die Luxemburger wurden schließlich für die Zeit von 1310 bis 1437 die Landesherren von Böhmen. Ihre Zeit ist bereits eng mit der Geschichte der deutschen Siedler im böhmisch-mährischen Raume verflochten. Doch soll hier schon festgestellt werden: Unter Karl IV. (1346–1378) erreichte Böhmen den Höhepunkt seiner Geltung im Reiche, ja, war es unbestritten der Mittelpunkt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Karl IV., Böhmenkönig seit 1346, vollendete die Erwerbung Schlesiens, dessen einzelne Her-

zoge aus dem Hause der Piasten sich ihm unterstellten, soweit ihre Gebiete nicht unmittelbar an den König kamen. Durch den Erwerb der Lausitz, durch außerordentlich planvolle Landkäufe in Richtung auf Frankfurt an der Oder, Nürnberg und Meißen umgab er das eigentliche Böhmen mit einem Glacis luxemburgischen Besitzes. Die Erwerbung der Mark Brandenburg 1373 und deren Erbverbrüderung mit Böhmen schien vollends das große Werk des unermüdlichen Kaisers zu krönen. Er teilte jedoch seinen Besitz unter seinen durchaus ungleichen Söhnen aus verschiedenen Ehen. Daß von diesen gerade die Erben von Böhmen, erst Wenzel (1378–1419), dann seit 1419 beziehungsweise 1436 Sigismund keine starken Regenten waren, ließ das gewaltige Machtgebäude rasch wieder einstürzen und vom geschichtlichen Geschehen weggeräumt werden.

*

Mit der fortschreitenden Verflechtung Böhmens in das Deutsche Reich wuchs der deutsche Einfluß. Böhmens Fürsten nahmen an den mitteleuropäischen Schicksalen teil. Sie mußten bald auf eine selbstständige Machtpolitik verzichten, woran auch die verschiedenen Bemühungen um Vergrößerung nach dem Norden hin nichts änderten; mußte doch schon Břetislaw (1037–1055), der „böhmische Achilles“, über Einschreiten des Kaisers Heinrich III. von der begonnenen Eroberung Polens abstehen (1041).

Deutsche Prinzessinnen, die Gemahlinnen von Przemysliden wurden, brachten einen deutschen Hofstaat mit, deutsche Bischöfe wie deutsche Priester, deutsche Äbte, deutsche Mönche. Früh stellte sich der deutsche Kaufmann ein: Ibrahim ibn Jakub, der spanische Jude, will sie bereits im 10. Jahrhundert hier angetroffen haben. Aus dem Ausgang des 12. Jahrhunderts, durch den König Sobeslaw II. (1176–1178) erlassen, liegt das Privileg für die Prager Deutschen vor, gewiß die Festlegung eines schon sehr lange bestehenden Rechtszustandes.

Aber alle diese deutschen Elemente, das deutsche Gefolge der Herrscherinnen, der deutsche Priester als Pionier des Christentums und damit einer Höherentwicklung des noch barbarischen Volkes der Tschechen, der deutsche Kaufmann als Bahnbrecher von Handel und Wandel, sie sind noch keine Vorboten der deutschen Siedlung. Sie kommen und gehen, sie wirken eine Zeitlang und sterben ab. Auf den deutschen Bischof konnte der tschechische folgen, wie

denn überhaupt das Tschechenvolk, gelehrig und lerneifrig, den Deutschen, die ins Land kamen, gewissermaßen ihr besonderes Können abschaute und rasch nachzuahmen begann. Waren die Tschechen noch im 10. Jahrhundert so wild, daß von einem tieferen Einwurzeln des Christentums kaum gesprochen werden kann, ja daß ihr eigener Landsmann, der heilige Adalbert (955–997), der geborene Slawniking Wojtech, mehrmals sein Bischofsamt in Prag aufgeben mußte, um sich fern von seinem Volk mönchischem Leben zu widmen und schließlich auf Nimmerwiederkehr zur Mission bei den heidnischen Preußen aufzubrechen, so änderte sich dies allmählich doch. Wenn auch noch immer mit stärkster personeller Hilfe durch die Deutschen, entfalteten sich die Bistümer Prag und Olmütz. Sie wiesen zahlreich Landeskinder an ihrer Spitze auf, wenngleich immer wieder deutsche Bischöfe auftraten, zumal ja beide Bistümer dem mächtigen Erzbischof von Mainz unterstanden.

Wann aber erscheinen die Deutschen als Bauern und Städter, *die* Deutschen, welche dem Land unauslöschliche Züge zu verleihen vermochten?

Zuerst: Sie kamen nicht als Unterwanderer in das Land, sie nahmen dem tschechischen Bauern kein von diesem bestelltes Land weg. Etwas anderes als tschechische Bauern und tschechische Adlige gab es damals nicht. Der Boden, auf dem wir die blühenden Kränze der deutschen Dörfer im Norden, Süden und Westen des Landes antreffen, stand vor ihrem Erscheinen zumeist voll Wald, voll aller dichtestem Wald; er ist die Urgestalt im Hauptteil der sudetendeutschen Siedlung. An vielen Orten dieses Bereiches hatte wohl noch keines Menschen Hand an ihn die Axt gelegt, ehe die Deutschen hier in unerhörter Arbeit ihre Äcker und Gärten, den Raum für Häuser, Kapellen und Kirchen ihrer Walddörfer aus ihm herauschlugen. Die Deutschen kamen von außen, sie stiegen über die Bergeshöhen, sie lichteten den Urwald. Ihrer Tat der Rodung hat das Tschechenvolk nichts Gleichwertiges zur Seite zu stellen. Der Slawe sitzt auf den fruchtbaren Böden der Täler, die er großenteils schon angebaut vorgefunden hat, und geht nur zögernd an die dunklen, starrenden Wälder heran. Er ist in diesem Lande der Eindringling und Erbe der Arbeit anderer, der Deutsche dagegen ist ein Erschließer jungfräulichen Bodens, oder er besorgt den Landesausbau, wo er auf fruchtbareren Boden gerufen wird. Darum sind die Eigner

des Grundes und besonders die Landesherren diesen Menschen der harten Arbeit hold. Wo früher der dichte Wald in seiner undurchdringlichen Tiefe keinen Ertrag einzubringen vermochte oder doch nur einen wenig nennenswerten, lieferten nun fleißige Bauern Abgaben; diese Abgaben mehrten sich noch mit der wachsenden Dichte der Siedlung.

Nicht also Eindringlinge, Unterwanderer, unerwünschte Gäste sind die Deutschen. Sie sind autochthon durch die Urtat menschlicher Gesittung: die Waldrodung.

Die deutsche Rodungssiedlung griff beinahe von allen Seiten her nach Böhmen und Mähren. Sie drang aus dem Westen her über die Pässe des endlos hingebreiteten Böhmerwaldes, sie strömte über das Erzgebirge, sie kam das Elbetal aufwärts; sie ging über das Isergebirge und später, als bereits Schlesien deutsch besiedelt war, über Riesengebirge, Altvater und Gesenke, überall gewaltige Wälder passierend. Sie nagte sich von Oberösterreich und Niederösterreich her das waldumwucherte Granitplateau nach Böhmen aufwärts, sie erschien im welligen Gelände und in der Ebene des südlichen Mährens.

Soviel Ansatzpunkte, soviel Stammesungen erklangen: Bajuwaren und Oberpfälzer, Ostfranken und Obersachsen ebenso wie die schlesischen Siedler, die selbst manchen deutschen Gau verkörperten und zu einem Neustamm zusammenwuchsen, treffen wir in diesen Ländern. Es ist ein vieltöniger Chor, wurzeldeutsch, denn man fand in den Waldschluchten und Waldweiten keine Tschechen vor, die eingedeutscht werden mußten; siedelte man tiefer im Lande, wo es schon tschechische Siedlung gab, saß man abgesondert von ihnen in eigenen Dörfern.

Die Deutschen erschienen natürlich nicht in allen Gegenden Böhmens und Mährens zu gleicher Zeit. Erst mußte der Gebirgsrand im deutschen Raum erreicht sein, ehe der mühsame Weiterweg in die dunklen Wälder angetreten werden konnte. So waren die Deutschen in Ostböhmen später, zum Teil sogar sehr viel später im Land als im Nordwesten, im Westen und im Süden.

Über das genaue Wann der einzelnen Phasen des Prozesses schweigen die Urkunden. Das war ja das Hauptargument von Bretholz gewesen, daß eine so große Bevölkerungsmasse, wie sie uns als die Sudetendeutschen auf einmal begegnet, nicht lautlos in das Land

gekommen sein kann. Tatsächlich wirkt es auf uns so. Mühselige Einzelforschung allein kann die Erkenntnis der Siedlungsgeschichte Schritt für Schritt erschließen oder hat dies zum Teil schon getan, als solche Arbeit noch möglich war. Das klare Licht der Geschichte jedoch wird diesen Vorgängen, die kein Zeitgenosse aufschrieb, niemals völlig leuchten.

Außer Zweifel steht, daß auch in diesem Raume die Siedlung im Verband erfolgte. Klöster (auch bairische wie Waldsassen), Bischöfe und weltliche Grundherren begegnen uns hier als die Begründer und Beschirmer der Ansiedlung. Die einzelnen Anteile daran können noch nicht festgestellt werden. Auch deutsche Grenzorganisationen, zweifellos im Auftrage der Landesherren, treffen wir im Böhmerwald an, in Südmähren um Zlabings und Znaim, im Norden um Friedland, im Riesengebirge um Trautenau.

Die ersten deutschen Siedlervorstöße werden schon für die Karolingerzeit, etwa seit 800, angenommen. Hörsin im Egerland, Schüttenhofen und Hausen sowie Steinkirchen in Südböhmen, einige Orte in den Bezirken von Krumau und Mies, auch Zlabings in Mähren können nach der Namensforschung nicht anders erklärt werden, als daß hier damals bereits — und dies im Altsiedelland — Deutsche neben den Tschechen gesessen haben. In die Zeit nach 1000 weisen die mährischen Ortsnamen Höflein und Wolframitzkirchen. Auch erreichen zweifellos Ausläufer des niederösterreichischen Siedlerstroms zwischen 1040 und 1070 den südmährischen Bereich. Im 12. Jahrhundert griffen die bairischen Rodegeschlechter nach Böhmen und Mähren über. Die Grafen von Bogen erwarben Schüttenhofen, die oberösterreichischen Falkensteiner erschienen als Witigonen und Rosenberge in Südböhmen, wo sie von Neuhaus bis Krumau rodeten und zu mächtigen Herren emporwuchsen; von Niederösterreich aus greifen die Orphani und die Felsberger wie auch die Herren von Kanitz und Dürrnholz, letztere etwa zwischen Mährisch Krumau und Nikolsburg, vor. Auch die böhmischen Könige siedelten in den südlichen Grenzgebieten, so in den Herrschaften Frain, Vötteau und Freistein, deutsche Bauern an. Noch ist eigentlich kaum eine Grenze zu verspüren. Erst Ottokar II. zieht, als er Österreich um 1260 beherrscht, mitten durch das neuerschlossene Land, also willkürlich, die böhmische Grenze.

Bei dem Vorgehen der deutschen Siedlung nach Mähren wur-

den vielleicht um Znaim (wie möglicherweise um Horn und Raabs in Niederösterreich) ostgermanische Bevölkerungssplitter zum Teil rugischer Herkunft erfaßt. Um 1230 war Südmähren in seinem späteren Rahmen von Deutschen besiedelt.

Für die nördlichen Gebiete gibt es weniger Aufschlüsse. Sehr bedeutend war hier der Anteil der Bischöfe von Olmütz.

Die zweite deutsche Großtat in Böhmen und Mähren war die deutsche Städtegründung. Auch sie brachte wie die Rodesiedlung etwas Neues ins Land, wenn auch deutsche Kaufleute gewiß schon früher in Märkten und Burgsiedlungen, wie etwa Prag, erschienen. Nun wurden aus diesen unbedeutenden, nur vorübergehend auflebenden Plätzen dauernd bewohnte, geordnete, mit deutschem Recht ausgestattete Städte, die Heimat eines strebsamen, selbstbewußten deutschen Bürgertums. Die Slawen kannten die Stadt nicht. Als aber die Przemyslidenzeit zu Ende ging, gab es bereits 35 königliche Städte und 70 Städte aus sonstigem weltlichen oder geistlichen Besitz. Um 1400 sind es in Böhmen schon 230, in Mähren und im Troppauer Land 47 Städte. Ein großartiges Wachstum! Jede dieser Städte bildete dazu eine Einnahmequelle des Staates und eine abendländische Klammer für die beiden eigenartigen Länder.

Die Entstehung der Städte vollzog sich nicht gleichmäßig im Norden und im Süden. Wo wir uns im Bannkreis der bairischen Siedlung bewegen, folgte die Stadt der bäuerlichen Siedlung nach, so wie es auch in den Alpenländern geschehen war. Sie ist in der Mehrzahl der Fälle der Abschluß, nicht der Mittelpunkt der Besiedlung. In Südmähren liegt nur Nikolsburg in der Mitte eines deutschen Siedlungsgebietes; die anderen Städte hingegen, Auspitz, Mönitz, Eibenschitz, Krumau und Znaim, liegen am Rande.

Im Norden war die Stadt von Anbeginn an Stützpunkt der Siedlung, soweit sie nicht durch die Gründer in das tschechische Bauernland hineingesetzt wurde und hier ohne ein deutsches Hinterland bestand. Im Norden herrschte das Magdeburger Recht, während Brünn das Wiener Recht hatte. 1243 war diese bedeutendste Stadt Mährens inmitten eines deutschen Umlandes, dessen Flurnamen auf uraltes Deutschtum schließen lassen, gegründet worden. Die Luxemburger lösten, wohl im Zuge der langdauernden luxemburgisch-habsburgischen Rivalität, durch die Einführung des Oberhofsystems die Verbindung der südlichen Städte des Sudeten-

raumes mit Wien und Österreich. „Sollte vielleicht diese luxemburgische Politik mit als ein Faktor gewertet werden, der die verheerenden Auswirkungen des Hussitensturms möglich gemacht hat?“ fragt Klebel.

Zweifellos der Höhepunkt der deutschen Besiedlung in Böhmen und Mähren, der Höhepunkt, dem die bittere Umkehr nachfolgen sollte, wurde unter der Regierung Karls IV. erreicht. Man kann nicht sagen, daß der „Erzvater von Böhmen“ die Deutschen etwa zum Nachteil des tschechischen Volkes gefördert hätte. Er förderte die tschechische Sprache, denn seine Mutter war eine Przemysliden. In der „Goldenen Bulle“ (1356) hat er die Unterrichtung der Kurfürstensöhne in der slawischen Sprache neben der lateinischen angeordnet. Seit seinem Vater Johann und ihm selbst sprach man von der *corona regni Bohemiae*, gehörte doch nun auch Schlesien und ebenso auch Görlitz und Bautzen dem Verband des Königreiches an. Gerade aus Schlesien, dem städtereichen Lande, wirkte ein lebendiger deutscher Geist nach Böhmen hinüber.

Die Universität, die Karl IV. am 7. April 1348 in Prag als Reichsuniversität gründete, gliederte die Studenten und Professoren in vier Nationen: die böhmische, die bairische, die sächsische und die polnische. Zwei von diesen waren rein deutsch, die polnische weitaus überwiegend, die böhmische zum guten Teile. So trug die Universität, die erste in Deutschland, ein durchaus deutsches Gepräge. Freilich war es nun nur noch eine Frage der Zeit, bis sich eine eigenständige tschechische Intelligenz gebildet hatte, deren Vortrupp, die Geistlichkeit, bereits vorhanden war. Die neue Intelligenz aber konnte schon aus ihrem sozialen Gegensatz zu dem wohlhabenden deutschen Bürgertum kaum die Trägerin des sozialen Friedens sein. Die mächtige geistige Bewegung, die Karls IV. Wirksamkeit im Lande entfaltete, brachte den tschechischen Volksgeist zur Gärung. Mit der Steigerung des Wohlstandes in Böhmen drang auch sonst das Tschechentum in die Städte ein: Kleinbürger, Arbeiter, Dienstboten. Sie verfügten alle über die Stoßkraft und biologische Gesundheit einer zielstrebigen Unterschicht, während die Deutschen gerade durch das Erblühen ihrer Städte und ihres häuslichen Wohlstandes in die Rolle eines Großbürgertums zu geraten drohten, dessen natürliche Vermehrung nicht ausreichte, das Geschaffene auf die Dauer für das eigene Volk zu erhalten.

Diese Entwicklung gefährdete vorweg die Städte, die kein bäuerliches Hinterland deutscher Zunge besaßen. So die Stadt Prag, unter den luxemburgischen Kaisern der Mittelpunkt des Reiches, 30 Kilometer vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet entfernt. Die deutsche Niederlassung, die zuerst am Porschitsch, dann in der Gegend der Teynkirche lag, hatte 1231 das Nürnberger Stadtrecht erhalten; 1257 hatte Ottokar II. die Stadt unter dem Hradschin, die Kleinseite, gegründet, und vollends blühte sie nun unter Karl IV. auf. Ganz im tschechischen Volksbereiche befanden sich auch die überwiegend deutschen Städte Kaurim, Nimburg, Jermer, Tschaslau, Köllen (Kolin), Kuttenberg, Chrudim, Hohenmauth, Beraun, Königinhof, Königgrätz und noch zahlreiche andere. Sie waren bald besonders bedroht.

Noch aber blühte unter der sicheren Hand Karls IV. das deutsche Leben der Sudetenländer. Daß der Landesherr zugleich die Kaiserkrone trug, gab dem Deutschtum Böhmens besondere Anregung. Johann von Neumarkt (eigentlich Hohenmauth), der Kanzler des Kaisers, wurde durch Petrarca, der als Gast bei Karl IV. weilte, mit dem Humanismus vertraut. Deutsche Baumeister, darunter Peter Parler von Gmünd, gestalteten Prag zur schönsten Kaiserstadt. Der Hradschin, die Karlsbrücke, der Altstädter Brückenturm und das Altstädter Rathaus entstanden. In der Nähe von Prag wurde die Burg Karlstein als würdige Stätte der Reichskleinodien errichtet. Die Barbarakirche in der Silberstadt Kuttenberg, die Bartholomäuskirche in Köllen wurden erbaut.

Um 1400 waren der breite Nord- und Nordwestrand und der schmälere Nordostrand Böhmens sowie ein Waldrodungsstreifen im Süden und Südwesten deutsch. Hier wie im südlichen, nördlichen und nordwestlichen Teil von Mähren siedelten die Deutschen geschlossen. Sie stellten weitestgehend das Bürgertum im tschechischen Binnenland. „Weit im Osten, in der Mährischen Pforte, in diesem uralten Durchgangsstreifen in der Geschichte der Völkerzüge, an der March und an deren westlichen Neben- und Quellflüssen sowie an der oberen Oder näherten sich gegen Ende der unerhörten mittelalterlichen Siedlungsleistung die durch das Slawentum Innerböhmens und Innermährens voneinander getrennten Deutschen; die Schlesier vom Norden und die bayrisch-österreichischen Siedler vom Süden her begannen einen Ring zu schließen um

die nach Westen vorgedrungenen böhmischen Slawen, eine deutsche Brücke mit dem Pfluge zu bauen zwischen den Oderquellen und der Thaya. Und als der Ring nahezu fertiggeschmiedet war, eine starke Sprachinsel über Iglau sich dem mit dem nordmährisch-schlesischen Deutschtum zusammenhängenden deutschen Schönhengstgau entgegenstreckte, als zwischen dem südmährischen Deutschtum von Brünn und Wischau und dem südwärts ausgreifenden deutschen Volksboden um Olmütz nur noch eine schmale Lücke klaffte, in einem Tagemarsch zu überwinden, da versiegte der Wille zum Setzen des Schlußsteines, verebbte der Siedlernachschub. Die schmale Lücke, der Schlußstein zur deutschen Brücke von der Thaya und unteren March zur oberen Oder und der oberen March blieb ungesetzt.“

Noch war damals die alte Bergstadt Iglau, deren Bergrecht weit über die Sudetenländer hinaus in Geltung war, nicht in einer Sprachinsel gelegen, noch auch Brünn nicht. Eine ungestörte natürliche Entwicklung mußte auch nach dem Versiegen des Zustroms an neuen deutschen Bauern dem deutschen Wesen in Böhmen und Mähren eine stolze Zukunft erschließen.

Der Mundart nach war der Süden dieses ausgedehnten deutschen Siedlungsgebietes bairisch. Der Mundartsbereich bairischer Prägung, der weit südlich in den Dreizehn und Sieben Gemeinden der südlichen Kalkalpen wie auch bei Zarz und Gottschee begann, reicht ja in mächtiger Ausdehnung bis zur Wischauer, Brünnner und Budweiser Sprachinsel, sogar noch bis zum Nordrand des Iglauer Gebietes; bis nach der Bischofsstadt Olmütz waren bairische Siedler im Mittelalter vorgedrungen.

Im Nordwesten, dann wieder im Nordosten von Böhmen, auch in Köllen, Kuttenberg und Königgrätz, endlich in Nordmähren außer dem sogenannten Kuhländchen, das von Schlesien aus besiedelt wurde, herrschte das ostfränkische Element vor, während im sonstigen Nordböhmen das Thüringisch-Obersächsische die Sprache bestimmte. Es ist kein Zufall, daß die Prager Kanzlei der Luxemburger bei der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache keine geringfügige Rolle spielt. Hier trafen doch Schreiber aus dem ganzen Land zusammen.

Reich und vielfältig war so das Sudetendeutschtum erwachsen. Jetzt und just am Ende dieser großen Zeit — 1400 — trat das Neu-

land auch mit einer bedeutenden Dichtung hervor. Johannes, der Stadtschreiber von Saaz, aus dem Dorfe Schüttwa stammend, dichtete seinen „Ackermann von Böhmen“, die erste deutsche Dichtung in humanistischem Geiste.

Nordostkolonisation

Odermündung, Weichselmündung und das ganze Land von der Elbe bis zur Oder und Weichsel, ja auch östlich des Flusses waren einst germanischer Volksbesitz. Als die Hauptmasse der Goten, Gepiden, Wandalen, als die Langobarden und kleinere Stämme abzogen, war das weite Gebiet fast menschenleer. In diesen Raum warf das wilde Awarenvolk bei seinem Anbrausen gegen die europäische Mitte am Ende des 6. Jahrhunderts slawische Stämme und Volkssplitter, seine Hörigen. Auch hier hausten diese keineswegs in dichter Siedlung. Sie wohnten in Klein- und Kleinstlandschaften zerstreut. Das Slawentum setzte sich an den Rändern der Urstromtäler und auf bereits früher besiedelten Böden mit seinen Weilern, Rundweilern und regellosen Rundlingen fest, gern in der Schutzlage von Flüssen und Sümpfen. Viel unbesiedelter Raum breitete sich dazwischen, das Gebiet war in der germanischen Zeit dichter bevölkert gewesen.

Hinter die Saale und die Elbe war mit dem Ausgang der Völkerwanderung der deutsche Volksraum zurückgewichen, ja selbst in das oberste Maintal sickerte eine dünne slawische Siedlung ein. Letzteres geschah wohl, als die Merowinger 531 das Thüringerreich zertrümmert hatten, ohne daß die siegreichen Franken gleichzeitig imstande waren, diesen starken germanischen Riegel vor Mitteldeutschland durch eigene Volkskraft zu ersetzen. Auch hier knüpft sich dann das erste Wiederausgreifen nach dem Osten an den Namen Karls des Großen. Wohl bediente sich dieser in seinem Kampf gegen den letzten sächsischen Widerstand, den ihm die Nordalbingier entgegensetzten, abotritischer Hilfe und gewährte diesem slawischen Bundesgenossen auf Kosten der Sachsen und damit des deutschen Volkes überhaupt Land. Aber die Elbslawen mußten doch seine Oberhoheit anerkennen.

In der Folge gab es entlang der Elbe weniger langdauernde Kriege als vielmehr häufige Unruhen. Der sächsische Adel holte sich in Überfällen auf das Slawenland, die von da, wo man keineswegs unkriegerisch war, alsbald erwidert wurden, Sklaven und Beute. Eine Vorverlegung der Grenze war mit diesen Streifzügen nicht verbunden. Erst der deutsche König Heinrich I., der durch seinen Sieg über die Madjaren an der Unstrut 933 die Wende im Ungarnkrieg einleitete, schuf auch hier Wandel. 929, vier Jahre vor der Auseinandersetzung mit den Madjaren, unterwarf er die Heveller, die Liutizen, die Redarier. Sein Sohn Otto der Große (936–973) befestigte diese Herrschaft. Die von ihm eingesetzten tüchtigen Markgrafen, Hermann Billung, der den Kaiser auch in Sachsen vertrat, und der eisenharte Gero, unterwarfen das Land bis zur Oder. Nun begann auch die Christianisierung. Die Bistümer Havelberg, Brandenburg und Meißen wurden errichtet. Metropole jedoch für die große Missionsbewegung, die nach Ottos Willen selbst in das ferne Rotreußenland um Kiew ausgreifen sollte, blieb nicht das entlegene Mainz.

Otto stellte in den Mittelpunkt seiner gewaltigen Missionsbestrebungen seine Lieblingsschöpfung Magdeburg. Dieses Erzstift, an dessen Gründung er die geduldige Arbeit vieler Lebensjahre wandte, konnte schon bald als gesichert gelten. Der Ludolfinger stattete seine Stiftung reich aus und wollte sie ungleich größer als die bestehenden machen; Magdeburg sollte der Ausgangspunkt für eine unbegrenzte Kreuzpredigt nach dem Osten, aber auch eine große organisatorische Zentrale sein — doch wohl so etwas wie ein sächsisches Rom.

Noch war die ottonische Machtausbreitung nach dem Osten nicht auch schon eine Besiedlung. Es konnte jedoch kein Zweifel walten, daß den deutschen Bischöfen und deutschen Priestern, den deutschen Grafen und Kriegern, die ins Slawenland als Statthalter und Hüter, dort der deutschen Mission, hier der deutschen Herrschaft, gingen, auch andere Deutsche als Ansiedler folgen würden, wie es in der Markgrafschaft Meißen allmählich in einer Art Überschichtung des Slawentums geschah. Freilich konnte dies nicht die Frage von Jahren sein. Noch gab es keinen Bevölkerungsüberschuß solchen Ausmaßes, daß er auf einen Ruf wartete, und noch waren die Dinge im Ostlande nicht in das Stadium getreten, das zu diesem

Ruf berechtigt hätte. Verständnis für die ausgreifende Politik von Heinrich und Otto mußte sich sogar bei ihrem eigenen Stamme, den Sachsen, erst langsam bilden. Den sächsischen Herren sagten die beutebringenden Fehden an den Grenzen mehr zu als eine Festigung der Dinge. Eine solche mußte sich ja aus der Einverleibung und der Christianisierung des Slawenlandes ergeben, diese indes- sen schlossen dann alle Streifzüge für die Zukunft aus.

955 war ein großer, allgemeiner Aufstand der Elbslawen durch den glänzenden Sieg Ottos an der Recknitz gescheitert. Ein weiterer beachtlicher Erfolg krönte das Werk. Östlich der Oder mußte der Pole Miseko I. (gestorben 992) sich zur Tributpflicht bequemen. Dieser, der ursprünglich Dago hieß, war Nordgermane, Normanne. Er hatte um 960, wahrscheinlich über die Ostsee kommend, die Oder aufwärts einen slawischen Staat gegründet. Nach Widukind herrschte er über die Licicaviki. Der Name Pole kam erst um 1000 auf und bedeutete Feldbewohner, Männer der Ebene. 963 zwang Gero diesen Miseko zur Zinszahlung. Es erscheint fraglich, ob diese Zahlung nur für das Land westlich der Warthe galt, wie zumeist angenommen wird, was aber kaum der Fall gewesen sein dürfte. Denn Miseko erscheint durchaus als Lehensmann des Kaisers. Wieviel Respekt Miseko dem Markgrafen zollte, der des Kaisers Stellvertreter war, ergibt sich aus dem Bericht Thietmars von Merseburg, wonach der Polenherzog, wenn er das Haus des Markgrafen der sächsischen Ostmark, Hodo (965–993), betrat, dies nur in einfachem Gewande tat und es niemals wagte sitzenzubleiben, wenn der Markgraf sich erhob. Im Heer der Deutschen fand dieser Miseko auch 992 vor Brandenburg den Tod.

Insgesamt war es ein ausgedehntes, im Zeitraum von nicht ganz 40 Jahren erschlossenes Neuland, auf dessen Boden freilich eine ganze Reihe von kriegerischen Stämmen wohnte, die sich von der Elbe bis zur Oder nur widerwillig dem Kreuz und der deutschen Herrschaft gebeugt hatten. Auch Miseko war Christ geworden, und der Kaiser hatte in seinem Gebiet das Bistum Posen gegründet und mit einem Deutschen besetzt. Noch war jedoch der geniale Magdeburger Plan Ottos erst im Ausbau, als der große Kaiser 973 von seinem Werk abberufen wurde.

So gesichert auch die ottonisch-magdeburgische Schöpfung dazustehen schien, sie versank weitgehend wenig mehr als neun Jahre

nach dem Tode Ottos. Zunächst: Otto II., sein Sohn und Nachfolger, hielt nicht mehr mit der gleichen Entschlossenheit an dem Magdeburger Plan fest. Der Enkel des Gründers dieses Erzstiftes, Otto III. (983–1002), vollends fand in seinem Gefühl als Herrscher über ein Gottesreich, das in den Marmorpalast auf dem Aventin mündete, bei aller Scharfsinnigkeit, Tatkraft und frühen Menschenkenntnis kein Verständnis für das Planen des ersten Otto, das wohl auch in die Ferne ausgriff, aber durchaus in der heimischen sächsischen Erde verankert war, zu der Otto III., der Sohn der Griechin Theophanu, kein tieferes Verhältnis mehr besaß. Dieser bewegte sich in den Vorstellungen des allumfassenden Römischen Reiches hier und der Ewigkeit dort; beide gaben für den abendländisch und deutsch bestimmten, unermesslich bedeutungsvollen Plan des alten Kaisers keinen rechten Raum. Die Heidenmission des Adalbert von Prag in Preußen blieb dem Polenkönig Boleslaw I. (992–1025), Mieskos Sohn, überlassen. Bruno von Querfurt, der die Heidenmission tatkräftig fortsetzte und Adalbert auch im Märtyrertum nachfolgte (1009), tritt sozusagen als slawischer Bischof auf. Der junge Kaiser gestand dem ehrgeizigen Boleslaw die Erhebung Gnesens zu einem Erzbistum zu (1000), obschon der Bischof von Posen, der Deutsche Unger (983–1012), dringend davon abriet. Die rasch werdende polnische Kirche war damit der Mainzer Jurisdiktion entzogen. Magdeburg indes sah seine größten Aussichten für alle Zeit versperrt. Es war nicht mehr Ausgangspunkt für Mission, sondern kirchliche Etappe geworden.

Allerdings fand Otto III. schon bedrohlich veränderte Verhältnisse im Osten vor. Sein Vater, Otto II., ist bekanntlich in Unteritalien 982 den Sarazenen unterlegen. Bald danach erhoben sich die Elbslawen in einem allgemeinen, sehr kraftvollen Aufstand, den ungünstige Befehlsverhältnisse bei den Deutschen unterstützten. Sie schüttelten überall die deutsche Herrschaft ab. Mit Mühe konnte Meißen gehalten werden. Eine Zeitlang waren die Deutschen dem Aufstand mit einer merkwürdigen Hilflosigkeit begegnet.

Das Verlorene konnte nicht so schnell wieder gewonnen werden. Die Bistümer im Slawenlande waren zerstört und lebten nur nominell auf deutschem Boden weiter. Polen erstarkte unter seinem neuen Herrscher, dem kühn ausgreifenden Boleslaw. Dieser be-

drohte Meißen und behauptete die dem Reiche entrissene Lausitz. Seine Lehenzugehörigkeit zu Deutschland war nur noch nominell. Vergeblich hatte der letzte Ludolfinger, Heinrich II. (1002—1024), seine besten Kräfte in einem vierzehnjährigen Krieg (1004—1018) eingesetzt, der Dinge wieder Herr zu werden. Obgleich er sich mit den noch heidnischen, aber sehr kriegstüchtigen Liutizen und auch mit dem Kiewerfürsten Swatopolk (1015—1019) in der Flanke des nach Osten hin rasch gewachsenen Polen verbündete, scheiterte er an operativen Schwierigkeiten in dem wenig besiedelten, an Sümpfen und Unwegsamkeiten reichen Polenland.

Erst 1031, nach dem Tode Boleslaws, wurden die beiden Lausitzen durch Konrad II. (1024—1039) zurückgewonnen. Nicht also das 10. und auch noch nicht das 11. Jahrhundert zeigt uns den Beginn der deutschen Kolonisation östlich der Elbe.

*

Und dennoch, Bedeutungsvolles hatte sich hier in aller Stille bereits vollzogen. Die Saale hatte aufgehört, die Grenze des deutschen Volkstums zu sein, und im Süden sind durch die missionierende und siedelnde Tätigkeit des 1007 gestifteten Bistums Bamberg bald die slawischen Einsprengsel am obersten Main, der Naab und der Rednitz eingedeutscht worden. Zwischen Elbe und Saale bildete sich langsam der erste Menschenschlag nordostdeutscher Siedler heraus. Sie mögen aus Thüringen, indes auch aus dem Rheinland, von der Mosel her gekommen sein, wenn die Theorie recht hat, die von hier aus eine besonders unternehmende Gruppe nach 1150, den Werbungen des ungarischen Königs Geisa II. (1141—1161) folgend, in das ferne Siebenbürgen ziehen läßt. Die Siedler, so meint auch Ernst Schwarz, der führende Namensforscher der Gegenwart, hätten gewisse thüringisch-obersächsische Elemente in ihren Lautbestand aufgenommen. Dies aber müßte doch auf einen längeren Aufenthalt östlich der Saale schließen lassen.

In größerem Umfang allerdings, setzt die Besiedlung erst im 12. Jahrhundert ein. Sie wird fühlbar in der letzten Zeit Heinrichs V. (1106—1125), sie ist im Aufbruch unter Lothar von Supplinburg (1125—1137), sie erfährt durch den Slawenfeldzug von 1147 bis 1149, der als Slawenkreuzzug auftrat, ihre entscheidende Wendung. Nach der Mitte des 12. Jahrhunderts ist das deutsche Volkstum

allenthalben im Vordringen. Nun trägt dieses Hinausziehen in die Weite des Ostlandes bereits das volle Gepräge eines bei aller rationalen Einteilung und aller Planmäßigkeit des Vorgehens doch zugleich irrationalen, aus den Urtiefen der Seele brechenden Dranges zum Wandern und Neugründen. Die fernebezwingenden Bewegungen der Kreuzzüge, die doch auch den Halt der Menschen, ihre Verwurzelung in der heimischen Erde gelockert hatten, die starke religiöse Erregung, die schon über hundert Jahre währte, waren gewiß Ursachen auch dieser Züge in die Ferne. Besonders auf dem ersten Kreuzzug (1096—1099) waren ja geradezu Massen unter Preisgabe ihrer Heimat in die Ferne gezogen.

Bleibt es für die bajuwarische Landnahme in Karantanien, für die bairische Siedlung in Niederösterreich und in den Alpenländern, vornehmlich in der Zeit vor Karl dem Großen, nahezu unmöglich, Namen zu nennen, Namen von Männern, die das große Werk der Rücknahme des altgermanischen Bodens durchführten — nun stehen greifbare Persönlichkeiten vor uns.

Die Erschließung des Raumes ostwärts der Elbe war durch den Zusammenbruch der deutschen Herrschaft 982 unterbunden worden. Wiederherstellung der deutschen Waffenkraft bahnte ihr erneut die Wege. Ganz war doch die deutsche Oberherrschaft über die Stämme östlich der Elbe niemals beseitigt worden, sosehr auch wohl dänische Einflüsse von den Küsten her feindlich wirken mochten. Noch 1036 hatten sich selbst die unbeugsamen Liutizen, freie Bundesgenossen Kaiser Heinrichs II., dem Kaiser Konrad II. unterwerfen müssen. Waren die salischen Kaiser in der Folge durch das seinerzeit als östliche Hauptfront empfundene Ungarn in Anspruch genommen, schließlich aber durch die unerhörte Wucht des Investiturstreites und die umfassende Bindung, die ihnen dieser aufzwang, geradezu außerstande, sich anderen Fragen — es sei denn in den kurzen Pausen des Kampfes — zuzuwenden, so bildete sich unter Lothar, seit 1106 Herzog von Sachsen, eine gerade im Osten bedeutende Macht. Sie war nun in der Lage, von sich aus größere Aufgaben in Angriff zu nehmen. Schon gehorchen ihr die Abotriten und Liutizen. Lothars Vasall Adolf von Schaumburg herrschte über Holstein und Stormarn.

Als vollends Lothar zum Königstum gelangte (1125) und 1133 die Kaiserkrone empfing, konnte er das Werk im Osten mit gesteiger-

ter Autorität beginnen. Auf dem Pfingstfest in Magdeburg (1135) war eine dänische und auch eine polnische Gesandtschaft anwesend. Im August desselben Jahres erschien der Polenherzog Boleslaw III. (1102–1139), zahlte den zwölf Jahre lang rückständigen Tribut nach, leistete dem Kaiser, der ihn mit Pommern und Rügen belehnte, den Treueid und trug ihm – Symbol der Lehensmannschaft – beim Kirchgang das Schwert vor. Das Reich war für die Aufnahme der Siedlungsbewegung abgesichert.

Mit glücklicher Hand wählte Lothar die Persönlichkeiten aus, denen er die Marken anvertraute. Er gab 1134 die Nordmark dem Albrecht von Ballenstedt, der später als Albrecht der Bär berühmt wurde, 1136 die Lausitz dem Konrad von Wettin, der bereits Markgraf von Meissen war – starken Führerpersönlichkeiten an den entscheidenden Stellen, wie einst Billung und Gero –. Anders jedoch als diesen beiden war es ihnen vergönnt, eine Markgrafen-dynastie zu bilden, deren alleinige Aufgabe die Erschließung des Landes nach Osten hin wurde. Albrecht vermochte weithin auszugreifen. Er gewann 1136 die Priegnitz, dann auch Havelberg. Der Hevellerfürst Pribislaw, der mit seiner Gemahlin zum Christentum übergetreten war, wurde sein Freund. Er schenkte dem Söhnchen Albrechts als Patengeschenk die Zauche und setzte 1142 den Markgrafen zum Erben seines Landes ein. Seitdem nannte sich Albrecht öfters „Markgraf von Brandenburg“. Als Pribislaw (seit der Taufe Heinrich genannt) 1150 starb, fiel sein Land ohne Schwierigkeiten an Albrecht. Dieser setzte sich dann 1157 gegen eine Erhebung des Jaczo von Köpenick durch. Damit waren alle Voraussetzungen für die Christianisierung und Germanisierung geschaffen.

*

Die Widerstandskraft der ehemals kriegsstarke Elbslawen schwand unter harten Schlägen, aber auch unter dem fortschreitenden Einfluß des Christentums. Dieses, das die Völkerschaften mit der Universalgewalt verband und in der Karfreitagsliturgie die Gläubigen aufforderte: „Lasset uns bitten auch für unseren allerchristlichsten Kaiser, daß Gott der Allmächtige ihm alle Barbarenvölker untertan mache zu unserem ewigen Frieden“, war auch hier ein Wegbereiter der Eindeutschung. Leichter konnten sich nun Deut-

sche neben die slawischen Niederlassungen setzen, leichter konnten deutsche Städte angelegt werden.

Bistümer allerdings von der überragenden Bedeutung, wie sie einst Salzburg und Passau besaßen, fehlten im Nordosten, seitdem durch die Bildung des Erzbistums Gnesen als Zentrum einer selbständigen polnischen Kirche Ottos des Großen gewaltige Pläne gescheitert waren. Sogar Lothars Machtentfaltung im Osten vermochte die vom Erzbischof Norbert (1126–1134) beim Papste erreichte Wiederherstellung der Magdeburger Rechte über Polen nicht mehr zu realisieren.

Der Bamberger Bischof Otto (1102–1139) ging im Alter zu den Pommern, um hier das Christentum zu verbreiten (1124). Fast ein Menschenalter widmete Vicelin (1090–1154) aus Hameln der Mission. Er wirkte in der Umgebung des Slawenfürsten Heinrich in Lübeck, weilte dann, nach dessen Tode vertrieben, in Faldern (dem späteren Neumünster) an der Grenze des Slawenlandes. Er veranlaßte Lothar zur Gründung der wichtigen Burg Segeberg (1134). Als 1143 Adolf von Schaumburg Wagrien erhielt und in der Nähe des 1138 niedergebrannten Wendenortes die neue Stadt Lübeck erbaute, konnte Vicelin erneut mehr Wirksamkeit entfalten. Freilich verbrannte der kriegerische Abotrite Niklot die junge Stadt kurz vor dem Wendenkreuzzug, er mußte jedoch alsbald selbst Christ werden. Vicelin wurde nun nach einigen Irrungen mit Heinrich dem Löwen 1149 dessen Bischof für Mecklenburg (mit Sitz in dem holsteinischen Oldenburg). Der unermüdliche Organisator des Christentums bei den Wenden und Wegbereiter der Deutschen in Mecklenburg starb 1154.

*

Überaus bedeutsam, jedoch früher gern überschätzt war die Tätigkeit Heinrichs des Löwen (1156–1180). Der gewaltige Herzog aus Welfenstamm verfügte über Sachsen, seit 1167 auch über Baiern, somit über die beiden größten Herzogtümer des Reiches. Sein Besitz im Slawenland wuchs dauernd an. 1158 erlangte er vom Schaumburger den Besitz von Lübeck und gründete nun die Stadt, von niederdeutschen Kaufleuten unterstützt, neu. Er verlegte das Bistum Oldenburg in diese Stadt, die rasch aufblühte. Überall wirkte Heinrich mit einem sicheren Instinkt für Handel

und Verkehr, für die Kräftigung seiner Finanzen. Trotz des Widerstandes von Niklot und dann seiner Söhne drang das Deutschtum in Mecklenburg vor. Schon 1142 konnte die Grafenschaft Ratzeburg zu Lehen ausgegeben werden. Westfalen breiteten sich hier, Holsten in Wagrien, Flandrer in Mecklenburg aus. In Schwerin entstand das Bistum Mecklenburg (1171).

1167 hatte sich Pribislaw, der Sohn Niklots, Heinrich dem Löwen unterworfen, der nun über Mecklenburg unbedingt gebieten durfte. 1163 wurde auch Pommern, das bereits einmal 1046 Reichslehen war, von ihm abhängig. Pribislaw II. gründete Rostock (Stadtrecht 1218) und das Zisterzienserkloster Doberan (1170). Das Bistum Wollin, das 1140 auf Betreiben des Bischofs Otto von Bamberg gegründet worden war, wurde um 1185 nach Kammin verlegt. In Pommern und in Mecklenburg führten dann die slawischen Fürsten die Siedlung weiter, aber sie waren Reichslehensträger. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatten beide Länder ein deutsches Gesicht.

So segensvoll die Machtstellung Heinrichs des Löwen, der den zähen Widerstand der Abotriten brach, auch erscheint, so sehr barg gerade ihr gewaltiger Umfang große Gefahren in sich. Heinrichs Stellung im Norden beruhte auf seinen ererbten Besitzungen, nicht auf der Machtvollkommenheit eines Herzogs von Sachsen. Die Herzogsgewalt war hier schon lange durchlöchert, begreiflich, daß der Welfe sie jetzt wieder stärken wollte. Dadurch geriet er mit mächtigen weltlichen und geistlichen Herren Sachsens, die reichsunmittelbar geworden waren, in schwere Gegensätze. Seine Gewalttätigkeit und ungehemmte Selbstsucht trugen selbst Kohlen ins Feuer. Mehrmals hatte ihn sein Vetter, Kaiser Friedrich I., gedeckt. Als er nun 1176/77 in neue Verwicklungen geriet, wandte sich der von ihm in Italien gründlich enttäuschte Hohenstaufe gegen ihn. Heinrich, der sich trotzig dem waltenden Recht entzog, büßte seine beiden Herzogtümer ein und behielt lediglich durch des Kaisers Gnade noch Braunschweig und Lüneburg (1180). Der Sturz des Gewaltigen brachte auch eine Erschütterung der deutschen Stellung an der Ostseeküste mit sich. Friedrich bestellte den Sohn Albrechts des Bären zum Herzog von Sachsen. Da dieser aber nicht das gesamte Herzogtum erhielt — der Westen kam an den Erzbischof von Köln —, war er

keineswegs der Erbe der überragenden Stellung Heinrichs. In gewisser Hinsicht übernahm vielmehr das sich nun frei bewegende Dänemark die Erbschaft des Löwen im Kolonialraum. Als der Kaiser gegen den Dänenkönig, der ihm die Huldigung versagte, Bogislaw von Pommern aufbot, wurde dieser 1184 geschlagen und mußte die Lehenshoheit Dänemarks anerkennen. Erst die Schlacht von Bornhövede (1227) gab die Ostseeküste wieder dem deutschen Einfluß frei.

*

Auch Barbarossa selbst trat als ein großer Förderer der deutschen Ausbreitung auf. Er begründete die äußerst bedeutungsvolle Zugehörigkeit Schlesiens zum Reich.

Das Land zu beiden Seiten der Oder hatte einst den Wandalen gehört, die dann im 3. Jahrhundert in der Hauptmasse weggezogen. Der zurückgebliebene Teil dürfte von den im 6. Jahrhundert eindringenden Slawen in die Gegend des Zobten zurückgewichen sein. Im 5. Jahrhundert entsandten diese Wandalen noch Boten an die Stammesgenossen in Afrika. Von diesen Silingen, wie dieser Wandalenrest hieß, erhielt das Land seinen Namen. Thietmar von Merseburg überliefert die deutsche Herkunft des Namens Nemzi (das spätere Nimptsch im Reg.-Bez. Breslau).

Früh griffen die tschechischen Herzoge nach Schlesien hinüber. Boleslaw I. (935–967), der Bruder Wenzels des Heiligen, unterwarf das Gebiet von Oppeln und Krakau. Mieskos Sohn Boleslaw Chrobry (992–1025) eroberte es 999 für Polen, das sich bereits bis an die Sudeten vorgeschoben hatte. Um 1000 war das Bistum Breslau entstanden. 1039 eroberte Břetislav von Böhmen (1034 bis 1055) ganz Schlesien. 1054 gewann es Kasimir I. von Polen (1034–1058) zurück. Es blieb jedoch eine gewisse Oberhoheit Böhmens bestehen, das auch eine Weile in Kamenz eine Burg nördlich der Sudeten behauptete.

Boleslaw III. (1102–1139) hatte in seinem Testament Polen in vier Teilreiche, eines darunter Schlesien, geteilt, dem Ältesten der Söhne, Wladislaw II. (1139–1166) aber die Oberhoheit übertragen. Dieser, selbst zugleich Teilherr von Schlesien, mußte vor seinen Brüdern zum deutschen König Konrad III. (1138–1152) flüchten. Nach Scheitern eines sofortigen Einschreitens der Ho-

henstaufen (1146) erzwang dann Friedrich Barbarossa die Herausgabe von Schlesien an die beiden Söhne Wladislaws (1163). Den größten Teil erhielt Boleslaw der Lange (1163–1201), Ratibor hingegen fiel dem Mieszko (1163–1211) zu, der auch Oppeln erwarb. Friedrich Barbarossa deckte die beiden schlesischen Herzoge 1172 nochmals durch einen Kriegszug gegen Polen.

Beide Herzoge waren in Deutschland erzogen, sechs von den neun Kindern Boleslaws trugen deutsche Namen. Dieser gewährte Zisterziensern aus Pforta 1175 eine Schutzurkunde für die Neugründung des alten Benediktinerklosters Leubus. Mit diesen Mönchen erschienen bereits deutsche Bauern, die nur deutschem Recht unterworfen waren. 1184 schon erging eine Rechtsmitteilung von Halle an das schlesische Neumarkt. Unter Herzog Heinrich dem Bärtigen (1201–1238) war dann die deutsche Kolonisation mit gleichzeitigen deutschen Stadtgründungen in vollem Gang. Seine Gemahlin war die heilige Hedwig (1174–1243) aus dem Hause Andechs. Auch sein Sohn Heinrich II., der in der Mongolenschlacht bei Liegnitz 1241 fiel, förderte die deutsche Siedlung. Am Hofe Heinrichs IV. blühte der deutsche Minnesang. Heinrich war der Mächtigste unter mehreren inzwischen aufgekommenen schlesischen Teilfürsten.

Dieser „Herzog von Breslau und Schlesien“ nahm spätestens 1278 sein Land von Rudolf von Habsburg zu Lehen. Der längst nur noch nominelle Zusammenhang der schlesischen Piasten mit Polen war damit gelöst. Dennoch blieben die schlesischen Herzoge nicht reichsunmittelbare Vasallen. König Johann von Böhmen brachte von 1326 bis 1336 alle schlesischen Teilfürsten zur Lehenshuldigung für die Krone Böhmens und zog 1335 das Herzogtum Breslau gänzlich ein. Nur noch Schweidnitz und Jauer waren außerhalb der Abhängigkeit von Böhmen geblieben. 1364 veranlaßte dann Karl IV., der als Oberhaupt des Reiches 1348 und 1355 Schlesien für alle Zeiten Böhmen einverleibt hatte, auch den Herzog dieser beiden Länder zur Abtretung.

Die deutsche Besiedlung Schlesiens nahm in dieser ganzen Zeit ihren Fortgang. Sie konnte sich im Lande auf eine wahre Fülle von Städten stützen.

Polen hatte sich der Loslösung Schlesiens gefügt. Die Könige Kasimir III. (1333–1370) und Ludwig der Große (1370–1382)

leisteten in Verträgen mit den Königen von Böhmen 1335, 1339, 1353 (diesmal für Jauer und Schweidnitz) und zuletzt 1372 endgültig auf Schlesien Verzicht.

*

Als letzte unter den Mächten der Ostsiedlung erschien der Deutsche Ritterorden auf dem nordöstlichen Schauplatz, nachdem er kurz zuvor in Siebenbürgen einen schweren Mißerfolg erlitten hatte.

Der Ritterorden, aus einer Hospitalgemeinschaft bremischer und lübischer Kaufleute (1191) erwachsen, strebte unter seinem tatkräftigen, mitten in der großen abendländischen Politik stehenden Hochmeister Hermann von Salza (1209–1239) nach der Errichtung eines autonomen Ordensstaates. In Siebenbürgen war er 1225 am Mißtrauen des ungarischen Königs Andreas II. (1205 bis 1235) gescheitert. Nun rief 1225 Konrad von Masowien, einer der polnischen Teilfürsten, dessen Versuch einer Bekehrung der heidnischen Preußen gescheitert war und der unter den Einfällen dieser tapferen Stämme litt, den Orden zuhilfe und bot ihm das Kulmerland. Der Hochmeister hielt zunächst zurück, ließ sich aber vom Kaiser in der Goldbulle von Rimini (März 1226) das Kulmerland und alle etwaigen preußischen Eroberungen verleihen. Die Urkunde bezeichnet Preußen als „sub monarchia imperii . . . contenta“. Dem Hochmeister wurde die Stellung eines Reichsfürsten zugestanden. Konrad von Masowien hatte 1228 mit wohl geringem Erfolg eine eigene „Brüderschaft vom Ritterdienste Christi in Preußen“ gegründet, sie ging später im Orden auf. Konrad bot jetzt die Abtretung des Kulmerlandes und der Burgen Vogelsang und Nessau auf dem linken Weichselufer. Der Orden nahm 1230 an. Vorsichtigerweise aber ließ sich Hermann 1234 auch vom Papst Gregor IX. (1227–1241), der an der Christianisierung von Preußen sehr interessiert war, durch eine Bulle alles schon Eroberte und alles künftig zu Erobernde zu ewigem Besitz gegen eine Zinszahlung übertragen.

Die Preußen waren keine Slawen, sondern wie die Litauer ein eigener Zweig der indogermanischen Völkerfamilie. Kriegerisch und abgehärtet, ursprünglich und zäh hielten sie an ihrer Freiheit und ihrer Naturreligion fest. Alle Bekehrungsversuche waren bei

ihnen gescheitert, Adalbert von Prag und Bruno von Querfurt hatten hier den Märtyrertod gefunden. Preußen zerfiel wie einst das Sachsenland in mehrere Gauen, die jedoch nicht zu einer zusammengefaßten Kraftentfaltung zu bringen waren. So konnten sie einzeln nacheinander überwunden werden.

Hermann von Salza, der selbst das Ordensland niemals betreten sollte, entsandte Ordensbrüder in das ihm von Konrad zu freiem Eigentum überlassene Land. Von Vogelsang, dem ersten Stützpunkt aus, ging es im Frühjahr 1231 über die Weichsel. Ein preußischer Stützpunkt wurde erobert, die hier neugegründete Ordensburg wurde, vielleicht nach der palästinensischen Ordensburg Toron, Thorn genannt. 1233 wurde die Burg Kulm erbaut, ein Jahr darauf erhielten die Niederlassungen bei Thorn und Kulm Stadtrecht. In heißen Kämpfen wurde der Angriff weiter vorgetragen. Die Burgen Marienwerder (1232) und Rheden wurden erbaut, 1236 erschien das erste größere deutsche Kreuzheer unter Heinrich von Meißen. Mit lübischen und meißnerischen Kolonisten wurde 1237 die Stadt Elbing gegründet, zwei Jahre später unter weiterem Vordringen Balga am Frischen Haff.

Schon suchte ein älterer Kampforden, die 1202 gegründeten „*fratres militiae Christi*“, die ein rotes Kreuz auf weißem Mantel trugen und dem Bischof Albert von Livland (1199–1229) in 25 Jahren dieses Land erobert hatten, die Verbindung mit dem Deutschen Ritterorden. Obwohl dieser zunächst zögerte, mußte er doch den durch eine Niederlage bei Saule (1235) schwer angeschlagenen Schwertbrüdern zu Hilfe kommen. Hermann von Balk, der erste Führer der Deutschherren im neuen Lande, starb 1239 in Salerno. Zwei Jahre vorher hatte der Papst zu Viterbo nach den Vorschlägen Hermanns von Salza die Vereinigung der beiden Orden vollzogen. Der Meister von Livland stand zum Hochmeister im gleichen Verhältnis wie der Landmeister von Preußen.

Schon 1243 wurden die vier Diözesen Kulmerland, Pomesanien, Ermland und Samland mit günstiger Regelung für den Orden organisiert und wie auch das etwas spätere Bistum Kurland dem Erzbistum von Riga (seit 1253) unterstellt.

Der aufstrebende Orden mußte sich außer mit den Preußen auch mit den Litauern und vorübergehend mit dem pomorani-

schen Herzog Swantopolk auseinandersetzen, zu diesem bestand von 1242 bis 1248 offene Feindschaft. Oft erlitt der Schwertorden, der auf exponiertestem Posten stand, Rückschläge. 1242 schlug der russische Großfürst Alexander Newski (1236–1263) die Brüder auf dem Eise des Peipussees bei Pleskau, mußte aber glücklicherweise wegen eines Mongolenangriffs zurück. 1260 ob- siegten heidnische Litauer bei Durben. Der Ritterorden jedoch vollendete inzwischen die Eroberung Preußens. Die westlichen Preußengau- e machten 1249 Frieden, Galindien wurde ohne son- derliche Mühe unterworfen, 1255 auf der Höhe Twangste die Burg Königsberg (zu Ehren Ottokars II. von Böhmen so genannt) errichtet, die das obere Pregeltal beherrschte. Bis 1260 war auch das innere Preußen unterworfen. Der Litauer Mindowe (1253 bis 1263), den Papst Innozenz IV. 1253 zum König erhoben hatte, machte Frieden mit dem Orden und trat Samaiten ab, 1252 gründete der Schwertorden die Mümmelburg (Burg Memel).

Da erlitt der Orden einen verheerenden Rückschlag. Mindowe fiel 1260 ins Heidentum zurück und begann erneut Feindselig- keiten. Ein Aufstand der Kuren und Semgaller entwickelte sich noch im gleichen Jahr 1260 zum allgemeinen Aufstand der Preu- ßen. Nur Pomesanien und das Kulmerland blieben unberührt. Schwere Rückschläge traten ein. Königsberg, Elbing und Balga behaupteten sich. Jedoch der Orden, verstärkt durch ein Kreuz- heer, darunter zum zweiten Male König Ottokar von Böhmen, wußte sich durchzusetzen. 1267 wurde der Aufstand in Livland, 1273 in Preußen niedergeworfen. Nur Schalauen, Nadrauen und Sudauen trotzten weiter. Schließlich unterwarf sich auch dieser Rest. Der Kampf war unter den schwersten Verlusten der Preu- ßen 1283 abgeschlossen, sogar eine schmale Verbindung mit Liv- land erreicht.

Dem Orden gelang es aber auch im Weichseldelta Fuß zu fas- sen. Nach dem Tode Swantopolks war Pomerellen ab 1295 ein Streitobjekt zwischen Brandenburg, Polen und zuletzt auch Böh- men gewesen. 1308 erwarb Brandenburg das 1235 neben einer slawischen Fischersiedlung gegründete rein deutsche Danzig. Polen jedoch behauptete die Burg. Der Orden, der bereits 1282 das Land Mewe mit dem Großen Werder und einem Teil der Nehrung gewonnen hatte, wurde von dem polnischen König

Wladislaw Łokietek (1306–1333) zum Schiedsrichter angerufen. Er bemächtigte sich 1308 Danzigs und ein Jahr darauf der Stadt Schwetz. Brandenburg verzichtete 1309 gegen 100 000 Mark Silber auf ganz Pomerellen außer Stolp und Schlawe. Der Kaiser Heinrich VII. (1308–1313) bestätigte die Abmachung, die böhmischen Könige verzichteten auf ihre Rechte. Der Orden hatte die überaus wichtige Landbrücke zum Reich gewonnen.

Im Jahre 1309 wurde nun auch der Ordenssitz endgültig von Venedig in das neuerobernte Preußen verlegt. 1271 war die große Ordensburg Montfort in Palästina, 1291 Akkon gefallen. Der Hochmeister nahm seinen Sitz auf der Marienburg. Neben dem Hochmeister, dem auch die vier Balleien (von lat. bajulus = Vorsteher) Österreich, Bozen, Koblenz und Els unterstanden, gab es den Landmeister in Livland und den Deutschmeister; zu diesem gehörten die acht deutschen Balleien. Die Kammerballei in Böhmen zählte zu den deutschen Balleien. All diese Balleien waren Stützpunkte für Nachschub und Ergänzung des Ordens.

Preußen war erobert, das Land befriedet. Doch ungeachtet der wachsenden Macht des Ordens und der hochmeisterlichen Gewalt galt es, eine behutsame Politik zu betreiben. König Johann von Böhmen (1310–1346), dessen ritterlichem Sinne der Orden zusagte, war wiederholt ein treuer Vermittler, auch gegenüber dem Papst. Immer wieder erschienen deutsche Ritterheere, aber auch christliche Streiter aus aller Welt, vor allem aus England, um dem Orden bei seinen jährlichen Heereszügen gegen die heidnischen Litauer zu helfen. Mit den mehr oder weniger unter dem Einfluß der „Goldenen Horde“ stehenden russischen Teilfürstentümern und dem orthodoxen Reiche von Halitsch in Bessarabien werden gute Beziehungen unterhalten. Die russischen Teilfürsten waren wertvolle Freunde, denn sie deckten dem Orden den Rücken gegen Polen. Im Bunde mit Johann von Böhmen konnte um 1327 ein gefährlicher Krieg mit dem ausgreifenden polnischen König Wladislaw Łokietek (1306–1333), der mit Litauen und Ungarn verbunden war, gewonnen werden. Endgültig wurde dann zu Kalisch 1343 Friede mit Polen geschlossen. König Kasimir der Große (1333–1370), der sich die Hand nach Osten hin freihalten wollte, verzichtete gegen die Rückgabe des durch den Orden eroberten Dobrzin und Kujawien auf das Kulmerland, die

Michelau und Pomerellen. Bereits sechs Jahre später konnte dann Kasimir, den der Orden nicht mehr daran hinderte, mit deutscher Hilfe das Reich von Halitsch erobern (1349); nach Lück „einer der gelungensten Schachzüge der mittelalterlichen polnischen Politik“.

Der Orden stand jetzt in seiner Hochblüte. Dreimal erschien der tapfere Luxemburger Johann von Böhmen in Preußen; auf seinen beiden letzten Fahrten dorthin (1337 und 1345) begleitet ihn auch sein Sohn, der nachmalige Kaiser Karl IV. 1348 waren an siegreicher Heerfahrt gegen Litauen besonders viele Franzosen und Engländer beteiligt. Ihr Zustrom, auch der der Schotten steigerte sich noch. Heinrich von Derby, der nachmalige König Heinrich IV. von England (1399–1413) war zweimal, 1390 und 1392, im Ordensland. Peter Suchenwirt aus Wien schildert den „Ehrentisch“ des österreichischen Herzogs Albrecht III. (1365 bis 1395) auf dessen Heidenfahrt 1377. Der litauische Gegner schlug stark zurück. Besonders zwischen 1340 und 1370 waren Olgierd und Kinstutte gefährliche Gegner. Bei Rudau errang der Orden 1370 über beide einen großen Sieg. Oft war er mit der Hanse verbündet, besonders gegen Dänemark. Von 1398 bis 1407 saß ein Ordensvogt auf dem gegen die Kalmarer Union eroberten Gotland. 1346 war Estland aus dem Besitz Dänemarks erworben worden. Unter Winrich von Kniprode (1351–1382) erreichte der Orden zweifellos den Höhepunkt seiner Macht. Eine lange friedliche Entwicklung schien bevorzustehen.

Die ersten Siedlungen des Ordens waren schon beim Fußfassen im Lande neben den festen Häusern erfolgt. Aber nur wenige überdauerten den großen Aufstand von 1263. Nach errungenem Sieg begann in den achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts die Dorfsiedlung im Kulmerland und Pomesanien. Um 1300 erfolgte ein größerer Aufschwung mit einer ganz planmäßigen Besiedlung, die offenkundig von der Ordenszentrale vorgeschrieben war. Die Ordenskomtureien Elbing und Christburg bewältigten die ihnen zugeteilte Aufgabe in zehn beziehungsweise acht Jahren. Eine dichtgeschlossene Gruppe von Zinsdörfern entstand. Zinsdörfer und Städte waren aufs engste miteinander verbunden. Nach Möglichkeit wurde Wald- und Ödland gewählt, wo die schwierigsten kolonisatorischen Aufgaben gelöst werden mußten.

Überall in Preußen entstand nun ein Neben- und Nacheinander der Anlage einzelner räumlich enggeschlossener Dorfsiedlungsgebiete. Zwischen diese Kernsiedlungsbereiche wurden im vierzehnten Jahrhundert noch verstreute Dörfer gesetzt, die Siedlung wuchs allmählich zusammen. Der zweite große Siedlungsvorgang erfaßte die sogenannte Wildnis; mit ihrer Urbarmachung begann der Hochmeister Werner von Orseln (1324 bis 1330). Zuerst erfolgte die militärische Sicherung durch Anlage von Burgen und die Ansetzung von Preußen auf kleinen Dienstgütern in der Nähe. Dann wurden, vor allem durch Winrich von Kniprode (1351–1382), größere mit kulmischem (deutschem) Recht ausgestattete Freigüter mit militärischen Aufgaben ausgegeben, Lehngüter, die mit der großen Gerichtsbarkeit ausgestattet waren und eine eigene Kolonisationstätigkeit einleiten sollten. Spät und spärlich entstanden landesherrliche Zinsdörfer. Aus sogenannten Lischken, die neben den festen Häusern entstanden, wurden Städte, wenn sie auch zum Teil erst gegen 1400 das Stadtrecht erlangten. Um 1410 war der eigentliche Abschluß der „Wildnis“, die Masurische Seenplatte, noch keineswegs erreicht.

Der Ordenseinfluß erstreckte sich auch auf den Siedlungsvorgang teils unmittelbar, teils durch das Beispiel im Bereich seiner Bistümer — selbst auf den polnischen Bischof von Plock.

Die Siedlungstätigkeit nahm die erste Stelle im Aufgabenwerk des Ordens ein. Ordensritter, die sich durch erfolgreiche Siedlungsarbeit besonders hervorgetan hatten, wurden, wie Karl Kasiske in eingehender Untersuchung der Ordenssiedlung feststellte, zu Hochmeistern berufen, so Werner von Orseln und Winrich von Kniprode. Politische und militärpolitische Gesichtspunkte fanden in dem großen Werk Berücksichtigung. Der Umfang der Siedlung bestimmte sich durch die Stärke der Binnenwanderung. Der Zuzug aus dem deutschen Mutterland war ja bald versiegt. Der Orden verteilte großzügig Land. Nur wenige preußische Edelfamilien hatten mit ihren Rechten den großen Aufstand von 1263 überlebt. Sie machten sich dann im Wetteifer mit dem deutschen Adel sehr um die Erschließung des Landes verdient. Die breite Masse der Preußen, anfangs rechtlos und wirtschaftlich schlecht gestellt, wurde erst später mit Land bedacht, zunächst für militärische Hilfsdienste. Langsam besserte sich ihre

Lage und erhöhte sich der Siedlereinsatz für Preußen. Die Polen im Kulmerland hatten schon durch Hermann von Balk (1230 bis 1239) Anerkennung ihrer Freiheiten und des Besitzes der bäuerlichen Bevölkerung erhalten, deren Lage sich durch die deutsche Herrschaft (Umlegung der Dörfer auf kulmisches Recht, Vergrößerung der Dorfflur) verbesserte. Auch zur Besiedlung — aber wahrscheinlich nicht der Städte — wurden Polen herangezogen. Selbst Litauer und Russen fanden Verwendung. Der Orden mußte bei dem Mangel an deutschen Siedlern die Leute nehmen, woher er sie bekam. Doch nur die Deutschen fanden Aufnahme in die Städte. Der Orden schuf nach Kasiske aus zweifellos nationalpolitischen Rücksichten Mittelpunkte des Deutschtums. „Die starke Ansiedlung von deutschen Bauern ist neben seiner Staatengründung das eigentliche geschichtliche Verdienst des Deutschordens.“

Das Preußentum ging innerhalb von zweieinhalb Jahrhunderten im Deutschtum auf. Nach der Reformation verklang die preußische Sprache, auch die Sprache der anderen Volkssplitter, die ins Land gerufen worden waren.

*

Noch einige Worte über die Tätigkeit der Askanier in Brandenburg. Die tapferen Nachkommen Albrechts des Bären (1134 bis 1170) blieben dem kolonisatorischen Willen ihres Ahnen treu. Sie vollendeten durch die Erwerbung von Barnim und Teltow und der Uckermark (1250) die Abrundung Brandenburgs. Sie veranlaßten 1250 die pommerschen Herzoge zur Anerkennung ihrer Landeshoheit. Endlich aber erwarben sie das Wald- und Sumpfgebiet zwischen Warthe und Netze, die Neumark, die sie allerdings später dem Ritterorden verkauften (1402). 1253 gewannen sie Bautzen und Görlitz, und 1252 kauften sie dem schlesischen Herzog Boleslaw das Land Lebus ab. Hier errichteten sie, vielleicht mit Siedlern aus Frankfurt am Main, die Stadt Frankfurt an der Oder. Der letzte der streitbaren Askanier war Waldemar der Große (1309–1319), ein energischer Krieger und kluger Planer, der im frühen Alter von 28 Jahren zum schweren Schaden für Brandenburg starb. Sein unmündiger Neffe Heinrich von Landsberg folgte ihm schon 1320 im Tode nach. Waldemar

hatte Pomerellen, das Land zwischen Persante und Weichsel, erworben, den östlichen Teil allerdings an den Orden verkauft.

Früh war so das Markgrafengeschlecht der Askanier zu Grabe gegangen. Keiner seiner Nachfolger ging mehr über das von ihnen Erreichte hinaus. Die schwachen wittelsbachischen Markgrafen, die unmittelbar folgten, erlitten sogar Gebietsverluste; so ging die Uckermark an Pommern verloren. Keiner der Fürsten blickte mehr über seine Ostgrenze hinaus. Die wohltätige Herrschaft Karls IV. (1346–1378) blieb Episode. Sein Testament trennte dann noch die Neumark von Brandenburg ab. Karls Sohn Sigismund wurde vollends ein Verderber des Landes (1378 bis 1388), ebenso wie sein Bruder Jobst, dem Brandenburg als Pfandbesitz zufiel (1388–1411). Raubrittertum, Anarchie und völliger Verfall waren die Folge. Das Erscheinen der Hohenzollern in der Mark (seit 1411 beziehungsweise 1415) war für diese eine Erlösung. Allerdings nahmen die Hohenzollern die askanische Ostpolitik in den nächsten Jahrhunderten nicht mehr auf.

*

Die deutsche Nordostsiedlung war in erster Linie das Werk der Landesherren. Vor ihrem Beginn war ein weiter Boden nur sehr dünn besiedelt, waren oft sehr gute Böden nicht genutzt, der dichte Wald kaum verwertet. Die langdauernden Slawenkriege, besonders der Wendenkreuzzug von 1147, hatten das Gebiet stark entvölkert. Der Machthunger eines sich bewußt gewordenen, die Bedeutung des Bodens erfassenden Fürstenstandes drängte nach besserer Verwertung. Die Landerschließung warf für die Kasse des Landesherrn wie des Grundherrn ein Vielfaches des bisherigen Ertrages ab. Diese Landerschließung jedoch vermochte der Slawe selbst damals und noch sehr lang nicht zu bewirken. Ihm fehlte der eiserne Pflug, der in die Bodentiefe griff, ihm fehlte die jahrhundertelange bäuerliche Zucht Deutschlands, ihm fehlte die reiche Spezialerfahrung der Niederländer in der Urbarmachung der Sümpfe. Selbst slawische Fürsten riefen doch die deutschen Ansiedler herbei, sobald sie das Christentum angenommen und sich nun der abendländischen Kultur und dem Fortschritt erschlossen hatten. Der Deutsche verdiente sich den altgermanischen Boden, der ihm so zum Teil wieder zufiel, durch

unerhört mühsame Arbeit zum zweiten Male. Wie sehr aber der Deutsche mit seiner Freiheit den Fortschritt verkörperte, erweist der Umstand, daß weit über die geschlossene deutsche Siedlung, ja selbst über die Grenze des abendländischen Bereiches hinaus, in das Gebiet der sich streng abschließenden orthodoxen ostslawischen Welt das *ius Theutonicorum*, das deutsche Recht, auch für slawische Siedlungen vordrang.

Was aber lockte diese Ansiedler, den Niederländer, den Westfalen, den Niedersachsen, den Thüringer, den Ostfranken, aus ihrer alten Heimat weg? Zweifellos war es Landhunger einer auf dem alten Grund zu dicht gewordenen Bevölkerung, indes auch Unabhängigkeitswille eines selbstbewußter gewordenen Standes und dazu eine Abenteuerlust, die mit einem Male Macht gewann, Aktivität, die aus der alten Enge wegstrebte. Schon damals konnte im altdeutschen Lande nicht mehr von einzelnen gerodet werden. Das Bauernland war nur noch wenig erweiterungsfähig, während die Masse des Volkes anwuchs. Für die Stadtbürger boten sich auch reichere Erwerbsmöglichkeiten im Osten. Man konnte hier großzügiger arbeiten. Und ritterliche Jugend, die im Altland keine befriedigenden Aufgaben mehr hatte, gab es in Hülle und Fülle.

Im Neuland wurde den Ansiedlern mehr Land geboten. Dieses war im Überfluß vorhanden, aber man mußte schon zusätzlichen Anreiz bieten. Bekam doch der Ritterorden nach der ersten Zeit des Zustroms viel zuwenig deutsche Siedler, um die Masse öden Landes, die er erschließen wollte, mit zuverlässigen Bauern zu besetzen.

Die Ansiedlung selbst trägt bereits einen geradezu modern anmutenden Charakter. Sogenannte Lokatoren, Leiter der Einzelunternehmen der Ansiedlung, begegnen uns. Sie warben die Siedler, sie organisierten alles Weitere, sei es die Siedlung auf dem Lande, sei es die Gründung der Stadt, die im Nordosten eng mit der bäuerlichen Ansiedlung verbunden war. Sie selbst, die alles Erforderliche vorschossen, also wohlhabende Männer sein mußten, erhielten meist ein größeres Stück der Dorfflur, oft ein Sechstel, als Erbesitz ohne Zinslast mit vollem Verfügungsrecht. Der Landesherr übertrug ihnen im allgemeinen das Schulzenamt als erbliches Lehen. Reiche Nutzungsrechte und Einnah-

men standen ihnen zu. Mit Zustimmung des Grundherrn konnten sie außerdem Besitz und Amt verkaufen.

Die Ansiedler wurden, auch in Gegenden, wo das polnische Recht den Bauern in drückender Abhängigkeit hielt, mit der unbedingten persönlichen Freiheit, mit Erbrecht und vollem Verfügungsrecht über ihren Besitz ausgestattet. Sie waren freizügig, wenn sie für einen Ersatzmann sorgten. Bei rückständiger Zinszahlung durfte der Bauer nicht einfach von der Scholle vertrieben werden. Der Grundherr mußte zuerst beim Dorfgericht Klage erheben. Die Lasten dieses freien Bauern hielten sich in mäßigen Grenzen. Fast stets wurden bei der Ansiedlung etliche Freijahre ausbedungen, in denen kein Zins an den Grundherrn zu zahlen war. Darum übte das deutsche Recht eine so große Anziehungskraft aus, darum mußte man auch slawische Siedler, die sich für Neuboden meldeten, zu „deutschem Recht“ aussetzen. Weil aber dieser freie Bauer mit seiner Arbeit mehr leistete als der unter Druck stehende Slawe, wurden vielfach auch schon bestehende Dörfer auf deutsches Recht umgesetzt. Zweifellos bediente man sich bei Siedlungen, wo nur Slawen nach deutschem Recht angesetzt wurden, deutscher Lokatoren. Solcher gab es ja genug, und sie besaßen reiche Erfahrung.

Als Städtegründer wurden die Lokatoren bei gleichfalls ansehnlichen Einnahmen und Rechten meist Stadtvögte. Planmäßig, in einem Zug, wurden die Städte angelegt. Sie wuchsen nicht allmählich, sondern stehen sogleich als erster Kern mit Umfassungsmauern fertig da. Das waren die Städte „aus wilder Wurzel“. Manche knüpften an bestehende Burgsiedlungen an. Es ist überall eine großartige Nüchternheit, frei von all den Bedingtheiten, die jahrhundertlanges geschichtliches Leben den altdeutschen Städten auferlegte, freilich auch gewöhnlich ohne deren tiefe Versonnenheit und gemütliches In-sich-Verschachtelt- und Geschlossen-sein. Die nordostdeutschen Städte, denen die nordböhmischen und nordmährischen (siehe der gewaltige Ringplatz etwa von Iglau) durchaus entsprachen, ja untrennbar dem Gesamtbilde zugehörten, sind echte Kinder des Koloniallandes, in kolonialem Denken der Zweckmäßigkeit und ausgerechneter Bestimmtheit geschaffen. Es sind umbaute Märkte, wobei später immer mehr der Ring, auf dem die schönsten Gebäude stehen, hervortrat. Um

den oftmals mächtigen Platz sind die Häuserblöcke dann schachbrettförmig angelegt.

Persönliche Freiheit des Bürgers und die maßvoll begrenzte Selbstverwaltung waren der Hauptinhalt der Stadtrechte. Besonders das Magdeburger Recht, aber auch das von Lübeck, für Preußen das von Kulm, spielten eine bedeutsame Rolle. Im Umkreis einer Meile durfte sich kein Handwerker in der Nähe einer Stadt ansiedeln, ausgenommen solche für die größten Arbeiten. Städtisches Handwerk und Gewerbe waren also in ihren Möglichkeiten nicht beschränkt.

In rascher Folge entstand eine Stadt nach der anderen. In Mecklenburg erhielt das Stadtrecht Rostock 1218, Wismar 1229, Stargard 1259; in Brandenburg Spandau 1232, Teltow 1232, Strausberg 1232, Frankfurt an der Oder 1253, Berlin ist 1237, Köln 1251 „civitas“ genannt; in Holstein Kiel 1242, Oldenburg 1235, Ratzeburg 1261 (civitas); in Sachsen sehr früh die Salzstadt Halle an der Saale und die Silberstadt Freiberg, Leipzig um 1160, Dresden vor 1216; in Schlesien zuerst die Bergstädte Goldberg 1211 und Löwenberg 1209, Breslau 1241, Brieg 1248, Neiße 1245, Glogau 1253; in Pommern Stettin 1243, Greifswald 1249, Kolberg 1255; in Preußen Elbing 1240, Braunsberg 1254, Thorn 1232, Königsberg 1286, Danzig 1263. Alle diese, nur die wichtigsten wurden genannt, waren Gründungen des gesegneten dreizehnten Jahrhunderts. Im vierzehnten Jahrhundert ging die Stadtrechtsverleihung weiter, im Ordensgebiet entstanden die Städte in der „Wildnis“ und zahlreiche andere.

Besonders reich bedacht wurden Adelige, die sich mit der Verpflichtung zum Wehrdienst als ritterliche Kämpfer zu Fuß an bedrohten Punkten mit Burgen ansiedelten. Es gab genug ritterbürtige Leute, die sich dazu meldeten. Hauptsächlich in der Mark und im Ritterordensland bedurfte man ihrer. Sie stiegen rasch zu Gutsherren empor. Der Ritterorden, der in hohem Maß der militärischen Hilfe bedurfte und auch gern die Siedlungsarbeit adeliger Geschlechter in der Wildnis sah, gab an solche Familien gelegentlich ganz gewaltige Landkomplexe ab.

So legte sich die nordostdeutsche Siedlung wie ein wohldurchdachtes Gewebe über das dünn von Slawen beziehungsweise Preußen besiedelte Land. Die fremdsprachigen Niederlassungen,

die ja nirgends Städte waren, blieben in den Maschen dieses dichter und dichter werdenden Netzes von deutschen Städten und Dörfern bestehen. Ihre Sprache wurde von selbst ganz allmählich deutsch, bis überall mit Ausnahme von Bereichen in der Lausitz das Land ein einheitlich deutsches Gepräge gewonnen hatte.

Das Mutterland war vor allem beim Beginn einer Siedlung am Werke. Es entsandte seine wagemutigsten Söhne und Töchter. Deren Nachkommen aber waren es, die dann erneut vorwärtsstießen, in Tochtersiedlungen Raum gewannen. Aus ihrer Mitte kamen oft die kühnsten, am weitesten ausgreifenden Gruppen. Sie siedelten noch, als längst die Bewegung im Mutterland abgeklungen war.

Wie im Südosten reifte auch im Nordosten das gewaltige Werk nicht zur Gewinnung einer abgerundeten Sprachgrenze aus. Die Harmonie blieb versagt. Wie oft allerdings finden wir diese überhaupt im geschichtlichen Prozeß? Bedrohlich für die Zukunft mußte es jedoch werden, daß es nicht gelungen war, ganz Pomerellen durch die deutsche Siedlung zu erfassen; es gab hier kein deutsches Bauernland in geschlossener Tiefe und mit unversehrter Verbindung mit dem deutschen Volksraum. Nicht so tief wie der tschechische, aber unangenehm breit drückte der polnische Keil zwischen Schlesien und Ostpreußen in das deutsche Gesamtgefüge und ließ Berlin verhältnismäßig nahe an der Sprachgrenze liegen.

*

Sehr bedeutsam war für die Eindeutschung die Tätigkeit der Mönchs-Orden geworden. Unter diesen ragen der Prämonstratenserorden, den 1121 Norbert von Magdeburg gegründet hatte, und der 1098 gegründete Zisterzienserorden besonders hervor.

Von den Prämonstratensern, die später an Bedeutung hinter den Zisterziensern zurücktraten, stammen die Klöster Leitzkau (1139) und Jerichow (1144).

Der Zisterzienserorden war schon durch die Verpflichtung der Mönche, ihre Klöster in der Wildnis anzulegen, durch den Gründer zur Ostarbeit berufen. Oden und Niederungen gab es doch hier in Fülle, und für Ordensleute, die alles Handwerkliche und

Bäuerliche in ihrem Kloster bestritten, tat sich in dem noch wenig urbar gemachten Osten eine ganz neue Welt auf. Allerdings wurden Bauern durch die Zisterzienser infolge einer in den Ordensregeln liegenden Bestimmung erst seit 1218 angesetzt. 1122 wurde als erstes deutsches Zisterzienserstift Altenkamp bei Geldern gegründet; bereits 1127 entstand dann Walkenried im Sudharz. Die Niederländer zogen in Scharen aus, um im Ostland ihre Kunst, Sümpfe und Moore trockenulegen, zu erproben, die Mönche folgten ihnen. Doberan (1171) in Mecklenburg, Leubus in Schlesien (1175), Dobrilugk (1184), Zinna (1171), Lehnin (1180) und Chorin in der Mark Brandenburg (1231), Eldena bei Greifswald (1199) und Kolbatz (1173) in Pommern, Oliva (1186) in Pomerellen bildeten bald Zentren der abendländischen Kultur im Neulande.

Die Siedler kamen im allgemeinen aus den dem jeweiligen Neugebiete angrenzenden Landschaften. Nach Mecklenburg und Pommern, aber auch nach der Mark wandten sich die Westfalen und Niedersachsen. In Mecklenburg und der Mark jedoch siedelten auch Flandrer, in letzterer zudem Holländer und Seeländer. Der Höhenzug Fläming und der Ortsname Flämingen bei Schulpforta erinnern noch an diese die Niederungen und Moore urbar machenden Siedler. Östlich der Saale waren Thüringer, Ostfranken, Mittelfranken und wieder als Spezialisten Flamen beteiligt. Eine sehr wanderlustige Volksgruppe, die wir bereits aus der Besiedlung von Böhmen und Mähren kennen, waren die Ostfranken. Wir begegnen ihnen im nördlichen Erzgebirge und bei Meißen. Sie waren in Schlesien an der Siedlung mitbeteiligt, wo auch (zum Beispiel in Bielitz) mittelfränkische Gruppen auftauchten. Als Holzfäller drangen diese Wanderlustigen bis nach Munkatso in Oberungarn vor. Schlesien wurde, soweit aus den heute gesprochenen Mundarten ein Schluß erlaubt ist, vor allem von Thüringern und Meißnern besiedelt, neben denen die Ostfranken und die Niederdeutschen zurücktraten. In den Sudeten wurden hessische, in Südschlesien bairische Elemente festgestellt. Ostpreußen, das letzte Neuland, erhielt seine Besiedlung zum Teil von Mecklenburg her, zum Teil indes auch aus dem westlichen Teil des schlesischen Raumes. Auch hier ist eine genaue Heimatzuschreibung unmöglich. Selbst Friesen scheinen an dem

großen Gesamtwerk beteiligt zu sein; das Kloster Belbuk wurde von Westfriesland her begründet.

*

Ganz zum Unterschied von der südostdeutschen, aber auch von der sudetendeutschen Besiedlung verfügen wir für die Nordostkolonisation über Chroniken, die wenigstens für einzelne Landschaften eine Art Geschichte der Besiedlung bieten. Es ist die „Chronica Slavorum“ des Helmold von Goseck (um 1170) (für die Grenzstriche von Holstein und Mecklenburg), es ist die gereimte und sehr ausführliche Chronik des Peter von Duisburg für Preußen (1326), die Nikolaus von Jeroschin ins Deutsche übertrug, die des Heinrich von Lettland für das Baltikum. So stellen sich uns die Vorgänge, die hier in so großartigem Schwung Ödland in blühende Landschaft verwandelten, in hellem Lichte dar, während die bajuwarische Landnahme, das Vordringen der Baiern in Karantanien, ihre Siedlungen im Donautal oder gar der Einzug der Siebenbürger Sachsen in ihre Karpaten-heimat wohl für immer im dunkeln liegen werden.

Vorposten deutscher Ostsiedlung

Im Verlauf einer so gewaltigen, das Volk in der Tiefe bewegenden und seine Kräfte zum Überfließen bringenden Bewegung, wie es die viele Menschenalter ausfüllende Ostsiedlung war, mußte es geschehen, daß der großen Woge voraus kühne Gruppen und Grüppchen vordrangen, wahrhaftige Pioniere und einsame Bezwiner der Ferne. Wir meinen hier nicht die reisigen Herren und Mannen, die dem Rufe des polnischen Herzogs oder des Königs von Ungarn Folge leisteten. Ihr Einsatz und Aufstieg diente nicht dem eigenen Volke, schadete ihm eher, indem er später unmittelbar und mittelbar durch ihr Aufgehen im anderen Blute die unruhigen Nachbarn im Osten stärkte. Hier ist nur festzustellen, daß es sehr zahlreiche Adelige waren, die durch ihre Einwanderung nach Groß- und Kleinpolen, Masowien und

Rotreußen den jungen polnischen Staat und durch ihre schnelle Polonisierung das polnische Volk bereicherten. Es sind darunter Namen wie Biberstein, Falkenhain, Gerlachsheim, Haugwitz, Kalkreuth, Kottwitz, Wiesenburg, Unruh. Auch in Ungarn sind der Familienüberlieferung nach etliche Magnatenfamilien aus deutschem Blut entsprossen. Alle diese Adelligen und Waffenleute waren entweder von vornherein als Einzelgänger in die Ferne gezogen oder hatten als Lokatoren deutscher Dörfer (in Polen!) begonnen.

Anders steht es um tatsächliche Volksgruppen, die den Zug in die Ferne antraten und hier zumindest auf geraume Zeit ihr Volkstum lebendig hielten.

Die zeitlich erste unter ihnen, ihre bedeutendste und zäheste, sind die Siebenbürger Sachsen gewesen.

*

Die Siebenbürger Sachsen waren den weitesten Weg gezogen. An der Mosel, in der Eifel, in Luxemburg mag die Heimat jener abgehärteten Deutschen gewesen sein, die dem Rufe des ungarischen Königs Geisa II. (1141–1161) folgten, um am Südrand des großen Karpatenbogens „ad retinendam coronam“, um die Krone zu schützen, eine Wachtstellung einnahmen. Der einst gehegte Optimismus freilich, die Urheimat aus der Mundart genau festlegen zu können, mußte aufgegeben werden.

Moselfränkisch war die Mundart dieser Leute, aber sie dürften von den Werbern des Ungarnkönigs nicht unmittelbar in ihrer Heimat angetroffen worden sein. Die siebenbürgische Mundart weist thüringische Einflüsse auf, die auf eine Zwischenheimat östlich der Saale schließen lassen.

Der Name „saxones“ taucht zum erstenmal 1206 auf und wird damals für die Einwohner der beiden Dörfer Krapunsdorf und Rams (Rumes) gebraucht, die zugleich „primi hospites regni“, „die ersten Gäste des Königreiches“ genannt werden. Diese „Sachsen“ der Urkunde von 1206 hält Andreas Scheiner für Adelige, von denen schließlich der Name auf die umwohnenden deutschen Bürger und Bauern ganz anderen Stammes übergegangen sei. Nicht durchaus überzeugend!

Die Siebenbürger Sachsen wurden „gerufen“ („vocati“). Sie wurden in Gebiete gerufen, die als „verlassen“ („deserta“) und „unbewohnt“ („inhabitata“) bezeichnet werden.

In Ungarn, wo sich die Madjaren, die im neunten Jahrhundert in das Land eingebrochen waren, in der Folge selbst durch andere Wandervölker, wie die Petschenegen und Kumanen, bedroht sahen, bestand ein von den Arpaden organisiertes System zur Verteidigung der Karpaten. Der Grenzraum war durch eine Reihe von Burgen insbesondere im Bereich der Pässe beschirmt. Hinter dieser Sperre aber lag ein Ödland von tiefer Ausdehnung. Dann erst schloß sich dauernd bewohntes Gebiet an. Das Ödland sollte einen über das Gebirge hereingebrochenen Feind am Vormarsch behindern, um dem König Zeit für die Abwehr zu sichern.

Über diese deserta innerhalb des Karpatenbogens verfügte König Geisa II., als er die Deutschen in das Land rief. Er bedurfte ihrer Niederlassung zur Abwehr der erstarkenden Byzantiner unter Kaiser Manuel I. (1143–1180), in dem nochmals der Gedanke an eine Wiederherstellung des alten Reiches lebendig wurde, bedurfte ihrer indessen auch, um die eigenen Großen niederzuhalten, deren Übermut den Arpadenthron bedrohte. Hand in Hand mit beidem ging die dem Königtum höchst wertvolle Erschließung des bis dahin für die Krone nutzlosen Ostlandes.

Wir besitzen ein kostbares Dokument über die den Neuankömmlingen gewährten Rechte in dem Andreanum, der Urkunde, von König Andreas II. (1205–1235) 1224 erlassen. Sie bestätigt die von König Geisa gewährten Rechte für die „fideles hospites nostri Theutonici Ultrasilvani“, also für die Gesamtheit der Sachsen, für den Personalverband. Nur der König und sein ernannter Stellvertreter, der Graf, sonst aber keine Behörde durften in ihre Angelegenheiten eingreifen. Alle ihre Beamten und Richter wählten die Sachsen aus ihren eigenen Reihen. Kein Deutscher durfte vor ein fremdes Gericht gezogen werden. Wurde er außerhalb des Landes vor einen Richter gestellt, so durfte er nur nach dem sächsischen Gewohnheitsrecht gerichtet werden. Der Königsboden, der im Hermannstädter Gau zusammengefaßt war, wurde als unbeschränktes Eigentum der Deutschen erklärt.

Niemand durfte sich hier ohne ihre Einwilligung ansiedeln. Der Königsboden reichte von Broos bis Draas.

Zweifellos hatten die wagemutigen Einwanderer von Anfang an Führer, die wohl in den von ihnen angelegten Dörfern die Ortsrichter stellten, schließlich diese Würde erblich innehatten. Es waren die Grefen (Grafen), die auch in den Komitaten Güter erwarben. Sie waren der Madjarisierung ausgesetzt und stellten deswegen für die sächsische Gemeinschaft eine Gefahr dar. Daher wurden auch die Erbämter schließlich beseitigt.

So hatten die Sachsen die Landschaft zwischen dem Kokel und der Alt besiedelt. Bald wurde im nördlichen Siebenbürgen auch das Nösnerland mit Bistritz erschlossen, wo die Sachsen bereits bairische Bergleute antrafen.

Eine geradezu grandiose Aussicht eröffnete sich, als der Ungarnkönig Andreas II. 1211 das Burzenland, die südöstliche Einbuchtung im Karpatenbogen, Ödland wie einst der Königsboden, dem Deutschen Ritterorden verlieh. Den König leitete dabei die Sorge vor den wieder erstarkenden Kumanen. Nun sollte der Ritterorden die unerwünschten Nachbarn bändigen und dem Christentum gewinnen. Wurde es ihm zuerst untersagt, andere als hölzerne Burgen zu bauen, so fiel diese Einschränkung später. Andreas übertrug den Rittern alles Land bis zur Sereth-Pruth-Linie, wenn sie es in ihre Hand bekämen.

Der Orden errichtete fünf Burgen, unter ihnen die erste — siebenbürgische — Marienburg. Er gründete Kronstadt und besiedelte das Burzenland mit deutschen Bauern, ja selbst über die Karpaten griff er kühnen Mutes aus.

In solcher Machtentfaltung überschätzte der Orden, dem es auf die Begründung einer selbständigen Territorialherrschaft ankam, seine Kraft. Anstelle des nahen und ihm schon bei Beginn der Erbauung steinerner Burgen unbequem gewordenen Ungarnkönigs wünschte er die nominelle Herrschaft des fernen Papstes. Als er sich so von Andreas lossagte, wurde er von dem König, dessen Macht er unterschätzt hatte, mit Waffengewalt 1225 aus dem Lande vertrieben. Die dreizehn deutschen Dörfer des Burzenlandes und das deutsche Kronstadt — doch wohl ein großartiges Fazit so kurzer Herrschaft — blieben bestehen. Kurz danach tritt der Orden zu seiner weltgeschichtlichen Mission in Preußen an

(1230). Es ist nicht abzusehen, was sein Verbleib im Karpatenbogen für Siebenbürgen, für das gesamtdeutsche Schicksal, für die abendländische Welt (spätere Türkengefahr!) bedeutet hätte!

Die Siebenbürger Sachsen, nun alle drei Gruppen zusammengefaßt, konnten auf dem gesegneten, Fleiß und Tüchtigkeit reich bedankenden Boden ihre Kräfte rasch mehren und Tochttersiedlungen anlegen. Einige der sächsischen Siedlungen allerdings lagen nicht auf dem Königsboden und waren darum nicht der Rechte teilhaftig, die Geisa den Ansiedlern verliehen hatte.

Im 13. Jahrhundert brauste der Mongolensturm über Ungarn hinweg. Er traf in Vormarsch und Rückzug das junge siebenbürgische Kulturland schwer, um so mehr als dieses noch wenig bewehrt war. Die reiche Bergstadt Rodna im Nösnerland hatte sich einem mongolischen Haufen ergeben, alle ihre Einwohner wurden verschleppt. Es ist vermutet worden, diese Rodnaer, die nicht mehr wiederkehrten, seien mit den deutschen Goldbergwerksleuten und Waffenschmieden zu identifizieren, die ein europäischer Gesandter zwölf Jahre später am Balkaschsee antraf. Der Mongolensturm brachte die erste Entvölkerung für Siebenbürgen. Der Tatareneinbruch 1285 betraf dann nur den Norden des Landes.

Ein siebenbürgischer Landtag — der erste — weist neben dem madjarischen Komitatsadel und den Szeclern, diesem madjarischen Grenzerstamm, auch die Siebenbürger Sachsen auf. Hier waren auch Rumänen vertreten. Schon das Privilegium des Königs Andreas hatte sie erwähnt, als er den Deutschen des Königsbodens auch den „Wald der Walachen und Petschenegen“ zur gemeinschaftlichen Nutzung mit seinen bisherigen Inhabern verlieh, wobei zugunsten der Deutschen die Einschränkung gemacht wurde, daß sie „niemandem hiervon Dienste zu leisten“ hätten.

Selbst in unruhigen Zeitläuften, die in der ungarischen Geschichte auftraten, wo die harte Faust das Recht zu überwuchern schien, wußten sich die Sachsen zu behaupten. Sie, die sich wiederholt erfolgreich gegen Übergriffe des Bischofs von Weissenburg zur Wehr setzten, fanden schließlich auch die Anerkennung des zuerst gegen sie eingenommenen Königs Karl Robert (1310 bis 1342) aus dem Hause Anjou. Dieser war lange gegen sie im Kampf gelegen, setzte aber dann doch den sachsenfeindlichen

Wojwoden und Schürer des Streites seines Grafenamtes ab und verfügte, daß dieses fortan nur an Deutsche verliehen werden durfte.

Der Hermannstädter Gau wurde in sieben Stühle mit Königsrichtern gegliedert. Letztere, Vertreter des Zentralismus, übten die hohe Gerichtsbarkeit aus. Durch die jährlichen Gauversammlungen indes stärkte sich die Autorität der Sachsengrafen, schließlich auch über die Königsrichter. Auch der Bürgermeister von Hermannstadt stieg in seiner Geltung.

Wie die Deutschen Böhmens unter Karl IV. den Höhepunkt ihrer Geltung und ihres nationalen Besitzstandes erreichten, an den die beste spätere Zeit, die thesesianische, doch nicht mehr heranreichte, so erlebten die Sachsen während der fast gleichzeitigen vierzigjährigen Regierung Ludwigs I. (1342–1382) ihre höchste Blüte. Handel, Gewerbe und mit ihnen das Städtewesen entfalteten sich reich. Die Sicherheit der Grenze, so sagte dieser König, ruhe auf den Deutschen wie „auf festen Säulen“. Deutsche erbauten für ihn und behüteten die beiden starken Burgen an der Grenze, die Landskrone im leicht passierbaren Roten-Turm-Passe und auf dem Dietrichstein die Törzburg. Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg und Bistritz waren die Hauptorte der sächsischen Siedlung, die sich damals auch auf Gebiete erstreckte, in denen später die deutsche Zunge erlosch wie in und um die Stadt Thorenburg, die aus zwei ursprünglich bairischen Siedlungen, deren ältere bereits aus dem elften Jahrhundert stammen kann, erwachsen war. Schon erfreuten sich auch Mediasch, Reen, Schäßburg und Mühlbach des Stadtrechts. Mauern mit Wehrtürmen, deren Instandhaltung und Verteidigung die einzelnen Zünfte übernahmen, umgürteten die deutschen Städte. Die Sachsen, die Kronstädter voraus, betrieben aber auch einen blühenden Fernhandel bis in den Orient.

Das Neuland in der Bucht und am südlichen Bogenteile der Karpaten war nun völlig besiedelt. Berechtigt ist der Stolz der Sachsen auf das Vollbrachte. Geben wir Heinrich Zillich, dem Dichter Siebenbürgens, das Wort: „Die Sachsen waren keine fremden Kolonisten mehr. Sie hatten ihr Land, blutend, schaffend und träumend zur Heimat gemacht, in der sich die ganze Fülle des heimatlichen Lebens bewegt, wo der Nix im Weiher

sitzt und der Wassermann im Brunnen, die Fee über den Waldlichtungen schwebt und der Troll im Busch kichert, jede Au ihren Namen, ihre Geschichte, ihr Märchen hat . . . Das nationale Bewußtsein . . . in jener Zeit kaum irgendwo in der Welt wach, hier war es lebendig; kein Nichtdeutscher fand Zugang in Städten, Zünften und Ämtern, soweit die Sachsen darüber zu bestimmen hatten, und selbst die Könige verbrieften ihnen dieses Gesetz. Das Land vollends, darin sie lebten, von Gefahren ewig bedroht, doch nun gebändigt, herrlich in den Armen der Gebirge, warm im Sommer, kalt im Winter, voll Urwild, Wald und Saaten, und darüber die Sonne eines Südens, wie er Deutschen zur Freude gereicht, ohne sie zu schwächen; dies Land war der Öde durch ihre Faust entrunken, es war köstlich.“

*

Die Sachsen griffen über das Land, in welchem sie heimisch geworden, mit Städtegründungen hinaus. Die Moldau und die Walachei waren ihr Ziel, aber selbst in der Ferne der bosnischen und serbischen Berge, sogar noch in Bulgarien begegnen wir deutschen Siedlungen, deren Bewohner Sachsen genannt werden. Überall auf dem Balkan waren dies Bergbausiedlungen, die sich bis zum Einbruch der Türken, in Bulgarien (in Ciprovci) noch bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts erhielten. In der Moldau sind es Städte deutscher Herkunft und deutscher Bevölkerung: Moldenmarkt oder Molde, das im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts seine höchste Blüte erlebt, bis zum 17. Jahrhundert unter allmählicher völkischer Vermischung der Deutschen (oder Abwanderung) zu einer kleinen Siedlung einschrumpft, die der Sage nach von Sachsen gegründete Stadt Kotnar, dann Seret und Sutschawa, mit namhafter deutscher Bevölkerung auch Jassy, sie alle durch den Fernhandel reich geworden, der sie von Krakau und Lemberg her am Außenrand, von Kronstadt her aus dem Innenbereich des Karpatenbogens (oberungarische Städte, Zips, siebenbürgische Städte) erreichte. Diese beiden Handelswege waren einst eine Hauptstraße der deutschen Kaufleute, die ihre Waren nach dem Schwarzen Meer brachten, von hier aber die orientalische Handelsfracht empfangen. Als die Türken 1475 Kaffa, 1485 Weißenburg (Akkerman oder Cetatea Alba) und

Kilia eroberten und damit die Donaumündung und das Schwarzmeergestade versperrten, kam dieser Handel zum Erliegen, und die Größe der genannten Städte versank, das Deutschtum der ausgesetzten Städte, ganz ohne bauerliches Hinterland, erlag allmählich der Entvölkerung.

In der Slowakei treffen wir seit dem 12. Jahrhundert bairische (wahrscheinlich steirische) Bergleute im Bereich von Schemnitz und Göllnitz, seit dem 14. Jahrhundert auch um Kremnitz und Dopschau an. Ein mitteldeutscher Einwandererstrom von Bergleuten vereinigte sich mit ihnen. Es ist eine unentschiedene Frage, ob die Deutschen, die im Bereich der slowakischen Berge eintrafen, vielleicht um Deutsch-Proben und Kremnitz, auf germanische Volksreste stießen, die sich dann mit ihnen vereinigten. Die slowakische Bezeichnung für die Kremnitz-Probener Deutschen („loкто brati“, das ist möglicherweise Langobarden) könnte darauf hindeuten.

Sehr früh erschienen die Deutschen in Preßburg, das schon um 1200 eine deutsche Stadt war und dessen fruchtbare Umgebung bereits eine deutsche Bauernbevölkerung besaß; auch die Insel Schütt, Skalitz, Tyrnau und Neutra waren früh deutsch.

Über diese blühende deutsche Siedlung brach der Mongolensturm, dem Ungarn unterlag, herein. Möglicherweise wurden durch ihn die größten Aussichten zerstört, vielleicht jedoch fegte gerade er den Boden für weitere deutsche Siedlung frei. Sie konnte sich alsbald erweitert entfalten.

Nicht sehr viel später als die Siebenbürger Sachsen ließen sich Deutsche gleichfalls mittelfränkischer Herkunft, für die auch eine ostsalische Zwischenheimat angenommen wird, am Süd- und Westfuße der Hohen Tatra, der höchsten Erhebung der Karpaten, nieder. Bald wurde dann durch Bergbau die Unterzip, der Gründnerboden im Göllnitz- und Schmöllnitztal, erschlossen, und Deutsche siedelten sich auch im Hernadtale an. Es handelt sich um eine Reihe von blühenden Städten. Ihre Kraft beruht auf dem Bergseggen und dem Fernhandel nach dem Orient. Der Freiheitsbrief von Stephan V. (1271) nennt Leutschau (im Hernadtal) als Hauptort. Wie festverwurzelt das deutsche Wesen in diesen Tälern war, ergibt sich daraus, daß es am deutschen Schrifttum Anteil hatte. Um 1400 dichtet Oswald der Schreiber

in der kleinen, blühenden Zipser Stadt Königsberg ein Epos über die Entrückung Kaiser Friedrichs II., von dem ein Bruchstück von 2000 Versen erhalten ist. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstand in der Zips die Georgenberger Chronik, der die späteren Zipser Zeitbücher folgten. Kirchen im romanischen Stil, seit dem 14. Jahrhundert gotische, darunter die Hallenkirche von Leutschau, wurden erbaut. Die Wiener Bettelordenarchitektur ist bestimmend. Schöne Rathausbauten erstehen im 15. Jahrhundert. Die Bildhauerei brachte in Holz- und Steinplastik erlesenste Schätze hervor, auch in der Tafelmalerei wurde später Schönes geleistet. Diese Leistungen mußten kurz genannt werden, um gerade unter Berücksichtigung des späteren bösen Schicksals des Zipser Deutschtums, die große Kraft dieser Gemeinwesen zu beleuchten.

Der verschuldete ungarische König (und spätere deutsche Kaiser) Sigismund (1410–1437) verpfändete 1412 an Polen 13 Gemeinden der Zips, wodurch eine Bresche in die Geschlossenheit der Zipser Siedlung gelegt wurde, wenngleich darunter zunächst ihr Wohlstand nicht zu Schaden kam.

Von der Kraft des oberungarischen und karpatischen Deutschtums gibt eine Schrift von 1558 („Wie sich die Hungarische wider die Saxische Nation in Clausenburg empöret hat“) Ausdruck, wenn es da heißt: „Das meiste Land ist alles Teutsch gewesen der ganze Zips. Von Cassau auf Warom oder Fronen, da von dannan unterm gantzen Geburge längst Pohlen, Silles, Bergsaß, Ungwar, Nemeth, Varrdein, Tegnad, Midves, Sinerln, Rettegh, Betthlen, ganz Nössnerland und Rodna, . . . der gantze Grund bis Hunyad gegen Klausenburg gar bis Burgless, an allen beiden Seiten am kleinen Thimmes, darnach von Nagylak ahn . . . ans bey Weißenburg, Wientz und Burgberg, bis gar gegen den Dvinrig, von dannen auff Altenburg auch Altenburg, Sternseiffen, Banitz, Offmberg, Schlotten . . . und neben dem Zewesch und . . . gar biß auf Serkenyem so ist das Land allenthalben voller Teutschen gewesen.“

Kaschau in Oberungarn (seit 1919 Ostslowakei) war im Mittelalter eine reiche deutsche Stadt mit namhaften Kunstwerken des 13. und 14. Jahrhunderts. Der große frühgotische Dom ist ein Denkmal dieser deutschen Zeit.

Die Deutschen waren nicht die einzigen Städtegründer in Ungarn, das ja von 1310 bis 1386 von den französischen Anjous regiert wurde. Und doch waren sie für die Städtegründung entscheidend, kann ihr Anteil nicht weggedacht werden, ohne das Ganze in Frage zu stellen. In allen 4 Himmelsrichtungen des Königreiches, ja mit Ofen auch in der Mitte, treffen wir sie an. Überall waren diese deutschen Städte nicht allein Handelsplätze und Stätten gediegenen Gewerbefleißes, sondern zugleich Stützpunkte der Ordnung und Helfer der Zentralgewalt gegen einen bei allem Glanz des Auftretens oft halbwilden, übermütigen, jedes andere Recht mißachtenden Adel, der sein eigenes Volk rücksichtslos in Leibeigenschaft stürzte und auch gegen das höhere Leben und privilegierte Rechte der Städte immer wieder vorstieß.

Wir besitzen kein geschlossenes, mit der Liebe für die Einzelschicksale gezeichnetes Gesamtbild der deutschen Städte in Ungarn. Freilich war auch ihr Los später so bitter, daß in ihnen jener nationale Stolz nicht vorhalten wollte, der für ein solches Werk Voraussetzung ist. Die Aufgabe war aber für Spätere dann so schwierig und unübersichtlich, daß sie, solange es noch gute Zeit war, nicht geleistet wurde, um so weniger, als das deutsche Wesen der ungarischen Städte schrittweise zum Erliegen kam und die binnendeutsche Geschichtswissenschaft anderen Arbeitsfeldern zugewandt war. Der Vorsprung der Siebenbürger Sachsen gegenüber dem deutschen Städtetum Ungarns ist unvergleichlich auch in diesem Bereich. Diese wache Volksgruppe verfügte schon über Darstellungen des eigenen Schicksals, die liebevoll und selbstbewußt aufgezeichnet sind. Das historische Interesse riß hier nicht mehr ab. Das 19. Jahrhundert fand die Siebenbürger Sachsen in reicher Tätigkeit; eine blühende Heimatliteratur stellte sich ein; in Teutsch erwuchs ein Historiker des Sachsentums; ein exaktes Urkundenbuch wurde erarbeitet. Die Sachsen verfügen über eine wahrhaft liebevolle Durchleuchtung der einzelnen großen Abschnitte ihres Lebens. Die Frage ihrer Heimat wurde und wird mit einem geradezu leidenschaftlichen Interesse erforscht, beleuchtet, umstritten.

*

Der polnische Staat, der sich so früh dem Christentum anschlossen hatte, zeigte sich sehr bald um die Aufnahme deutscher Kolonisten bemüht. Daß dies in Schlesien mit der Abkehr von Polen und der Zuwendung zum Reich ziemlich parallel lief, wurde früher dargelegt. Polen hatte seine Kirche mit deutscher Hilfe (Bischöfe Jordan und Unger von Posen) (983–1012) aufgebaut, Deutsche sind an den ältesten Klostergründungen beteiligt, besonders an den Klöstern der Zisterzienser. Lond (1145) und Lekno (1153), Obra (1231), Blesen (1232), Paradies (1234), Fehlen (1338), Priment (1210) und Bischewo (1234) sind die ersten Gründungen. Die von Köln her gegründeten Zisterzen hatten das Privileg, nur Kölner Bürgersöhne aufzunehmen, und es gab bis zur Aufhebung dieser Vergünstigung nur vereinzelte Ausnahmen für Angehörige der polnischen Stifterfamilien. Erst 1480 wurde Bischewo, 1558 Priment und Fehlen ein polnischer Abt aufgezwungen.

Die deutsche Siedlung erfaßte die einzelnen Teile Polens nicht gleichmäßig. Im geringsten Maße wurde Masowien, spät und nur schwächer Kujawien, in namhaftem Maße Großpolen, am stärksten das südliche Kleinpolen und endlich das von Polen zuerst 1320 und endgültig 1340 eroberte Rotreußen erfaßt. Die polnische Forschung nannte die deutsche dörfliche Siedlung „unbedeutend“, da sie die Gründungen von Dörfern nach deutschem Recht, wenn die Lokationsurkunden nicht ausdrücklich von deutschen Siedlern sprechen, dem polnischen Volkstum zuschreibt. Letzte deutsche Forschung jedoch wies gerade an dem Beispiel der noch im 14. Jahrhundert entstandenen etwa 100 deutschen Dörfer in Galizien (Rotreußen) nach, daß ein Schweigen der Lokationsurkunden nicht gegen das Vorhandensein deutscher bäuerlicher Siedler spreche, und betonte, daß sich um die Städte deutsche Dörfer ausbreiteten.

In Kujawien hatten Leslau-Wloclawek und Brest (beide vor 1250) sowie Jung Leslau-Inowrazlaw (vor 1267) überwiegend deutsche Bevölkerung. 1346 gründeten die Deutschen Kesselhut und Konrad an der Brahe die Stadt Brahenburg (Bromberg). Diese Stadt allerdings war nach ihrer Zerstörung durch die Deutschritter 1400 überwiegend polnisch. In Krone und Gemb-litz behauptete sich das Deutschtum auch im 15. Jahrhundert.

In Großpolen wurden im 13. Jahrhundert 38, im 14. Jahrhundert 53 Städte gegründet, von denen die ältesten und größten: Posen (1253), Kosten (um 1250), Kalisch (vor 1260), Peisern (1257) und andere rein deutsch waren. Überwiegend deutsch war das 1235 gegründete Gnesen, rein deutsch Wollstein, eine Gründung der Zisterzienser von Paradies, stark das Deutschtum in zahlreichen anderen. Erst im 14. Jahrhundert ist das polnische Element weitgehend an den Gründungen beteiligt, seit 1370 ausschlaggebend, besonders in den unbedeutenden Orten. Die meisten Städte wurden an den großen Handelsstraßen gegründet.

Plozk (1237) und Warschau (1334), beide in Masowien und Städte deutschen Rechts, sind im 14. Jahrhundert vorzüglich deutsch bestimmt.

Schon vor dem Mongolensturm von 1241, der den Burg- und Marktflecken Krakau verbrannte, hatten hier Deutsche gelebt. Nun erhielt Krakau 1257 ein Privileg, wurde jedoch 1259 nochmals von den Mongolen erobert. Beim Wiederaufbau durften nach dem Entscheid des Landesherrn nur Deutsche als Bürger aufgenommen werden. Die größte Stadt Kleinpolens war Krakau, zugleich eine deutsche Stadt und blieb auch im 14. und 15. Jahrhundert, wie der polnische Historiker Ptaśnik bezeugt, „nahezu völlig deutsch“. Deutsche Städte waren auch Sandomir, Bochnia (Klein Salze oder Salzberk), Wieliczka (Groß Salze), Alt-Sandez, Neu-Sandez, Olkusch und Trebinia, wo Blei gefördert wurde, Checiny, wo es Kupferlasur gab, Tarnow, Bietsch und Krossen. Alle diese Städte hatten, wie Ptaśnik sagt, „eine derart zahlreiche deutsche Bevölkerung, daß die Stadtverwaltungen oder Schöffengerichte vom 13. bis zum 15. Jahrhundert sich vornehmlich aus ihren reichsten Vertretern zusammensetzten. Die polnische Landbevölkerung vermochte erst langsam im 15. Jahrhundert aufzutauchen.“

Zu besonderer Kraft entfaltete sich das sogenannte Walddeutschtum östlich des Dunajec mit seinen Waldhufendörfern mittel-deutschen Stammes, das von Schlesien herkam und in den Vorbergen der Karpaten bis zu 500 Meter Höhe hinaufsiedelte. Über den Willoka griff es nach Galizien hinüber. Diese deutsche Siedlung, die nach langer und zäher Behauptung ihres Volkstums in den letzten Dörfern erst im 18. Jahrhundert polonisiert wurde,

half den Polen, ihre Sprachgrenze um 120 Kilometer nach Osten vorzuschieben. „Um 1450 muß dieses galizische Siedlungsgebiet dem siebenbürgischen an Fläche und Menschenzahl gleich gewesen sein“, sagt Norbert Krebs. Die Heimat des von einem Kranz deutscher Dörfer umgebenen Landshut waren die schlesischen Städte Neiße und Zülz.

Galizien hatte unter Jaroslaw von Halitsch die Oberhoheit Barbarossas anerkannt. Die Wende, die bald nach dessen Tode eintrat, räumte auch mit dieser Aussicht auf. Das Reich hätte mit Galizien noch einmal die seit dem Erlöschen der polnischen Lehensuntertänigkeit verlorene Front nach dem Osten zurückgewonnen. Galizische Fürsten gründeten 1237 Chelm, um 1270 Lemberg, das 1352 Magdeburger Recht erhielt, und Wladimir-Wolynsk. Das deutsche Element spielte hier allerorts in Handel und Gewerbe die erste Rolle. Markolt der Reiche sah in seinem Hause zu Wladimir 1268 den Fürsten von Halitsch und den von Litauen bei einem Staatsgespräch als Gäste. Als die Polen Galizien, das ein alter Bundesgenosse des Ritterordens gewesen war, 1340 eroberten, konnte das deutsche Element noch weiter um sich greifen. Mit deutschem Recht werden Sanok, Rzeszow (1354), das wahrscheinlich Reichshof hieß, Premissel (1353), Kolomea, Przeworsk, Jaroslau, Halitsch, Krossen (1348), das bis Ende des 15. Jahrhunderts rein deutsch blieb, Belz (1377) und zuletzt Podolisch-Kamentz (1374) gegründet. Dieses, „die Vormauer des Christentums“, stellt sich am 15. Jahrhundert noch als überwiegend deutsch dar.

Auch Lublin, zwischen Polen und Galizien lang umstritten, war seit 1317 eine deutsche, nicht nur eine deutschrechtliche Stadt. In der Umgebung der Stadt befanden sich starke deutsche Siedlungen.

In Litauen gab es in Kauen (Kowno) (1408) und Garten (Grodno) (1391) deutsche Niederlassungen von Bedeutung. Die für den Ritterorden so verhängnisvolle Vereinigung von Polen und Litauen brachte ein Deutscher namens Henneke zustande.

*

Im Baltikum, wo der Schwertorden wirkte, erschienen deutsche Bauern nicht. Kauffahrer, die an den Küsten sesshaft wurden,

geistliche Stiftungen, der Schwertorden, endlich weltliche Ritter, alles in allem eine deutsche Oberschicht, nicht die Masse der Bevölkerung gaben dem Baltikum das Gepräge. Vom Stift Segeberg aus wurde eine Niederlassung Üxküll an der Düna gegründet. Albert, Domherr zu Bremen, wurde 1199 Bischof von Livland. 1201 entstand durch Ansiedlung von Bürgern aus Bremen und Hamburg die Stadt Riga. Ein Jahr darauf erfolgte die Gründung des Schwertordens. 1255 wurden einem neugegründeten Erzbistum Riga die Bistümer Dorpat, Reval und Kurland unterstellt. Mit niederdeutschen Bürgern vor allem entstand 1228 Dorpat, 1219 Reval. Das vom Schwertorden und von der deutschen Kirche des Baltenlandes beherrschte Gebiet war sehr ausgedehnt, umfaßte es doch Kurland, Estland und Livland. Eine fremdsprachige Bevölkerung jedoch arbeitete auf den großen Wirtschaftshöfen des Adels.

Nur für eine flüchtige Spanne Zeit schien sich um 1400 aus dem Handel der Hanse in Wisby auf Gotland so etwas wie eine deutsche Siedlung entwickeln zu wollen. Sonst war die Wirksamkeit der Hanse mehr Flankensicherung für die deutsche Siedlung an der Ostsee und eine Erhöhung des deutschen Ansehens. Auch die Sommer- und Wintersitze im hansischen Kontor zu Naugard (Nowgorod), wo der Petershof und der Olafshof den Deutschen bis 1494 gehörten, stellten keine deutsche Siedlung dar.

*

Die stellenweise so weit vom Reiche entfernte deutsche Siedlung war begreiflicherweise von einem guten Verhältnis zu dem betreffenden Staatsvolk oder Landesherrn abhängig. Am frühesten offenbarten sich Schwierigkeiten in Polen, wo der Adel und die Geistlichkeit immer ein lebhaftes nationales Bewußtsein hatten. Schon 1257 wandte sich die polnische Kirche — der Erzbischof von Gnesen — gegen die Deutschen. Noch allerdings vermochten solche Kräfte nur lokalen Schaden anzurichten, noch hielten auch die Könige Polens, unter denen besonders Kasimir der Große (1333—1370) sehr deutschfreundlich war, Adelsübergriffe von den deutschen Städten fern. Aber die natürliche Reaktion Krakaus auf seine stolze Entwicklung, der Drang nach selbständiger politischer Betätigung, wie sich auch die Städte im

Reich und noch früher die oberitalienischen politisch frei zu entfalten suchten, war schon 1312 gescheitert. Die Stadt hatte sich dem schlesischen Piasten Boleslaw von Glogau zugewandt, wurde jedoch von König Wladislaw Łokietek (1320–1333) erobert und mit politischer Entrechtung bestraft. Auch Posen erlitt das gleiche Schicksal.

Warum mußten — die Frage drängt sich auf — blühende deutsche Gemeinwesen, wie Kalisch und Krakau, so nahe dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet und den Grenzen des Heiligen Reiches gelegen, weitaus die kulturellen Mittelpunkte des Umkreises, in welchem sie sich so kraftvoll entfalteten, das bittere Los politischer Niederhaltung und später gar der Umvolkung erdulden? Das mittelalterliche Krakau konnte sich als eine herrliche deutsche Stadt mit den schönsten und blühendsten Städten des deutschen Mutterlandes vergleichen und verfiel im 16. Jahrhundert dennoch der Polonisierung.

Bei mancher Ähnlichkeit dieser deutschen Siedlung mit der griechischen Kolonisation im Altertum fehlte ihr die fortdauernde Bindung an die Mutterstadt, fehlte ihr der Schutz jenes großen Abstandes, den die Scheidung zwischen Hellenentum und Barbaren mit sich brachte. Die deutschen Städte im Osten waren der nivellierenden Tendenz unterworfen, die von dem christlichen Ideal der Brüderlichkeit im Mittelalter ausging, und sie unterstanden fremden Landesherren. All ihre Leistung diente damit auf die Dauer nur einem fremden Staat, einem fremden Volk, wie denn mit Recht darauf verwiesen wurde, daß es nur durch deutsche Unterstützung dem polnischen König möglich war, Galizien dem polnischen Staat auf die Dauer einzuverleiben. Die ursprünglich deutschen Städte wurden zu den Hauptstützpunkten des polnischen Staatsgedankens und das von den Deutschen gebrachte katholische Christentum erwies sich als nationales Bindemittel. Die deutschen Siedler schufen damit unbewußt selbst den Damm gegen die deutsche Ostausbreitung, die so lange Zeiten mittelalterlicher deutscher Geschichte bestimmt hatte.

Das 14. Jahrhundert kennt die Eroberungsfeldzüge der Litauer und der Polen nach Osten, durch welche ihre ursprünglich nicht sehr großen Staatswesen auf Kosten fremder Völker zu einem Großstaat anwuchsen. Diesem Drang fiel auch der Deutsche Or-

den zum Opfer (1466). Das Deutsche Reich hätte solch weitzielender Eroberung nicht bedurft, wollte es die deutschen Siedlungen in Groß- und Kleinpolen unter seinen Schutz nehmen. Es hätte nur seine Grenzen um ein geringes vorzuverlegen brauchen. Man weiß jedoch, wie es um das Reich gerade im Spätmittelalter stand. Das Jahr 1198, das mit der Doppelwahl eines deutschen Kaisers den Zusammenbruch der Hohenstaufenmacht einleitete, wenn diese auch erst 1250 oder 1254 ein für allemal zu Ende ging, war eines der verhängnisvollsten Jahre der Reichsgeschichte und letztlich auch der deutschen Geschichte im Osten. Wenn wir bedenken, was Barbarossa vollbracht hatte: Einleitung der Zuwendung Schlesiens zum Reich, Neuordnung in Böhmen und Mähren, Flurbereinigung im Südosten, so empfinden wir die Tragik, daß kein folgender Kaiser sich mehr in ähnlichem Maße mit den Dingen des Ostens befassen konnte oder wollte. Am ehesten trugen Albrecht I. (1298–1308) und Karl IV. (1346 bis 1378) noch solches im Sinn. Aber trotz der unleugbaren Erfolge, die allenthalben im Osten bereits errungen worden waren, war noch nichts endgültig erstritten, und durch die Rechtsverwirrung und Schwächung der Macht des Kaisers im Interregnum war er nicht mehr in der Lage, kraftvoll im Osten einzugreifen. Als der Polenkönig Wladislaw Łokietek Krakau entrechtete, schlug sich der deutsche Kaiser Heinrich VII. mit großem Idealismus, leider aber nicht mit dem Sinn für die Wirklichkeit nutzlos mit den lombardischen Städten in Italien herum. Das Reich erschien im 14. und 15. Jahrhundert nicht mehr als die ordnende Macht im Osten. Nirgends war wie einst sein Schiedsspruch zur Erhaltung des Friedens wirksam. Nirgends schob es seine Grenze vor, während seine östlichen Nachbarn ihre Gebiete mehrten, Groß-Litauen, Groß-Polen, Groß-Ungarn entstanden. Seit dem Aussterben der tapferen Askanier (1320) hatte auch Brandenburg für lange Zeit seine Ostmission eingebüßt. Das Markgrafenland versank in Schwäche.

Auf dem deutschen Wesen beruhten der Glanz und die Kraft der mittelalterlichen Staaten Ungarn und Polen. In solche Ferne, ja noch darüber hinaus verströmte das stärkste Volk des Mittelalters seine schier unerschöpflichen Kräfte. Da jedoch nicht einmal die reichsnahen Siedlungen, wie Preßburg, Ödenburg, Kalisch

und Krakau, unter die Hut des Reiches genommen wurden, war das Ende ein großes deutsches Volksoffer für die Verbreitung der abendländischen Zivilisation. Die deutschen Vorposten östlich der Reichsgrenze stellten gewissermaßen ein der schützenden Hand der Mutter entglittenes Leben dar. Abgeschnitten vom deutschen Gesamtvolk mußten sie, denen nur zum Teil der völkische Schutz eines erhaltenden, deutschen Bauernstandes geschenkt war, auf Nachwanderung angewiesen sein, mußten, wenn diese ausblieb, Fremde einströmen lassen, Verkümmern des städtischen Lebens durch fremden Adel erdulden und mußten — letzte Bitterkeit ihres Loses — nach Erziehung und Unterrichtung der Fremden zu höherer Kulturstufe, städtischem Leben und Gesittung schließlich vergehen, aufgehen im Blute anderer.

Diese tiefe Tragik wurde so vielen deutschen Siedlungen im Osten und Südosten zum Schicksal. Es wiederholte sich an ihnen, was einst das Geschick der Goten und Burgunder gewesen war. Je tiefer vor der großen europäischen Katastrophe von 1939 deutsche Volksforschung in das Dunkel dieser Ostsiedlung einzudringen bemüht war, desto mehr erhellte sich das Bild der deutschen Leistung und gewann neue Züge von Kühnheit und Großartigkeit.

Nationale Tragödie im 15. Jahrhundert

Wie jede, selbst die größte Kraft im geschichtlichen Leben, mußte auch die der deutschen Siedlungsbewegung eines Tages zum Stillstand kommen. War das von ihr Erreichte zu diesem Zeitpunkt nicht genügend in staatlicher Sicherheit geborgen, so mußte es der Einwirkung von Gegenkräften unterworfen sein, die sich ebenso elementar erheben konnten wie einst die deutsche Siedlung

Ernsthaft bedroht konnte das Werk der deutschen Kolonisation vor allem dort sein, wo diese nicht in den schützenden Rahmen des Reiches eingefügt war. Das war aber auch da möglich, wo das Land, in dem die Deutschen eine neue Heimat gegründet hatten, zwar dem Reiche zugehörte, jedoch kein rein deutsches

Herrscherhaus und keine ausreichende deutsche Adelsschicht besaß. Es konnte ferner die deutsche Siedlung wohl dem Reiche zugehören, dieser Reichsteil aber vorgeschoben, ausgesetzt und darum bedrohbar sein, ein gefährdeter Außenposten. Eine Bedrohung schließlich mochte auch der deutsche Neuboden dort erleiden, wo er innerhalb der Reichsgrenzen zwar dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet zugehörte, ihn aber ein Angriff von außen her traf, der das bisher übliche Maß überschritt.

Jede einzelne dieser möglichen Gefahren wurde im 15. Jahrhundert in geradezu verhängnisvoller Ballung für den deutschen Ostraum Wirklichkeit. Die erste traf die deutsche Siedlung in Polen, und zwar weniger durch reine Gewalt. Die zweite erhob sich gegen die Deutschen im böhmisch-mährischen Mittelraum, wo sie sich mit ihren Dörfern und Städten inmitten eines fremden Volksbodens befanden, mit einer Oberschicht im Lande, die durch höhere Gesittung, spezielleres Können und schließlich Wohlstand gekennzeichnet war, einer Oberschicht, auf die sich die begehrlichen Augen der Fremdsprachigen richteten, einer Oberschicht indessen, die nicht die Führung in dem Lande innehatte, in dem sie lebte. Die dritte Gefahrmöglichkeit wurde gegen den deutschen Ritterorden Wirklichkeit, für den sich die äußere und die innere Lage laufend verschlechtert hatte. Und endlich brandete im gleichen 15. Jahrhundert gegen den äußersten Südosten des deutschen Volksraumes die Türkengefahr vor, eine Heimsuchung, wie sie das deutsche Volk seit den Madjarenstürmen nicht mehr erfahren hatte. Hier riß ein fremdes Volk die Pforten zum Reiche auf, das außerhalb der abendländischen, überhaupt der christlichen Gemeinschaft ein kriegerisches Leben gemäß der mohammedanischen Mission führte, mit Feuer und Schwert seinen Glauben zu verbreiten, und das zugleich durch den Krieg lebte und gedieh, ja ohne Krieg verkümmern mußte.

*

Es wird sich nie restlos erklären lassen, warum der Kraftstrom der deutschen Ostsiedlung zumindest in seinem entscheidenden Teil, der Bauernsiedlung, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts schwächer wurde und zuletzt völlig versiegte. Die einzelnen angeführten Gründe, darunter etwa das kräfteverzehrende Umsich-

greifen der Städtegründungen in Deutschland oder insbesondere die furchtbaren Bevölkerungseinbußen durch den Schwarzen Tod (1348/49), der das deutsche Binnenland leer gefegt und das nun an Zahl sosehr verminderte deutsche Volk gezwungen hatte, zuerst einmal die entstandenen Lücken im Reich wieder auszufüllen, reichen nicht hin. Jeder der zahlreichen Gründe ist für sich bedeutungsvoll und verdient ernsthafte und ins einzelne gehende Nachprüfung. Die Verhältnisse in Deutschland und in den Siedlungsländern sind zu überprüfen. Aber selbst die Summe der angeführten Gründe vermag die Frage kaum erschöpfend zu beantworten. Große geschichtliche Bewegungen, wie es die Ostsiedlung war, können nach Anfang und Ende nie restlos rational erfaßt werden. Es bleibt wie stets im geschichtlichen Problembereich der letzte Schleier ungehoben. Gewesenes Leben läßt sich nie restlos reproduzieren. Schon das gegenwärtige Leben ist für jede Generation voll von Widersprüchen und Rätseln: wie erst das der Vergangenheit, die trotz mehr oder minder reicher Quellen, die sich aus diesem Ganzen erschließen lassen, trotz oft unmittelbar erscheinender Aussagen im tiefsten Grunde schweigsam wie der Tod ist.

Der große Strom war abgeebbt. Was an Deutschen weit entfernt von der ursprünglichen Heimat saß, durfte nicht mehr damit rechnen, durch nachkommende Siedlerscharen Verstärkung, durch eine neue Ausdehnung deutscher Siedlungen Schutz zu erhalten. Vielerorts waren es doch schon lange die Siedler selbst gewesen, genauer die Söhne und Töchter oder Enkel und Enkelinnen, die nun als Fernstwanderer ihre fernwandernden Eltern übertreffend noch einmal ausgegriffen hatten.

So war der Siedlungsprozeß im gesamten Ostraum nicht zu einem harmonischen Abschluß gelangt. Dem Ordensland Preußen fehlte es an der festen deutschen Landbrücke zum Reich, Livland gar war überhaupt nicht von der deutschen Bauernsiedlung erfaßt worden. Das über die Reichsgrenze nach Polen vorgedrungene deutsche Volkstum entbehrte einer nationalen Organisation etwa der Art, wie sie die Siebenbürger Sachsen besaßen. Noch war Schlesien nicht zur Gänze deutsch besiedelt, auch in den Sudetenländern war die deutsche Besiedlung ins Stocken gekommen. Die Deutschen in Ungarn hatten nur im Westen den An-

schluß an das deutsche Sprachgebiet, lebten aber sonst überall im Königreich in Gruppen isoliert. Die deutsche Sprachgrenze war im gesamten Ostraum unübersichtlich und nirgends durch die Natur deutlich gezeichnet und geschützt.

Das Reich indessen, dem dieser Schutz zukam, hatte seit dem Interregnum (1254–1273) die Schwäche der königlichen Obermacht und den Egoismus der Reichsfürsten nicht wieder zu überwinden vermocht. Im Gegenteil, die Autorität des Kaisers war weiterhin gesunken, und das Sonderleben der Territorien wie der bestehenden Bünde und Städte hatte sich noch verstärkt. Von einer Solidarität der Reichsglieder für einander konnte keine Rede mehr sein; König Wenzel (1378–1400) war in seinen Versuchen, wenigstens den inneren Frieden zu sichern, gescheitert und hatte durch seine folgende Regierung die herrscherliche Autorität vollends zugrunde gerichtet. Schließlich war er (1400) von den Kurfürsten abgesetzt worden. Sein Nachfolger, der König Ruprecht (1400–1410), war ein König ohne Macht und ohne Geld. Wie sollte ein solches Reich seinen Gliedern helfen können, wenn diese in eine gefährvolle Lage gerieten?

*

Der Deutsche Ritterorden war es, der die erste Kraftprobe bestehen mußte. Bisher hatte der Orden, stets in seiner Außenpolitik äußerst vorsichtig und lange durch sein gutes Verhältnis zu Galizien im Rücken gedeckt, alle Schwierigkeiten und die häufigen Kriege mit Polen und Litauen bewältigen können. Nun jedoch sah er sich einer sehr schwierigen Lage gegenüber.

Die Kraft des Ordens beruhte zutiefst auf der missionarischen Sendung und dem Kampf gegen das Heidentum, zu dem er berufen war. Immer wieder errang er so gegen seinen zähen Gegner, die Litauer, Erfolge. Seine Verluste wurden durch die ritterliche Jugend aufgefüllt, die ihm vornehmlich aus dem Süden und Westen Deutschlands zu diesem Glaubenskampf zuströmte.

Auf die weltliche Ritterschaft, die er mit reichem Bodenbesitz ausgestattet hatte, und auf die Städte des Preußenlandes, kurz auf die Kräfte, die überall im 14. und 15. Jahrhundert als die Stände hervortraten und ein Mitbestimmungsrecht in den Territorien geltend machten, konnte sich der Orden schon unter

Winrich von Kniprode (1351–1382) nicht mehr unbedenklich stützen. Für beide war er der Landesherr. Stammesunterschiede traten hervor. Die weltlichen Ritter und die Städte waren vorwiegend niederdeutsch. Sie und ihre Nachkommen waren in dem Land heimisch, während die ehelosen Ritter sozusagen immer neu und erst als Fremde erschienen. Die preußischen Städte fühlten sich zudem in ihrem Drang nach Handelsausweitung durch den ordenseigenen Handel eingeengt.

Geschah es nun, daß die Litauer von sich aus Christen wurden, so hatte der Orden seinen Sinn, seine Sendung verloren. Er blieb wohl noch immer ein machtvoller Landesherr, durfte aber nicht mehr mit dem gleichen Zustrom jugendlichen Nachwuchses rechnen wie früher. Er mußte an Schwung, an Hochgefühl, an dem alle Ordensglieder beseelenden Gefühl einer hohen Aufgabe einbüßen. So unterblieben dann notwendigerweise die „Reisen“ gegen die Heiden, weil es diese nicht mehr gab. Mit den „Reisen“ jedoch blieben auch die abendländischen Ritterheere aus, die bisher so gern ins Ordensland gezogen waren, wo man sich den ehrenvollen Ritterschlag zu holen vermochte. Wie wertvoll, fast unentbehrlich aber war diese Hilfe im Kampf gegen das unverkennbar erstarkende Litauen gewesen! So mußte sich mit ihrer Bekehrung die Kraft des Ordens ideell und wehrmäßig vermindern, während die ihm wenig freundlich gesinnten Nachbarn, die Polen und Litauer und – später gegen Livland – die Russen mit wachsender Stärke sein gefährdetes Gebiet bedrohten. Ein christianisiertes Litauen gehörte, so barbarisch sein Volk auch immer sein mochte, dem abendländischen Völkerkreis, der christlichen Gemeinschaft an. Es war nach mittelalterlichem Begriff nun bundesfähig. Der Orden dagegen durfte in dem unausweichlich bevorstehenden Kriege, auch wenn dieser seine Existenz bedrohte, nicht auf die Hilfe des in sich aufgelösten, uneinigen, beinahe zerrissenen Reiches rechnen.

Der litauische Großfürst Jagail (Jagiello) (1377–1434), ein ehrgeiziger unruhiger Mann, trat 1386 zum Christentum über. Nur eine begrenzte Zeit gelang es dem Orden mit dem Hinweis, dieses neue Christentum der Litauer sei lediglich ein Scheinchristentum, seine „Reisen“ mit abendländischer Unterstützung fortzusetzen.

War Litauen an sich schon in den letzten Generationen zu

einem raumgroßen Staat erwachsen, den in Schach zu halten für den Orden nicht leicht war, so glückte es Jagail noch dazu, die polnische Krone zu erwerben, und ein überstarkes vereinigt Polen-Litauen war die Folge. In Polen war König Ludwig der Große 1382 unter Hinterlassung von nur zwei Töchtern gestorben. Die ältere, Maria, brachte ihrem Gemahl, dem Luxemburger und nachmaligen Kaiser Sigismund (1410–1437), Ungarn und seine Nebenländer zu, die jüngere, Hedwig, vermählte sich mit dem Habsburger Wilhelm (1386–1406), Herzog des inneren Oberösterreich. Die polnischen Großen jedoch, einem Deutschen als König feindlich, zwangen die Königin, am 13. Februar 1386 die Hand Jagails anzunehmen, der dem polnischen Nationalismus durch die Vereinigung Litauens mit Polen schmeichelte und nun als Wladislaw II. den polnischen Thron bestieg.

Jetzt gab es keine Missionsfeldzüge für den Orden nach Litauen mehr. Eine schwere Kraftprobe kam auf den Orden zu, denn Polen war diesem keineswegs mehr freundlich gesinnt. In Litauen erhob sich ein Vetter Jagails, Witowd, und behauptete sich auch. Mit diesem Witowd (1392–1430) hatte der Orden nach längerem Zwist 1404 den Frieden von Raczan geschlossen, der durch die erlangte Abtretung von Samaiten die erwünschte Landverbindung zwischen Preußen und Litauen herstellte. Witowd, 1383 durch den Orden getauft, von diesem mit Ordensrittern gegen die Tataren unterstützt und in seinen deutschkolonialisatorischen Bestrebungen gefördert, war gleichwohl ein zwielichtiger Nachbar, weder dem Orden noch Jagail sicher. Dieser aber war erbittert, weil der Orden die Neumark, auf die Polen sein begehrlches Auge geworfen, 1402 nach langem Bedenken von dem schwerverschuldeten Sigismund gekauft hatte. Die Neumark stellte die Landbrücke des Ordenslandes zum Reich dar. Dazu hatte der Orden 1408 durch Kauf die Burg Driesen erworben, die Polen als ihm lehenspflichtig ansah.

Schon wühlte polnische Agitation unter dem preußischen Adel und den Städten des Kulmerlandes. Ein Aufstand in Samaiten beunruhigte den Orden (1409). Dieser forderte vom Polenkönig vergeblich eine Art Neutralitätserklärung in der bestehenden Auseinandersetzung mit Witowd. Der Krieg brach aus. Nach günstigen Anfangsgefechten für den Orden vermittelte König

Wenzel von Böhmen einen Waffenstillstand, der Polen, aber nicht sosehr dem Orden diene. Der Hochmeister Ulrich von Jungingen (1407–1410), der unter Aufwand starker Mittel Soldverträge mit deutschen Fürsten abgeschlossen hatte, vermochte den vereinigten Polen und Litauern kein gleichstarkes Heer entgegenzustellen. Bei Tannenberg kam es am 15. Juli 1410 zu einer großen Schlacht. Schon waren die Gegner, in deren Heer auch Russen und Tataren standen, geworfen, und die Ordensritter stimmen das Siegeslied „Christ ist erstanden“ an. Über die durch die Verfolgung aufgelockerten Scharen jedoch bricht der überraschende Gegenangriff einer polnischen Reserve unter Jagails Führung herein. Eine Situation wie bei Capo Colonne (982), bei Tagliacozzo (1267) oder bei Marengo (1800)! Als vollends Nickel von Nemys das Banner der Eidechsenritter verräterisch niederreißt, beginnt die Auflösung des Ordensheeres. Der Hochmeister und 200 Ordensritter fallen, das Ordensheer flieht. Es ist eines jener symbolhaften Geschehnisse, daß wir dem tschechischen Ritter Johann Žižka (1370–1424), dem nachmaligen Deutschenverfolger in den Hussitenkriegen, im polnischen Heerlager begegnen. Der polnische Feldherr Sindram aber, der die Entscheidung herbeiführte, war das Kind eines deutschen Bürgergeschlechtes aus Neusandez und Tarnow. Das polnische Heer selbst war zum großen Teil durch die Kriegssteuern der deutschen Städte Polens, von denen Lemberg allein 48 000 polnische Silbergroschen zahlte, aufgebracht worden.

Der Katastrophe von Tannenberg, die in ihren geschichtlichen Auswirkungen nur mit der von Preßburg 907 oder der von Stalingrad 1943 verglichen werden kann, folgte eine schmachvolle Auflösung. Der Adel, die Städte, die Bischöfe des Ordenslandes huldigten dem Polenkönig. Das Band der Treue und der festen Ordnung erlitt eine nicht mehr gutzumachende Erschütterung. Heinrich von Plauen, der Komtur von Schwetz, rettete als einziger die Lage. Er hielt die Marienburg, in die er sich geworfen hatte, und erschütterte den wankelmütigen Polenkönig durch unerschrockene Ausfälle. Das Nahen in Deutschland geworbener Söldner, der Anmarsch des Landmeisters von Livland, Kriegsrüstungen Sigismunds von Ungarn und ein neuer Abfall Witowsds veranlassen den König, sich – schließlich fast fluchtartig – zu-

rückzuziehen. Einstimmig zum Hochmeister gewählt (1410 bis 1413), erobert Heinrich das gesamte Land zurück. Da sich aber die Livländer einem Feldzug nach Polen versagen, schließt Heinrich am 1. Februar 1411 den ersten Thorner Frieden. Der Orden verzichtet dauernd auf das zwischen ihm und Polen strittige Dobrzin und auf Lebenszeit Witowds und Jagails auf Samaiten. Ist dieser Friede angesichts der vorhergegangenen Erschütterung als sehr günstig zu nennen, so belastete den Orden das für seine Gefangenen zu zahlende Lösegeld von 100 000 Schock böhmischer Groschen in verhängnisvoller Weise, da die Kassen durch den Krieg erschöpft waren.

Heinrich von Plauen hatte es nicht vermocht, durch einen siegreichen Feldzug den ungeheuren Verlust an Ansehen für den Orden infolge der Niederlage von Tannenberg rasch hinfällig werden zu lassen. Nun bemühte er sich darum, die weltlichen Ritter und Städte, also das, was die Stände in den deutschen Territorien waren, zur Mitregierung heranzuziehen. Hier steckten die Wurzeln der größten inneren Gefahr. Unter Berufung der kleineren Städte — die großen Danzig und Thorn hatte er eben noch wie auch die Bischöfe bestraft — und sämtlicher Freien hielt Heinrich einen freiwilligen Landtag ab, der ohne Kämpfe die angeforderte Finanzhilfe gewährte. Als indessen der Hochmeister gegen Polen, das den Friedensvertrag nicht erfüllte, 1413 einen neuen Krieg begann, wurde er durch Verrat des Ordensmarschalls Michael Küchenmeister gestürzt und bald danach gefangengesetzt. Der Weg zur inneren Erneuerung wie zur äußeren Wiederherstellung des Ordens war damit gleicherweise verschüttet.

Michael Küchenmeister (1414–1422) und Paul von Nußdorf (1422–1441), Plauens nächste Nachfolger, waren schwache Herrschergestalten. Trotz der Finanznot wurde der Pfundzoll, eine wichtige Einnahme, fallengelassen. Der Orden war im Inneren uneins geworden, begehrtlich erhoben die Stände Ansprüche auf Mitregierung. Sie brachten auch Klagen über Rechtsunsicherheit vor. Wiederum waren die Ritter des Kulmerlandes in erster Linie die Beschwerdeführer. Unglückliche Kriege mit Polen, der Hungerkrieg 1414 und der von 1419/22 kosteten den Orden im Frieden vom Melnosee das Nessauer Land und Grenzstreifen im

Westen und Osten. Als der Orden nach dem Tode Witowds (1430) den von den Litauern gewählten, aber den Polen nicht genehmen Bruder des Verstorbenen, Heinrich, anerkannte und unterstützte, wurde der Hochmeister von den Ständen wiederum nur sehr wenig unterstützt, obwohl es mit Polen 1431 erneut zum Krieg kam. Ein hussitischer Einfall brach sich vor dem tapfer verteidigten Konitz, verwüstete aber das Land sehr. Die Stände erzwangen den Frieden von Brest (1435), der dem Orden Zurückhaltung im Thronstreit in Litauen auferlegte.

Diese Mißerfolge steigerten die inneren Ordensstreitigkeiten. Streit zwischen den Rheinländern und den Westfalen unter den Ordensbrüdern, Streit mit dem Deutschmeister, Zerfall zwischen Hochmeister und livländischem Landmeister! Die Macht der Stände wuchs zusehends, sie bereiteten durch dringende Klagen und geflissentliches Mißtrauen ihren Zusammenschluß vor, der unter Vorantreiben durch die Kulmerländer am 14. März 1440 als „Bund vor Gewalt“ die sieben großen Städte Thorn, Danzig, Elbing, Braunsberg, Kulm, Königsberg-Altstadt und Königsberg-Kneiphof mit 53 Vertretern der Ritterschaft und zahlreichen kleineren Städten vereinte. Ritter und Städte waren zu gewaltvoller Gegenwehr gegen angeblich widerrechtliches Vorgehen des Ordens gehalten. Bald traten fast alle Städte und insonderheit die weltlichen Ritter diesem Bunde bei.

Selbst der Hochmeister Konrad von Erlichhausen (1441–1449), ein geschickter Taktiker, der Frieden nach außen hielt und im Orden selbst den Frieden wiederherstellte, der auch gegenüber den Städten den Pfundzoll wieder durchsetzte, konnte trotz Nachgiebigkeit gegen den Bund, trotz des Angebotes einer Sicherheitsverschreibung für die mißtrauischen Stände keine tatsächliche Einigung herbeiführen. Thorn, seit 1400 im Niedergang, machte fälschlicherweise den Eigenhandel des Ordens dafür verantwortlich; diese Stadt und die Kulmer Ritterschaft waren die Bannerträger der Unzufriedenheit. Konrads Neffe und Nachfolger Ludwig von Erlichhausen (1450–1467), eine unsichere, bald schroffe, bald zaghafte Natur, war dann der Lage keineswegs mehr gewachsen. Einem drohenden Einschreiten des nach Preußen entsandten päpstlichen Legaten Ludwig von Silves mit Bann und Interdikt gegen den Bund begegnete dieser unter Führung

des Ritters Hans von Baysen, eines Meisters der Doppelzüngigkeit, mit scheinbarer Gefügigkeit. Ludwig wurde beauftragt, die Stände gegen den Legaten in Schutz zunehmen. Dieser verließ das Land als erbitterter Ordensfeind. Der Bund aber war zum weiteren Kampfe entschlossen. Das inkonsequente Verhalten des Hochmeisters konnte auch die wachsende ordensfreundliche Opposition im Bunde nicht ermutigen. Der Radikalismus trug hier den Sieg davon. Der Bund bestand drohend auf Richttagen und ließ sich durch erneutes Angebot einer Sicherheitsverschreibung nicht mehr gewinnen. Polnische Hetze war überall im Lande wirksam.

In dieser Lage entschloß sich der Hochmeister, die Rechtsfrage durch den Kaiser, an den sich auch der Bund wandte, prüfen zu lassen, ob auf Grund der bestehenden Privilegien des Ordens ein Weiterbestehen des „Bundes vor Gewalt“ statthaft sei. Der Kaiser entschied am 1. Dezember 1453 für den Orden. Der Bund sei als unberechtigt aufzulösen. Die Bündner, bei denen trotz mancher Einsicht zur Besonnenheit und Verantwortlichkeit, trotz der Mäßigung Danzigs und trotz der nach wie vor versöhnlichen Haltung des Ordens das radikale Element wiederum obsiegte, kündigten darauf am 4. Februar 1454 von Thorn, ihrer Zentrale aus, dem Hochmeister den Gehorsam und erhoben sich allerorten. Der Orden hatte nur völlig ungenügende Vorkehrungsmaßnahmen dagegen getroffen.

In einer Geschichte des deutschen Ostens darf nicht verschwiegen werden, daß seit Jahren ein Verräter der übelsten Sorte, ein Mann, der auf der Marienburg erzogen war und bis zuletzt im Dienste des Ordens stand, der reichbegüterte Ritter Hans von Baysen, mit wahrhaft überlegenem Spiel seinen Herrn, den schwachmütigen Hochmeister Ludwig von Erlichhausen täuschte, indem er, führendes Mitglied des Bundes, stets den Vermittler und Helfer dem Orden gegenüber spielte, um endlich, die Seele der Erhebung und des alsbald vollendeten Landesverrates, mit einer trotz schwerer Krankheit unheimlichen Energie seinem alten Herrn zu schaden. Wir kennen in der Geschichte des deutschen Ostens keinen zweiten Fall solch ruchloser Preisgabe deutschen Landes. Baysen mußte die Polen kennen. Zu lange saß er in der Umgebung der Hochmeister, deren Sorgen er kennege-

lernt hatte. Das Standesinteresse und der Machthunger trieben ihn dennoch zum Verrat mit Polen.

Ein allgemeiner Aufstand schien die Ordensherrschaft 1454 über den Haufen zu fegen. Nur die Ordenshäuser Marienburg, Stuhm und Konitz hielten sich. Die von Thorn und Elbing, später auch die von Danzig, wurden dem Erdboden gleichgemacht. Fast bis zuletzt waren die Danziger einer Versöhnung zugeneigt gewesen.

Schon lange in geheimen Unterhandlungen mit polnischen Beauftragten, wandten sich die Rebellen unter Führung des Hans von Baysen nach Krakau. Dieser wies in der Audienz beim polnischen König Kasimir IV. (1447—1492) auf die polnischen Rechte auf das Kulmerland, die Michelau und Pomerellen hin, ja auf ein polnisches Recht auf das gesamte Preußen. Selbst ein neuerer wohlwollender Darsteller von Baysens Leben sagt: „Es war in der Tat ein ungeheuerlicher Verrat, der die ganze Empörung und Abscheu des Ordens und seiner Chronisten, die sich nachmals gegen Baysen richtete, nur zu verständlich macht.“

Der überlegenen Diplomatie des Verräters gelang es, den lange widerstrebenden König, dem der greise Kardinalbischof von Krakau, Sbigniew Olesnicki, die ordensfreundlichen Litauer und die masowischen Herzoge, selbst großpolnische Stimmen abrieten, am 3. März 1454 für die Annahme seines Planes zur Unterwerfung des Ordens zu gewinnen, da dessen Sache verloren schien. Nur mühsam erreichten die Rebellen dann das „Inkorporationsprivileg“, das Preußen mit einem eigenen Bundesrat und Gubernator, mit den alten Freiheiten und unter Aufhebung des Pfundzolls in Personalunion mit der Krone Polens brachte. Nur Danzig fühlte die drohenden Gefahren, schrieben doch seine Gesandten nach Hause: „Dem hern konyngē henget de lunge sere up Dantzik.“ Die Stadt sicherte sich, zäh die Huldigung hinausschiebend, sorgfältig ihre Rechte und eine völlige Sonderstellung gegenüber der polnischen Krone.

Unter der militärischen Führung des späteren Hochmeisters Heinrich Reuß von Plauen (1469—1470) ermannte sich der Orden noch einmal. 22 Wochen lang behauptete sich das eingeschlossene Stuhm gegen die vereinigten Polen und Rebellen. Gegen alle Angriffe der Danziger, die nun die Seele der Kriegführung wa-

ren, hielt sich die Marienburg. Im Verein mit einem deutschen Söldnerheer schlug der Orden den polnischen König am 18. September 1454 bei Konitz aufs Haupt. Die kleineren Städte fielen dem Orden größtenteils wieder zu, die Altstadt Königsberg öffnete ihm die Tore, die Marienburg war von der Belagerung frei. Als sich im September 1456 Thorn 25 Tage lang in den Händen dem Orden ergebener Aufständischer befand, waren dessen Erfolge auf dem Gipfelpunkt. Der zaghafte Hochmeister jedoch handelte hier, wo es um die Entscheidung des Krieges ging, nicht rasch genug. Wie dicht die Sache des Ordens damals vor einem Sieg stand, offenbart der Umstand, daß sich ganz kurz nach dem Siege bei Konitz auch in Danzig eine Erhebung ankündigte, die dann aber wie die von Thorn mit blutiger Strenge niedergeworfen wurde. Und schon zeichnete sich die Umkehr ab. Der Orden konnte die Söldner nicht bezahlen. Er hatte ihnen das ganze Land und auch die Marienburg verpfändet. Die tschechischen Söldnerführer — die deutschen hatten sich zuletzt von den Verhandlungen zurückgezogen — lieferten 1457 die Burg gegen eine hohe Geldsumme, die Danzig aufbrachte, dem König Kasimir IV. aus, der nun seinen Einzug in der stolzen Zentrale des einst so ruhmreichen Ordens hielt. Bald folgte sein Gubernator, der Verräter Baysen, nach, allerdings bereits „ein gelähmter Greis“. Der unermüdlich zum schärfsten Kampf Drängende mußte noch im September des gleichen Jahres erleben, daß die Stadt Marienburg unter dem Bürgermeister Bartholomäus Blume dem Orden die Tore öffnete. Die Burg war aber noch unbezwungen, als Baysen 1459 starb. Sieben Jahre ging der Krieg unter schwersten Verwüstungen weiter. Der Orden behauptete das zurückgewonnene Ostpreußen, aber Marienburg fiel 1460 den Danzigern in die Hand, die den treuen Blume hinrichteten. Eine Niederlage bei Zarnowitz brachte den Orden erneut in eine sehr kritische Lage, allein, auch die Gegner waren erschöpft, die Polen des Krieges recht überdrüssig. Dreimal bot der König den bedrängten Ordensbrüdern die Belehnung mit Podolien gegen die Abtretung Preußens an. Der Orden blieb standhaft. Päpstliche Vermittlung brachte zwischen den erschöpften Kriegführenden am 19. Oktober 1466 den zweiten Thorner Frieden zustande. Pomerellen, das Kulmerland mit dem Land Michelau, dazu El-

bing, Marienburg und Stuhm, ferner Christburg fielen an Polen, der Bischof von Ermland kam unter polnische Oberhoheit. Ostpreußen und die späteren Kreise Marienwerder und Rosenberg blieben dem Orden, der die polnische Oberhoheit anerkennen und Heeresfolge leisten mußte, ohne daß ein Lehensverhältnis festgelegt wurde. Zur Hälfte sollten Polen als Mitglieder aufgenommen werden dürfen mit dem Recht, zu den höchsten Ämtern emporzusteigen. Die Verbindung mit Deutschland und dem Landmeister von Livland war damit stark gefährdet.

Der Deutschmeister und die deutschen Balleien hatten den Orden beim Tragen der fürchterlichen Finanzlasten, die der Krieg mit sich brachte, unterstützt. Das Reich war gleichgültig geblieben. Die kaiserliche Achtung der Rebellen war die einzige wirkungslos gebliebene Tat des Reichsoberhauptes. Kötschke schreibt: „Für die Welt war der Orden tot, noch ehe er seinen letzten großen Waffengang antrat.“

Alle Versuche der sechs Hochmeister, die dem 1467 gestorbenen Ludwig von Erlichhausen noch nachfolgen sollten, scheiterten in ihrem Bestreben, das Abhängigkeitsverhältnis zu Polen im Guten oder Bösen zu lösen. Der Hochmeister Johannes von Tiefen (1489–1497) mußte 1497 einen überaus verlustreichen Heereszug der Polen gegen die Türken mitmachen. Er starb in Lemberg, seine Hilfsschar wurde aufgerieben.

Es war das Verdienst des „letzten Ritters“ Maximilian I., deutscher Kaiser von 1493 bis 1519, daß er die Überfremdungsartikel des Zweiten Thorner Friedensvertrages zu Fall brachte, der Orden also davor geschützt war, daß etwa eines Tages der König von Polen zum Hochmeister gewählt wurde. Auch rettete er den Orden vor der erneut drohenden Zumutung, nach Podolien verpflanzt zu werden.

Fremdherrschaft war die bittere Frucht einer hemmungslosen Zwietracht geworden. Die verblendeten Stände, die das schwache Regime des polnischen Königs dem straffen des Ordens vorziehen zu können gemeint hatten, ahnten nicht, daß sie durch ihr Vorgehen späteren deutschen Generationen unsägliches Unheil bereiteten. Wie anders hätte sich Ostpreußen, mit Westpreußen verbunden durch einen intakten Ordensstaat, also einer deutschen Herrschaft, zu entfalten vermocht!

Auch im sudetendeutschen Raum stiegen mit Beginn des 15. Jahrhunderts Gewitterwolken auf. Jahraus, jahrein predigte Johannes Hus (1369–1415) aus Hussinetz in der Bethlehemkapelle in Prag vor einer immer stärker erregten Gemeinde tschechischer kleiner Leute. Es waren hinreißende Predigten eines vorerst noch ausschließlich religiösem Fanatismus ergebenden Mannes, die dieser Beherrscher der Massen, eine der aufwiegeldnsten Gestalten der Weltgeschichte, hielt. Hus, im Inhalt seiner Predigten ein bis zur wörtlichen Übernahme gehender Anhänger der Lehren des John Wiclif (1330–1384) in London, kündigte der Papstkirche den Krieg an. Wiclif war Hus geistig überlegen, ihm jedoch an Durchschlagskraft nicht gleichwertig. Hus drängte geradezu mit seiner an unbelehrbaren Starrsinn grenzenden Zähigkeit im Festhalten an seiner Meinung auf das Martyrium hin.

Diesen eifernden Predigten gegen die Verweltlichung kirchlichen Lebens und die Mißstände im Papsttum waren in Böhmen schon viele andere, deutsche wie tschechische Geistliche, vorausgegangen. Die deutschen Professoren der Universität Prag hatten scharfe Kritik an den Übelständen der Kirche geübt. Ein deutscher Bußprediger, Konrad von Waldhausen, der von 1363 bis 1369 in Prag weilte, hatte seinerseits den tschechischen Reformprediger Militsch aus Kremsier (gestorben 1374), einen Vorläufer von Hus, angeregt.

Die Predigt des Johannes Hus war auch gegen das Wohlleben der Reichen gerichtet. Von Haus aus nicht deutschfeindlich, fand sie indessen eine deutschfeindliche Resonanz, obwohl Hus selbst erklärte, daß ihm ein guter Deutscher lieber sei als ein schlechter Tscheche. Da aber die Deutschen die Lehre Wiclifs ablehnten, entstand zwischen ihnen und Hus an der Prager Universität eine große Spannung. Hier besaßen die Tschechen 1403 bereits die Mehrheit in der böhmischen „Nation“. Hus und sein Anhang erwirkten von König Wenzel von Böhmen (1378–1419), der seit seiner Absetzung als deutscher König (1400) ein Gegner der Deutschen und damals auch mit der deutschen Universität zerfallen war, das Kuttenberger Dekret vom Gründonnerstag 1409. Die bisherigen Verhältnisse an der Prager Universität wurden umgestoßen. Die böhmische Nation erhielt nunmehr drei von den vier Stimmen, die übrigen drei Nationen nur noch eine. Damit flossen die Sti-

pendien und die Nutznießung der reichen Stiftungsgüter der Universität fortan vorwiegend den Tschechen zu.

Dieser offenkundig deutschfeindliche Akt des Königs wurde bekanntlich zum Auftakt der Gründung der Leipziger Universität (1409), indem zahlreiche deutsche Lehrer und ihre Schüler dorthin übersiedelten.

Der Prager Erzbischof Sbinjew erwirkte 1412, daß Hus Prag verlassen mußte. Dieser jedoch predigte nun von der Burg eines tschechischen Adligen in Südböhmen aus um so radikaler unter dem bisher noch wenig von seiner Lehre erfaßten Landvolk. Als er dann die Vorladung vor das Konstanzer Konzil (1414—1418) annahm, begann sein Martyrium. Hus wurde, da er sich als allen Ermahnungen, ja Beschwörungen seiner kirchlichen Gegner, die ihm gerne goldene Brücken gebaut hätten, unzugänglich erwies, am 6. Juli 1415 trotz der Zusicherung des Königs Sigismund für freies Geleit, auf dem Scheiterhaufen verbrannt, heldenmütig bis zuletzt wie sein Schüler Hieronymus, der ein Jahr darauf dem gleichen Los verfiel.

Aus diesem Märtyrertod erwuchs das Verhängnis der Hussitenkriege (1419—1436). Die schwache, unzuverlässige Herrschergestalt Wenzels wurde ihr Wegbereiter. Ursprünglich wohlmeinend und eifrig, hatte dieser König durch eine ungewöhnlich unglückliche Politik, die ihn zweimal in Gefangenschaft seiner Untertanen und Verwandten brachte, die Autorität der Krone zerstört. Nun stand er den wachsenden Ausschreitungen der aufs äußerste erbitterten Anhänger von Hus ohne Entschiedenheit gegenüber. Diese waren Deutschenfeinde, besonders deshalb, weil König Sigismund, Wenzels Bruder, als deutscher König Hus freies Geleit zum und vom Konzil versprochen, sein Versprechen aber nicht gehalten hatte. Die Deutschen, sagten die Tschechen, seien schuld am Flammentod ihres Helden. Wenzel hatte schon früher die Stellung der Deutschen in der Prager Altstadt geschmälert; er duldete nun sich steigende Vorstöße der Tschechen gegen die deutschen Ratsherren, Handwerksmeister und Kaufleute. Haß gegen die Deutschen war neben dem Kelch, den die Hussiten als Symbol des von ihnen geforderten Altarsakramentes in doppelter Gestalt führten, das Kennzeichen der Bewegung. Am 19. Juni 1419 erfolgte der Ausbruch. Unter Teilnahme

Žižkas wurden die deutschen Ratsherren der Altstadt durch Fenstersturz ermordet. In Jähzorn aufbrausend wird Wenzel vom Schlag getroffen und stirbt wenige Wochen danach am 16. August 1419. Den nachfolgeberechtigten Sigismund lehnten die Tschechen als den Verräter an Hus ab. Die Versuche des Königs, mit Waffengewalt sein Recht zu wahren, lösten einen langdauernden, verlustreichen Kampf aus (1419–1434).

Die Deutschen waren das Opfer, nicht die Handelnden in diesem Kriege. Sie hatten keinen Kampfwillen, der auch nur entfernt mit dem der Tschechen verglichen werden kann, obwohl es ihnen in Böhmen durch den Fanatismus der Hussiten, denen auch im altgläubigen Lager der Tschechen eine deutschfeindliche Haltung zur Seite stand, um Recht und Machtstellung, ja geradezu ans Leben ging. Die Deutschen waren in den letzten Generationen zu wohlhabend geworden. Das wirtschaftliche Leben absorbierte ihre Kräfte, ihre biologische Substanz litt, ihre Wehrhaftigkeit verkümmerte; vollends ihr politischer Wille reichte nicht aus, um als eine verschworene Gemeinschaft den tödlichen Ernst der Lage zu erfassen und ihm gemäß zu handeln.

Die deutsche Nation als Ganzes begriff das Geschehen in Böhmen nicht im entferntesten. Sie hatte sich im 15. Jahrhundert von jedem Gemeinschaftsempfinden gelöst, während das kleine tschechische Volk inmitten seiner eigenen religiösen Streitigkeiten sein Nationalinteresse gegen die Deutschen ständig im Auge behielt. Die Hussitenkriege wurden eine tschechische Heldenzeit, wobei das Heldentum freilich durch Akte unglaublicher Roheit und ungehemmter Räuberei getrübt war.

Es wurde eine lange Serie von Niederlagen, die Sigismunds Aufgebote und die dann aufgestellten Kreuzheere erlitten. Die Deutschen unternahmen ja nur Kreuzzüge, und diese hatten im Jahrhundert der Kritik an der Kirche keine Durchschlagskraft mehr. Vielfach war es nur hergelaufenes Volk ohne Manneszucht, die der wilden Tapferkeit der zuerst von Žižka, nach dessen Tode (1424) von dem entlaufenen Mönch Prokop dem Kahlen (1380–1434) trefflich geführten Hussiten nicht gewachsen waren. Die hussitische Wagenburg galt damals als uneinnehmbar. So verlor der König durch die Niederlagen am Veitsberg bei Prag und am Prager Wyseshrad Böhmen (1420). Neue Siege der Hussiten

folgten: 1421 bei Saaz, 1422 bei Kuttenberg, 1426 bei Aussig, 1427 bei Tachau, 1431 bei Taus. Es geschahen die verwüstenden und mörderischen Einfälle der Hussiten nach Sachsen, in die Mark Brandenburg, nach der Oberpfalz, nach Schlesien und Österreich.

Im Zuge dieser Siege erfolgte die Ermordung deutscher Bürgerschaften, 1420 schon derjenigen der Städte Prachatitz und Komotau, dann derer von Beraun und Böhmisches Brod. Wir besitzen die erschütternde Hilfsbitte der „richter, burgermeister, scheppen“ und der „gancze gemeine der stad Germer“, die auf die „grusamen morde und grosse slachtunge“ auch in „Nuwenburg, Collen an der Elw und der berg czu Chutthen“ (Kuttenberg) hinweist. Die erbetene Hilfe blieb aus. Die Stadt Germer wurde von den entmenschten Horden verbrannt, die Deutschen fanden den Untergang. Germer wurde zum tschechischen Jaromer, aus Nuwenburg wurde Nymburg, aus Collen Kolin, alles fortan rein tschechische Städte.

Der Hussitensturm traf das Deutschtum in Böhmen schwer. Am besten hielten sich noch die bäuerlichen Siedlungen. In den Städten aber waren die Verluste katastrophal, soweit hier nicht überhaupt wie auch in Prag das deutsche Element fast ganz verschwand. Freilich war es eine schwere Übertreibung des deutschfeindlichen tschechischen Historikers Palacký, wenn er erklärte, das gesamte Deutschtum von Böhmen und Mähren sei damals ausgeremert worden. Eine solche Auffassung fügte sich eben günstig zu seiner politischen Parole, daß die Deutschen zweimal, im Mittelalter und unter den Habsburgern, als Kolonisten ins Land gekommen seien. Neuerdings wird (so von dem verdienten deutsch-böhmischen Historiker Wostry) überhaupt angenommen, daß die deutschen Verluste eher überschätzt wurden. Tatsache ist, daß die Deutschen verhältnismäßig rasch wieder eine starke Stellung im Lande erwarben.

Nicht durch deutsche Waffenkraft, sondern durch einen Zwiespalt unter den Hussiten selbst, der zur vernichtenden Niederlage der radikalen Taboriten führte (1434), konnte der lange Krieg beendet werden. Doch nur unter demütigenden Bedingungen erlangte Sigismund kurz bevor er am 9. Dezember 1437 starb, endlich die böhmische Krone. Nach der kurzen Regierung des tapfe-

ren Habsburgers Albrecht II. (1437–1439) kam es zur Vormundschaft für dessen nach dem Tode des Vaters geborenen Sohn Wladislaw V. (1440–1457). Diese erlangte schließlich als „Gubernator“ der böhmischen Länder Georg von Kunstadt auf Podiebrad, ein tschechischer Landedelmann. Wladislaw starb 1457 nach kurzer selbständiger Regierung. Nun wählten die Tschechen diesen Gubernator als Georg Podiebrad zum König (1458–1471); ein König, der kein Wort Deutsch verstand. Allein er war tatkräftig, angriffslustig und verschlagen. Geraume Zeit übte er, der durch Eheverbindungen die Hohenzollern und Wettiner zu gewinnen wußte, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auch in Deutschland aus. Seine letzten Pläne blieben unerfüllt, da ihn später ein Stärkerer, der Wahlkönig Matthias I. Corvinus von Ungarn (1458 bis 1490), bedrängte und ihm Schlesien und Mähren entriß (1469). Als Georg 1471 starb, wählten die Böhmen den Jagellonen Wladislaw II. (1471–1516) zum König. Es ist der König „dobře“ der Tschechen, der König „bene“ der Ungarn, wo er auch 1490 dem Matthias Corvinus in der Herrschaft nachfolgte. „Es ist gut“, sagte der schwache Monarch, sooft ihn die Adeligen seiner Reiche mit Wünschen und Forderungen bedrängten. Unter seiner schwachen Herrschaft erstarkte in Böhmen wie in Ungarn vollends das Regiment des Adels, in Böhmen-Mähren als das Erbe der unseligen Hussitenkriege.

Niedergebrannte Dörfer — natürlich vorweg deutsche — und Klöster, eine geplünderte Kirche, ein übermütiger Adel, ein tiefgedemütigter Bürgerstand — das waren die Folgen der Hussitenkriege für Böhmen, nicht ganz so für Mähren. Hier hatte sich eben Sigismund, unterstützt von seinem tapferen, den Hussitenkampf gewohnten Schwiegersohn — dem späteren König Albrecht II. (1437–1439) —, einigermaßen zu behaupten gewußt.

Fast hoffnungslos indessen war die Lage der Sudetendeutschen. Das in innere Wirren und verheerende Kämpfe versunkene Deutsche Reich hatte sie unter schwachen Kaisern im Stich gelassen. Selbst nach Schlesien drang tschechischer Einfluß vor.

*

Als in Österreich in Kaiser Friedrich III. (1440–1493) ein tatenloser Herrscher, Träumer und Planer, bedrängt von unbot-

mäßigen Verwandten, vom Hochadel, von wilden adeligen Räubern, kriegsscheu und doch durch hartnäckiges Sichversteifen auf seine Herrscherrechte und Ansprüche oft mit den Nachbarn in Fehde, regierte, erschienen die Türken an der südöstlichen Grenze Österreichs; soeben, 1461, hatten sie Bosnien erobert und waren nun die neuen Nachbarn. 1469 geschah ein erster, wie eine grausige Katastrophe wirkender Einfall der wilden Mord- und Plünderungsscharen. Nahezu alljährlich wiederholten sich fortan diese Überfälle, wenn der Sommer nahte. Auch Kärnten und die Steiermark wurden bald heimgesucht. Viele Tausende wurden von den jäh einbrechenden, schwer faßbaren Raubscharen als Sklaven in die Fremde verschleppt. Mord und Menschenfang, Ausbrennung und Zerstörung trafen so gerade die vorgeschobenen Gebiete (Rand- und Streulage) der südostdeutschen Siedlung, ihre Vorposten bäuerlichen und städtischen Gepräges. Zweifellos ein Aderlaß mit bitteren, für die Folgezeit gefährlichen Verlusten.

Das unermüdlich um Hilfe angerufene Reich erfaßte die Türkengefahr kaum mehr als vorher die hussitische in ihrer vollen Tragweite. Rechtzeitige und durchgreifende Hilfe unterblieb. Mit vielen Jahren, ja Jahrzehnten fortgesetzter Einfälle und jahrelangen verlustreichen Kriegen mußte das deutsche Volk dafür bezahlen.

*

Ein verhängnisvolles Jahrhundert! Kriegsgewitter brechen im Norden, in der Mitte, im äußersten Südosten des Ostraumes über die Deutschen herein. Der Nationalismus der Ostvölker war im Erwachen. Polen und Tschechen wandten sich gegen die deutschen Städte, die im Inneren ihres eigenen Volksgebietes lagen. Für das blühende deutsche Städtewesen im Osten begann sich eine ungünstige Wende anzubahnen. Noch zählten die Polen in Krakau im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts keine 10% der Bevölkerung, in Lemberg keine 5% (hier natürlich von der katholischen Bevölkerung gerechnet). Premissel mag in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts noch zu 75% deutsch gewesen sein; in den galizischen Städten war das römisch-katholische Bürgertum um die Jahrhundertmitte immer noch zu 70 bis

80% deutsch, Krosnen (Krosno) und Landeshut (Lancut) rein deutsch.

*

Alle diese Städte mit ihrem zum Teil reichen Bürgertum entbehrten der Stütze einer wenigstens halbdeutschen Krone oder eines alle umfassenden deutschen Bundes. Der Mißerfolg Krakaus gegen Wladislaw IV. Łokietek (1306—1333) war eben doch mehr als eine Episode gewesen. Die deutsche Einwanderung, die vor allem aus Schlesien und Meißen kam, nahm ab, die polnische zu. Die Spitzen des Bürgertums, also die gerade besonders tatkräftigen und wohlhabenden Elemente, gingen zahlreich durch Grunderwerb oder Eheschließungen im polnischen Magnatentum auf, im Bereich der Zünfte machte sich eine gewisse polnische Überfremdung langsam geltend. Die Schlachta, der polnische Kleinadel, drängte in die Städte und minderte die bürgerlichen Rechte, was sich bald auf deren deutschen Charakter auswirkte. Die stärkste deutsche Stadt, Krakau, hatte der polnische König zu seiner Residenz gemacht (um 1320). Das drückte natürlich auf das deutsche Wesen der Stadt. Für 1403 zählte die polnische Forschung unter den 83 Krakauer Zunfthältesten nur 11, um 1500 unter 95 schon 39 Polen. Wohl dominierten die Deutschen noch in den Spezialhandwerken, und manche Zünfte waren noch ganz deutsch. Die Krakauer Universität war 1364 gegründet und 1397 bis 1400 durch den deutschen Krakauer Stadtschreiber Matthäus reorganisiert worden. Dieser geistige Mittelpunkt für das Deutschtum nicht nur Polens, sondern auch Ungarns wies unter der Gesamtzahl der Studierenden 1433—1510 noch 20% Deutsche aus Polen, 30% aus dem Ausland, 35% Polen, 1% aus Litauen und Galizien und 14% sonstige Ausländer (darunter kein Franzose!) auf. Die starke Industrialisierung, die sich auch für Krakau seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ankündigte, brachte dann deutsche Unternehmer aus dem Mutterland und stärkte, ebenso wie das Auftreten deutscher Drucker (zuerst seit 1491 Johannes Haller aus Rothenburg ob der Tauber), zunächst das Deutschtum der blühenden Stadt. Auf die Dauer unterlagen jedoch alle diese großen Unternehmungen der Polonisierung, eben durch den schnellen Aufstieg dieser Deutschen und die assimilierende Kraft der natio-

nal bewußten polnischen Führungsschicht. Die Druckereien, anfänglich durchweg deutsch, stärkten die polnische Intelligenz durch Herausgabe von Büchern in polnischer Sprache. Auch die ersten Buchhändler in Krakau, in Posen und Warschau, in Samosch und Lemberg waren zunächst Deutsche.

So günstig das Gesamtbild noch auszusehen scheint, wenn man nur die statistischen Zahlen im Auge hat, so ergibt sich bei näherem Zusehen allenthalben ein Vordringen der Polen und eine Verringerung der deutschen Einwanderung sowie eine sich hier leiser, dort lauter fühlbar machende nationale Unsicherheit der das Deutschtum weit mehr als die schnell polonisierten Großbürger tragenden Schicht des Handwerkertums.

Auch in Ungarn nehmen wir beginnende Schwierigkeiten für das reichentfaltete deutsche Städtewesen wahr. Was nützten den Deutschen ihre unermesslichen Verdienste um die Gesittung im apostolischen Königreich? Wohl würdigte Matthias I. Corvinus (1458–1490) die Bedeutung der deutschen Städte, aber schon der ihm nachfolgende König „bene“ (Wladislaw II. 1490–1516) läßt sie gegen den vordrängenden Adel unbeschützt.

Noch allerdings blühen die deutschen Gemeinwesen in der Zips. Gerade das 15. Jahrhundert offenbart hier eine lebendige Beziehung zur Kunst des Mutterlandes. In den größeren Städten wurden nach mitteldeutscher Art Rathausbauten aufgeführt. Die spätgotische Schnitzerei und Bildhauerei sind vertreten, die Tafelmalerei blüht. Alles dies ist Ausdruck der noch ungebrochenen Kraft des Deutschtums in diesem Bereich, das noch vor dem Zweiten Weltkrieg, gewissermaßen in letzter Stunde, wissenschaftlich erforscht werden konnte. Der Leiter dieser Untersuchungen, Oskar Schürer, sprach unter dem Eindruck des Erarbeiteten geradezu von einem Zipser „Kulturkreis“.

In der Geschlossenheit ihres Willens, in ihrer völkischen Wachsamkeit und ihrem Drang nach politischer Selbständigkeit übertrafen die Siebenbürger Sachsen bei weitem alle anderen deutschen Sprachinseln, auch die der Zipser. Dieser äußerste Vorposten der deutschen Kolonisation überstand das 15. Jahrhundert der deutschen Sorgen und Katastrophen im Osten ohne Verluste.

Diese deutschen Bauern und Städter im Bogenraum der Karpaten, die schon zäh dem Mongolensturm von 1241 überlebt hat-

ten, sahen sich bald nach dem Beginn des 15. Jahrhunderts als erste Deutsche von den furchtbaren türkischen Einfällen heimgesucht. 1396 hatte Sigismund als ungarischer König (1387–1437) bei seinem Versuch, die Türkengefahr mit einem starken abendländischen Heer zu bändigen, bei Nicopolis eine katastrophale Niederlage erlitten. 1420 schon erschienen die Türken in Siebenbürgen. Sie schlugen den Heerbann der Sachsen, zerstörten Broos und schleppten alle Bewohner dieser Stadt davon. Nur durch die Flucht auf den die Stadt überragenden Berg (die Zinne) retteten sich die Deutschen Kronstadts beim Fall dieser Stadt (1421). Nach einer neuen Niederlage schlossen sich die sieben Städte um so enger zusammen. Dörfer und Städte wurden befestigt, Burgen sperrten jedes Tal und jeden Paß. Sigismund selbst hielt sich, nunmehr deutscher Kaiser (seit 1410), ein halbes Jahr in Kronstadt auf und überwachte die von ihm schon lange angeregte Landesbefestigung. Der lebensfrohe und kluge Herrscher, ein Freund des Landes und der Sachsen, blieb bei diesen in besserer Erinnerung als im Reich.

Die Wehrhaftmachung lohnte sich. 1438 berannten die Türken unter dem Sultan Murad II. (1421–1451) vergebens Hermannstadt, obwohl sich Mühlbach bereits ergeben hatte. Fünf Jahre später errang der sächsische Heerbann unter dem Königsrichter Anton Trautenberg einen Sieg. „Bollwerk der Christenheit“ nannte der Papst das tapfere Hermannstadt.

Schon traten die Sachsen auch in eine Art Gesamthaftung für das Land ein, indem sie mit den Szeklern und dem madjarischen Adel die „Brüderliche Einigung“ von Kápolna (1457) zur gemeinsamen Verteidigung Siebenbürgens abschlossen.

Der ungarische Reichsverweser Johannes Hunyády (1444 bis 1453), ein Kenner der Türkengefahr, stärkte die sächsische Widerstandskraft, die er hoch bewertete. Schon Sigismund hatte den Sachsen reiche Dotationen gemacht, um sie für die Landesverteidigung zu stärken. Nun überließ ihnen Hunyády 1453 das Grenzburgergebiet von Talmesch mit allen Zugehörigkeiten und dem gleichen Recht, das für das Sachsenland galt. Dafür sollten sie die Burg Talmesch zerstören, jedoch die Burg Lauterburg und den Turm Veres Torony, der den Roten-Turm-Paß beherrschte, „so gut sie können, befestigen und den vorerwähnten Weg mit

Mauern und anderen Befestigungen sperren“, wie es in der Urkunde des Königs Ladislaus heißt. Später erhielt dann Kronstadt das Gebiet der vor ihm liegenden Pässe mit der Törzburg, Bistritz und das Rodnaer Grenzgebiet.

Nach dem Tode Hunyádys (1456) behaupteten sich die Sachsen gegen scharfen madjarischen Druck. Bistritz wurde zerstört, als es sich gegen eine gegenüber der Stadt errichtete Adelszwingburg zur Wehr setzte. Matthias Corvinus aber, Hunyádys Sohn und seit 1458 König, kam der Stadt zuhülfe. Er schenkte ihr die Zwingburg, welche die Städter nun einrissen.

Der städtefreundliche König wurde kein Türkenheld wie sein Vater. Seine siegreichen Waffen richtete er lieber gegen seinen Nachbarn im Westen, bedrängte den Hussiten Georg von Podiebrad, nahm schließlich dem alten Kaiser Friedrich III. gar Wien und einen Teil Niederösterreichs ab und behauptete ihn bis zu seinem Tode 1490.

Siebenbürgen schlug seine neuen Türkenschlachten ohne diesen König. 1479 wurde Ali Beg auf dem Brodfeld bei Broos in blutiger Schlacht besiegt. Die Sachsen hatten das Recht erbeten und erhalten, im ersten Treffen zu fechten. Hier wie 1483 am Roten-Turm-Paß, wo sie allein kämpften, zeichnete sich ihr Führer Georg Hecht besonders aus.

In Leiden und Opfern und ungeheuren Anstrengungen, vielfach aber belohnt durch Triumphe, die unerhört waren im Verhältnis zur Zahl dieser Volksgruppe, hielten sich die Sachsen gegen den türkischen Ansturm. Überall standen nun in ihren Dörfern die wehrhaften Kirchenburgen, umwallte und durch Türme beschirmte Gotteshäuser, die den Bauern im Falle eines Türkenangriffs Zuflucht gewährten. So war jedes Dorf eine schwer-einnehmbare Festung geworden. Da die Bauern nämlich auf der Rückseite der Wallanlage ihre Vorräte unterbringen konnten, waren sie imstande, sich auch gegen eine längere Umschließung zu behaupten. Über den Dörfern erhob sich da und dort eine mächtige Bauernburg. Die Städte verstärkten ihre Befestigungen. Besonders stark waren die Bollwerke von Hermannstadt und Kronstadt, diesen beiden Vorburgen des Sachsentums.

In solcher großartigen Tätigkeit überdauerten die Siebenbürger Sachsen trotz oft furchtbarer Verluste die schwere Zeit. Ja, sie

vermochten sogar ihren blühenden Handel aufrechtzuerhalten, der dem Gemeinwesen die Kraft zur Anlage der kostspieligen Befestigungen einbrachte. Freilich wurden auch schwere, unwiederbringliche Einbußen erlitten. Viele der Sachsenorte konnten nach ihrer Verödung nicht mehr sächsisch besiedelt werden, bitter für eine vorgeschobene Volksgruppe. Und auch eine der sächsischen Städte, allerdings die ausgesetzteste: Klausenburg, ging den Weg der Madjarisierung. Sie gewährte den Madjaren Bürgerrechte und Anteil an der Stadtregierung. Der Adel drängte sich ein und den deutschen Bürger zurück. Eine Überfremdung der Deutschen drohte.

Wiederherstellung und Vollendung der deutschen Oststellung

Düster genug brach das 16. Jahrhundert für die Deutschen im Osten an. Der Orden hilflos, polnischer Druck im Norden, beginnende Polonisierung des einst so blühenden deutschen Städtewesens in Kleinpolen, Großpolen und Rotreußen; tschechische Unterdrückungspolitik in Böhmen und Mähren! Beide wie auch Schlesien fast aus dem Reiche ausgeschieden; Fortschreiten der türkischen Gefahr!

Dennoch erhellte sich dann im 16. und 17. Jahrhundert der östliche Horizont in weitem Maße. Geschehnisse der großen Politik zuerst bewirkten dies.

Tatendürstender Sohn eines tatenscheuen Vaters, hatte der Erzherzog Maximilian durch seine kecke Brautfahrt zu Maria von Burgund und nach sofortiger Eheschließung durch die tapfere Verteidigung des niederländischen Besitzes der Gemahlin sowie ihrer Freigrafschaft Burgund das Haus Habsburg zu europäischer Bedeutung erhoben. Habsburgs Aussichten aber wurden unübersehbar, als gar noch der Sohn des letzten Ritters die Hand der Johanna von Spanien gewann, diese jedoch durch ein seltsames Schicksalswalten zur Erbin der spanischen Krone wurde. Der letzte Ritter selbst stiftete dann 1515 zu Wien eine Doppelhochzeit zwischen dem Hause Habsburg und den Jagellonen. Die Enkelkinder des Kaisers werden hier mit den Königskindern

Ludwig und Anna vermählt, wenn auch die tatsächliche Heirat bei der Jugend der Ehepartner bis zur Erlangung der Großjährigkeit verschoben wird.

Die Jagellonenehe hat im besonderen auch eine deutsche Bedeutung. Nicht nur, daß der Kaiser nun ein entscheidendes Wort für den Ritterorden einlegen konnte, das diesen von der Gefahr polnischer Hochmeister befreite, auch Böhmen mit seinen „Nebenländern“ Mähren und Schlesien wurde durch die vereinbarte gegenseitige Erbfolge wieder stärker ans Reich gebunden.

Die Früchte der Wiener Doppelhochzeit reiften aus, als am 26. August 1526 der junge Ungarn- und Böhmenkönig Ludwig auf dem blutgetränkten Schlachtfeld von Mohács kinderlos gegen die Türken den Tod fand. Als Gemahl der Anna wurde nun der Habsburger Ferdinand von den böhmischen Ständen zum König angenommen. Damit fielen ihm zugleich Mähren und Schlesien zu. Auch in Ungarn wurde Ferdinand gewählt, indes nur von einer Minderheit. Tatsächlich aber behauptete er auch gegen den Bund des Gegenkönigs Johann Zapolya mit den Türken schließlich den Westen und Norden des Landes.

Damit aber war der Südosten der europäischen Mitte wieder enger an die abendländische Gemeinschaft angeschlossen, der er bereits zu entgleiten drohte. Die Sudetenländer wurden fortan — und dies bis 1918 — von Wien aus regiert. Bei aller Macht des tschechischen Adels war der Herrscher nun doch ein Deutscher, sein deutscher Hof beeinflusste auch die böhmischen Dinge, und die Zentralbehörde für die böhmischen Länder war nunmehr in Wien, nicht in Prag. Bald konnte der Adel merken, daß fortan eine stärkere Macht als die der beiden Jagellonen das Königtum innehatte. Der Herrscher ergriff die Gelegenheit, die Zügel schärfer anzuziehen, als sich der Adel während des Schmalkaldischen Krieges unzuverlässig zeigte. Es war vorbei mit den Tagen des Podiebraders und des Königs „dobře“, jedoch auch mit dem tschechischen Raubtrotz der Zeit Friedrichs III. Hier hatte schon der tapfere Maximilian gründlich Wandel geschaffen, als er am 12. September 1503 bei Menzesbach im Pfälzer Erbkrige die tschechische Wagenburg, die bisher als uneinnehmbar galt, erstürmte und den Nimbus der Tschechensöldner zerbrach.

Zu der neuen Verfestigung der europäischen Mitte durch den

jähren Aufstieg Habsburgs gesellte sich die Wirkung, die von der deutschen Reformation ausstrahlte. Wie kaum eine andere Bewegung je stärkte sie das Ansehen Deutschlands. Dieses war ja nun Heimstätte eines neuen Christentums, das auch die übrigen Völker in der Tiefe bewegte. Das Verständnis und Lob, das Luther den Predigten und der Person von Hus zollte, gewann ihm die tschechischen Sympathien. Man fühlte sich der neuen Lehre verwandt, und große Teile des Adels wurden lutherisch.

Als dann aus dem Kampf zwischen Reformation und Gegenreformation der Dreißigjährige Krieg entbrannte, in diesem nach ersten, sehr großen Erfolgen die kaiserliche Autorität unheilbar erschüttert wurde und ebenso unheilvolle Gebietsverluste eintraten, vermochte doch für den Kaiser ein Gewinn zu reifen. Die böhmischen Protestanten, die 1618 rebellierten und den Kurfürsten von der Pfalz zum König wählten, waren auf dem Weißen Berge bei Prag 1620 geschlagen worden. Der siegreiche Habsburger Ferdinand II. setzte 1627 in der „Vernewerten Landesordnung“ ein neues Regime über Böhmen, das nunmehr als Erbreich der Habsburger erklärt wurde, ein. Der Weg zum Absolutismus war vorgezeichnet, und es galt nur noch den Schritt zu tun, eines Tages die Böhmisches Hofkanzlei in die Vereinigte Böhmisches-Österreichische Hofkanzlei einzuschmelzen, wie es dann Maria Theresia tat. Der böhmische Löwe war in tiefen Schlaf versunken.

Schwieriger blieben zunächst die polnischen Verhältnisse. Dieses Königreich erlebte im 16. Jahrhundert unter Jagellonen und Wasas sein goldenes Zeitalter und erfüllte sein Expansionsbegehren gegen Rußland. Das Ritterordensland war durch Albrecht von Hohenzollern 1525 zum polnischen Lehensherzogtum Preußen verwandelt worden, und die Herzoge, eine Zeitlang kranke Männer, fühlten einen wachsenden Druck der polnischen Krone. Auch die Vereinigung mit der Mark Brandenburg nützte zunächst wenig. Polen, dann Schweden, übten mächtigen Einfluß im alten Ordenslande. Im Frieden von Oliva (1660) wurde dem Großen Kurfürsten die im polnisch-schwedischen Kriege 1657 von Polen bereits zuerkannte Unabhängigkeit offiziell bestätigt.

Friedrich Wilhelm konnte in seiner politischen Situation nicht nur nach dem Osten blicken. Er war kein Askanier. Auch als

seit dem Frieden von Andrusow (1667), der Polens Wahntraum einer schrankenlosen Herrschaft im Osten mit dem Verlust von Smolensk und der Herrschaft über die Kosaken beendete, der Stern Polens zu sinken begann und die Auflockerung im Inneren, das zügellose Adelsregime immer stärker erst Österreich und Frankreich, dann Österreich und Rußland auf den Plan riefen und sie miteinander im Einfluß auf Warschau und die jeweilige Königswahl wetteifern ließ, war Brandenburg-Preußen in Kämpfe mit Ludwig XIV. an der Westgrenze des Reiches verwickelt. Die Teilungen Polens 1772, 1793 und 1795, besonders die erste, geschahen unter bestimmendem Einfluß der großen Politik, nicht einer Ostpolitik. Seit 1795 gab es dann kein Polen mehr.

Die Auseinandersetzung mit den Türken, die im 16. Jahrhundert oft nahezu hoffnungslos schien, gestaltete sich im 17. Jahrhundert günstiger. Der Sieg bei St. Gotthard an der Raab (1664) war der erste Ausdruck einer gewandelten Lage. Als 1683 die letzte gewaltige Kraftanstrengung des Osmanenreiches, die zweite Belagerung Wiens, durch die weltgeschichtliche Befreiungstat der Schlacht am Kahlenberge gescheitert war, stießen die kaiserlichen Heere, gespeist auch durch den freiwilligen Zuzug westlichen Adels und unterstützt durch Hilfgelder des Reiches sowie angeworbene Heeresabteilungen der deutschen Fürsten tief nach Ungarn hinein und nach Einnahme von Ofen und Belgrad über Ungarn hinaus in die Balkanberge bis in das Amselfeld vor. Reiften auch die kühnsten Träume einer Verdrängung der Osmanen aus Europa nicht aus, so erschloß doch der Sieg des Prinzen Eugen bei Zenta (1697) und sodann bei Belgrad (1717) dem Kaiser den Besitz von ganz Ungarn. Die Türkengefahr erhob sich fortan trotz eines ungünstigen Krieges von 1737 bis 1739 und anfänglicher Sorgen im Türkenkrieg des Kaisers Joseph II. niemals wieder.

*

In solches Geschehen der großen Politik war das deutsche Leben der einzelnen Ostgebiete eingebettet.

Der Ritterorden versuchte noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts, am Thorner Frieden zu rütteln, wozu ihn auch der Kaiser Maximilian anwies. Die beiden letzten, mit dem Blick auf den

Rückhalt an deutsche Herrscherhäuser gewählten Hochmeister, Friedrich von Sachsen und Albrecht von Brandenburg, verweigerten den Lehenseid an den polnischen König; Albrecht griff 1519/21 nochmals nach Westpreußen aus. Die Wachsamkeit der einstigen Untertanen, der feste Bund der Städte mit der Krone Polens und polnische Hilfe für Danzig machten die Bemühungen vergeblich. 1525 vollzog Albrecht unter Übertritt zum Luthertum die Umwandlung des Ordensstaates in ein Polen lehenspflichtiges Herzogtum. Die durch den Machtverfall der Landesherrschaft großgewordenen und durch Verbindung mit dem nahen Polen und dem Kulmerland, wo es ein immer schrankenloser werdendes Adelsregiment gab, gestützten Adeligen konnten erst vom Großen Kurfürsten durch drastische Maßnahmen gebändigt werden. Seine großen Erfolge über die Schweden ließen dann das Ansehen des Landesherren vollends übermächtig werden, und die einst so trotzigten Stände, auch die drei Städte von Königsberg (Altstadt, Löbenicht und Kneiphof), verstummten.

Die Entvölkerung durch den dreizehnjährigen Krieg (1454 bis 1466) hatten den Orden noch im 15. Jahrhundert gezwungen, Siedler aus Masowien selbst in die Kreise Osterode und Neidenburg zu rufen. Besonders ostwärts Ortelsburg nahm die Zahl der Masuren später durch Einwanderung erheblich zu; sie dehnten sich dann nordwärts aus, bis sie bei Goldap auf eine gleichfalls ins Land gerufene litauische Bevölkerung stießen. Unter Albrecht erhielten Tilsit (1552), Markgrabowa und Goldap (1567) Stadtrechte. Als ein deutsches Element erschienen noch holländische Bauern in der Gegend von Preußisch-Holland, holländische Handwerker auf Roßgarten in Königsberg.

In Masuren hielt sich auf dem Lande die masurische Sprache, bis sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rasch dem Deutschen wich.

Das 18. Jahrhundert brachte seit 1722 durch Werbung seitens des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. deutschen Kolonistenzug (Süddeutsche, Nassauer), 1732 aber den Zustrom von 15 000 Salzburgern, die wegen ihres evangelischen Bekenntnisses ihr Land verlassen mußten. Ein wertvoller Zuwachs von insgesamt etwa 40 000 Menschen!

Seit der Säkularisierung des Ordenslandes 1525 war der Schwertorden auf sich allein gestellt. Vorgeschoben und von Rußland bedrängt, wurde seine Lage unhaltbar. Polen griff nach diesen weiten Gebieten. 1561 machte sich der Landmeister Gotthard Kettler zum weltlichen Herzog von Kurland unter polnischer Lehen shoheit. Livland fiel unmittelbar an Polen, Estland an Schweden. Das Deutschtum der blühenden Städte und der reichbegüterten Ritterschaft behauptete sich auch im weiteren Schicksalswechsel dieser Länder, die schließlich, Livland und Estland 1721, Kurland 1795, an Rußland fielen. Durch die Wirkung der lutherischen Kirchensprache nahmen die Deutschbalten die hochdeutsche Schriftsprache an. Im 18. Jahrhundert war eine Stadt wie Riga in lebhaftester Berührung mit den geistigen Strömungen des deutschen Mutterlandes. Die deutsche Universität Dorpat behauptete sich bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg, wie denn Russifizierungsbestrebungen erst im Zuge der panslawistischen Bewegung seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzten. Die deutschen Ritter und Kaufleute stellten dem russischen Staat eine erkleckliche Zahl von militärischen und politischen Führern. So großartig sich auch in diesem Einsatz die Kraft einer zahlenmäßig kleinen Gruppe von Deutschen offenbarte, half er doch letztlich eine Macht stärken, die eines Tages die Gefahr für den deutschen Osten werden sollte.

In Westpreußen prägte sich der schon zur Ordenszeit angekündigte Verfall von Thorn weiter aus. Die Erwartungen der Bündner erfüllten sich eigentlich nur beim Adel, der sich nun im Bund mit seinen polnischen Standesbrüdern immer hemmungsloser gebärdete. Er schuf sich 1598 ein Sonderrecht. Der polnische Einfluß griff allenthalben um sich, bis 1569 auf dem Lubliner Reichstag, zu dem Danzig nicht zugelassen wurde, durch ein Dekret des Königs Sigismund II. August die (widerrechtliche) Einverleibung, „Union“, Preußens wie auch Litauens in Polen verfügt wurde. Der westpreußische Adel vermochte sich noch bestimmte Rechte zu sichern, besuchte aber von da ab den polnischen Reichstag. Nur Danzig, Thorn und Elbing hatten das (dem polnischen Reichstag fremde Städte-)Stimmrecht behalten, übten es indessen nicht aus, da sie stets überstimmt werden konnten. Seit dem Lubliner Dekret hielt die polnische Sprache mehr

und mehr Einzug in den westpreußischen Landtag. Die Städte führten für ihren amtlichen Verkehr die lateinische Sprache ein. Der Adel, Schrittmacher des polnischen Einflusses im Lande, verfiel im 17. Jahrhundert mit geringen Ausnahmen der Polonisierung, ja, er legte später vielfach sogar die deutschen Namen ab. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts setzte der König vorwiegend polnische Bischöfe in Kulm und Elbing ein und polonisierte die Klöster Oliva, Pelplin und Zuckau. Wo die Bauern in Gemischtlage saßen, wurden sie rasch polonisiert, besonders die Landbevölkerung im Kulmerland. Das bäuerliche Recht wurde verschlechtert. Andererseits behaupteten sich die deutschen Bauern in der Weichselniederung und in der Marienburger Gegend gut, zumal um 1600 neue Siedler eintrafen, Holländer in der Weichselniederung von Thorn bis Dirschau und im Marienburger Werder, Pommern in den Gebieten von Schöneck und Karthaus. Selbst polnische Grundherren riefen Deutsche auf ihre Güter.

Von den Städten wurden die kleineren im Lauf der Zeit in verschiedenem Maße polonisiert. Alle gingen sie zurück, sanken an Einwohnerzahl und Kultur. Jüdische Einwanderung erfolgte. In Strassburg, Kulm und Löbau hielt sich das Deutschtum wenigstens teilweise, ganz oder überwiegend deutsch blieben Schlochau, Konitz, Flatow, Schwetz und Graudenz, außerdem insbesondere die Städte im Norden. Von gesundem deutschem Bauerntum umgeben, behaupteten sich alle Städte im Ermland. Thorn, schon zur Ordenszeit im Rückgang, konnte sich gegen den Wettbewerb von Danzig nicht halten, über das die polnische Ausfuhr gelenkt wurde. Die Kraft des einst so starken Gemeinwesens, dessen Bürger sich 1588 der Reformation zuwandten, wurde durch Ungunst der Zeitläufte und vorgeifende Polonisierung gebrochen. Erschütternder Ausdruck der Willkür, die sich gegen die Deutschen richtete, war das Thorner Blutgericht von 1724. Der greise Stadtpräsident und neun andere Bürger wurden trotz aller Bemühungen Friedrich Wilhelms I. von Preußen hingerichtet; ein polnisches Gericht hatte sie zum Tode verurteilt, weil sie als Stadt-oberhäupter protestantische Ausschreitungen gegen Kirche und Kloster der Jesuiten „nicht genügend“ geahndet hätten. Als die Stadt in der ersten Teilung Polens (1772) zu Preußen kam, waren immer noch Kaufmannschaften und Zünfte überwiegend

deutsch. Elbing vermochte zuerst auf Kosten Königsbergs zu erblühen; später ging es mit dem Handel und der Stadt bergab. Die Stadt war von 1657 bis 1772 preußischer Pfandbesitz. Als rein deutsch gelangte sie in den endgültigen Besitz von Preußen.

Großartig war geraume Zeit hindurch die Entwicklung Danzigs und großartig bis zuletzt die Verteidigung seiner Rechte durch die auf Grund der Verträge mit Polen fast „Freie Stadt“. Wegen ihrer gewaltigen Kraftanstrengungen im dreizehnjährigen Krieg und ihrer Unerbittlichkeit bis zuletzt war die Stadt einst die Hauptschuldige an der nationalen Tragödie im Ordensland gewesen. Nun aber wehrte sie, die Mitglied der Hanse bleiben durfte, erfolgreich alle Bemühungen der polnischen Könige ab, ihre geringen Rechte über Danzig zu erweitern. Diese errangen, stets auf Geldleistungen der mächtigen Stadt angewiesen, nur geringe Erfolge. Die Städter erlangten 1557 gegen finanzielle Zuwendung an den König Sigismund II. August die Genehmigung des inzwischen in der ganzen Stadt herrschend gewordenen Lutherums, das zur Stütze der Deutschheit Danzigs wurde. Die Bürgerschaft wehrte sich nach Vollzug des Lubliner Dekrets von 1569 gegen den Versuch, durch die berüchtigten statuta Karnkowiana die Rechte der Stadt zu schmälern, und wies 1577, durch ihre machtvollen Mauern gedeckt, die Angriffe des polnischen Königs Stephan Bathory zurück, der schließlich der Weichselstadt gegen eine Geldzahlung die alten Rechte bestätigte.

Danzig, das den gewaltigen Handel aus dem bis 1667 bis Smolensk und Kiew ausgedehnten Hinterland und selbst aus der Moldau beherrschte, vermittelte gewaltige Lasten von Getreide und Holz nach dem Westen. Mit 116000 Lasten Getreide wurde 1618 der Höhepunkt erreicht. Etwa tausend Schiffe im Durchschnitt durchfuhren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Danzig aus alljährlich den Sund. Die Stadt zählte 1600 an die 40000 Einwohner. Ihre reichen Mittel ermöglichten die Errichtung prachtvoller Bauten. Der Artushof wurde nach einem Brande im Jahre 1476 größartiger als früher wieder aufgerichtet, die berühmte Marienkirche 1502 fertiggestellt. Eine wahre Fülle stolzer Renaissancebauten vollends zierte in der Folge eines Jahrhunderts die Stadt.

Jedoch die handelspolitische Lage änderte sich zuungunsten

Danzigs. Im ersten schwedisch-polnischen Krieg mußte sich die Stadt nach schweren Behinderungen ihrer Schifffahrt und Angriffen durch die Schweden 1630 zu einem Abkommen mit Gustav Adolf entschließen, das ihr laufende Einbußen brachte. Dieser Krieg kostete die Stadt zehn Millionen Gulden für ihre Befestigung und andere mit den Ereignissen zusammenhängende Ausgaben. Die Stadt, die 1649 und 1650 noch einmal eine Ausfuhrhöhe von nahezu 100 000 Lasten Getreide erreicht hatte, litt dann erneut im Polnischen Erbfolgekrieg und erst recht im Zuge des polnischen Niedergangs nach dem Frieden von Oliva (1660). Der Getreidehandel sank, polnische Zölle machten den Handel abwandern. Im Nordischen Krieg durch die Schweden beunruhigt, sah sich die Stadt zum Schlusse auch noch durch russische Absichten bedroht, die nur durch die Zahlung einer hohen Geldsumme an den im Stadtgebiet erschienenen unheimlichen Gast Peter den Großen abgewendet werden konnten. Das Zarenreich drückte seitdem auf den deutschen Nordosten. Ihre — fast unbegreifliche — zähe Anhänglichkeit an den französischen Kronkandidaten Stanislaus Leszczyński trug der Stadt die Zerstörung von 1800 Häusern durch eine russische Beschießung ein (1734), und es mußte noch dazu eine Strafsumme von 1 Million Talern an den Zaren bezahlt werden. Selbst das vermorschte Polen kann nun auf die offenbar erschöpfte Stadt einen stärkeren Druck ausüben, wie sich überhaupt gerade in den letzten Jahrzehnten des zusammenbrechenden polnischen Staatswesens der Drang zur Polonisierung der einst dem Orden entrissenen Gebiete fühlbarer zeigt. 1764 hatte dabei die Zahl der preußischen Abgeordneten auf dem polnischen Reichstag eine neue Verminderung erfahren.

1772 erfolgte, nachdem Polen schon lange ein Objekt russischer Willkür geworden war, die erste Teilung Polens durch Österreich, Preußen und Rußland, die der polnische König Kasimir schon 1662 geradezu in Einzelheiten vorausgesagt hatte. Bei den Zeitgenossen fand dies Geschehen wenig Tadel. Man kannte die Erbärmlichkeit und tiefe Rückständigkeit des polnischen Staatswesens zu gut. Herder und Voltaire offenbarten ihre Genugtuung über die Teilung, Goethe billigte sie.

Entsprach aber die Aufteilung Polens dem Interesse des deutschen Volkes im Osten? Was Preußen 1772 erwarb und ein Teil

seines Erwerbes von 1793, nämlich Danzig und Thorn, betraf altes Ordensland. Die großen Gebiete von Polen mit Warschau, die es unter den Namen Südpreußen und Neuostpreußen sich 1793 und 1795 angliederte, die es allerdings 1815 zum großen Teil wieder verlor, waren nur in ihrem Westen deutsch, sonst durchaus fremder Siedlungsboden. Auf diesem konnte jede angewandte Mühewaltung des Staates nur als verloren gelten, und die angesetzten deutschen Mustersiedlungen waren bei ihrer Isolierung und Ausgesetztheit lediglich dazu berufen, den riesigen deutschen Volksfriedhof in Polen zu vergrößern. Die österreichische Erwerbung betraf auch bloß in dem Rückfall des 1397 von Sigismund in seiner Geldnot an Ungarn verpfändeten Teiles der Zips lebendigen deutschen Volksboden, in Galizien, dem eigentlichen und hauptsächlichen Erwerb Österreichs, war das einst blühende Deutschtum in den Städten wie bei den Walddutschen bereits erloschen. Das Land, in das durch den Kaiser Joseph eine nicht unansehnliche deutsche Kolonisation hineingepumpt wurde, blieb bis zum Schluß eine Belastung des österreichischen Staates, sein ausgesetzter Teil und durch die ständigen Hilfen, die ihm als einem dreisten Almosenempfänger aus dem allgemeinen Steuereinkommen gewährt werden mußten, ein Hemmschuh gerade für die deutschen, die finanzkräftigeren Teile der Habsburgermonarchie.

Preußen erwarb insgesamt ein noch zu 50% deutsches Westpreußen, ein durch die polnische Wirtschaft ausgesogenes, notleidendes Land. Erst bei der zweiten Teilung Polens fiel ihm das geschröpfte Danzig zu, dessen Bevölkerungszahl im Zuge des Abstiegs von Handel und Gedeihen von 77 000 (1650) auf 48 000 (1730), auf 36 738 (1794) gesunken war. Am Ende seiner Kraft angelangt, nicht mehr das kraftvolle, eine selbständige Außenpolitik treibende, sondern ein armseliges, für sich selbst hilflos gewordenes Anhängsel der Krone Polens, hatte Danzig sich zunächst gestraubt, als es die umarmende Nähe eines großartig organisierten Staates, wie Preußen es war, fühlte. Man hielt zu lange an der Eigenständigkeit fest. Sobald aber die Stadt dem preußischen Staat eingegliedert war, erhob sie sich rasch wieder; freilich mußte sie dann in den napoleonischen Kriegen in der Zeit von 1807 bis 1813 die fürchterliche Schröpfung um 21 ½

Millionen Gulden durch die französische Besatzung erfahren, während sie gleichzeitig in Handel und Wandel von der Kontinentalsperre besonders betroffen wurde. Noch mußte die Stadt die Leiden einer elfmonatigen Belagerung unter einer französischen und rheinbündlerischen Besatzung von 35000 Mann bis zum 29. November 1813 ertragen, bis sie endlich am 3. Februar 1814 wieder unter preußische Oberherrschaft kam. Von da ab setzte der fast stürmische Aufschwung ein, den diese deutsche Oststadt bis 1914 erleben durfte. Auch Thorn, die klein gewordene Schwester Danzigs, kam durch den Entscheid des Wiener Kongresses an Preußen zurück, das damals auch die Provinz Posen erhielt, deren westlichster Teil deutsches Siedlungsgebiet geworden war.

Vergegenwärtigen wir uns, nochmals auf die Folgen des seinerzeitigen Abfalls vom Deutschen Ritterorden zurückblickend, den Zustand, in welchem Danzig, diese blühende Weichselstadt, nach über dreihundert Jahren einer wenn auch sehr mittelbaren Herrschaft Polens zum deutschen Machtbereich zurückkehrte! Erich Keyser sagt darüber: „Während Danzig ehemals in der Erschließung des Ostens und der Einführung der Reformation eine leitende Stellung eingenommen hatte, war es am Ausgang des 18. Jahrhunderts hinter der Entwicklung anderer Städte und Länder weit zurückgeblieben. Auf den Fremden, der damals etwa auf der Reise von Berlin nach Petersburg durch seine hohen Stadttore in die dämmerigen Gassen mit ihren ehrwürdigen Häusern seinen Einzug hielt, machte die Stadt einen durchaus altertümlichen und zurückgebliebenen Eindruck.“

Um wieviel besser aber stand dieses Danzig noch gegen die übrigen Städte des einstigen Ordenslandes von 1454 da, die auch 1466 in den Bannkreis der polnischen Krone gelangt waren!

Friedrich der Große wandte, als ihm 1772 das verwahrloste Westpreußen zugesprochen wurde und er nun König „von“, nicht mehr nur „in“ Preußen war, der Neuerwerbung seine besondere Sorgfalt zu. Durch Urbarmachungen im Netzedistrikt ermöglichte er die Ansiedlung von insgesamt zwischen elf- und zwölftausend Siedlern, die dem Deutschtum dieser Provinz zugute kamen. 30% von diesen waren Deutsche aus Polen, 30% Württemberger, 40% kamen aus anderen Teilen Deutschlands.

Damit setzte Friedrich ein Werk fort, das schon seine Vorgänger betrieben hatten. Bürgerlichen wurde in Westpreußen der Erwerb von Adelsgütern gestattet, was auch eine Stärkung des Deutschtums bedeutete, weil der polonisierte, vielfach verschuldete Adel Güter abstoßen mußte. 150 Schulen hatte der König bis zu seinem Tode 1786 errichten lassen.

So schienen 1815 die Gebiete, die einst vom Orden abgefallen waren und außer dem tapferen, durch lange Menschenalter zu robustem Widerstand befähigten Danzig, den Druck des polnischen Regimes erfahren hatten, nun für dauernd zum Mutterlande zurückgekehrt, das die Neuankömmlinge mit dem sicheren Besitz von Frieden, Sauberkeit der Verwaltung und Rechtssicherheit beschenkte. Wohlstand, stets der Begleiter der drei, kehrte in Stadt und Land allenthalben ein.

Hatte sich im 15. Jahrhundert für die deutsche Siedlung in Polen der Beginn einer Erschöpfung, mancherorts gar schon ein Erliegen des Deutschtums angekündigt, war dieses bei bestimmten Städtegruppen Kleinpolens bereits bis 1450 erfolgt, war es bei Lublin, Sandomir und Brest dann bis 1500 eingetreten, so ist es im 16. Jahrhundert in allen einst deutschen Städten unverkennbar, obwohl die ganze Zeit über eine Einwanderung deutscher Auslese erfolgte. Es waren hochbegabte Unternehmer und Spezialisten aller Art, die mit ihrer oft großartigen Tätigkeit zu raschen Erfolgen, zu weitausgreifender Handelsorganisation, aber unentrinnbar dann zur Eingliederung in den polnischen Adel oder sonst zur Polonisierung gelangten. Wie schmerzlich ist der Unterschied gegenüber den gleichzeitig auftretenden, zahlenmäßig weitaus unterlegenen italienischen Spezialisten, die nach erlangtem Wohlstand zumeist in ihr sonniges Vaterland heimkehrten, dieses also bereicherten, während es die deutschen Spezialisten durch ihre Polonisierung ärmer machten! Wohl müssen wir die Ausbreitung deutscher Drucker, Buchbinder und Buchhändler vorläufig als Stärkung des bodenständigen Deutschtums in den polnischen Städten ansehen. Die Boner, Tursos, Haller und Scharfenberg waren Deutsche, aber die von ihnen gegründeten Unternehmungen führten um so stärker das Polentum aufwärts, polnische Drucker usw. rückten schließlich nach, während die Deutschen verschwanden oder polonisiert wurden.

Eine größere deutsche Ostwanderung, die den Deutschen Polens neues Blut aus dem Mutterlande nachgeführt hätte, erfolgte im 15. Jahrhundert nicht mehr, im Gegenteil lockerten sich die Beziehungen zum Mutterland. Mit dem Verfall der Krakauer Universität hörte auch die rege geistige Verbindung mit der alten Heimat auf. Die deutsche Oberschicht der Städte ging verloren, die Unterschicht änderte durch polnische Unterwanderung ihr nationales Antlitz.

Am besten hielten sich die Städte mit deutschen Dörfern in der Umgebung, bis 1550, ja 1600 Kosten, Bietsch, Neu-Sandez, Krossen. Bis in das 17. Jahrhundert hinein behaupteten sich Landeshut und die Dörfer im Sanoker und im Premisseler Land, bis auch sie im Polentum versanken. Teile eines deutschen Osterliedes sind das letzte, was die deutsche Sprachforschung von dem einst so blühenden Walddeutschtum bergen konnte, jenem Beskidendeutschtum, das im Spätmittelalter, auffallend geschlossen auf einer Fläche von 10 000 Quadratkilometern neben etwa 5000 bis 10 000 Polen, etwa 15 000 Deutsche beherbergt hatte.

In Kernpolen waren 1550 nach den Schätzungen Lücks nur noch etwa 50%, in Reußen gar nur noch ein kleiner Rest des alten Deutschtums vorhanden. Hier war der deutsche Ostdrang nicht nur der Wegbereiter des polnischen Machtdrangs nach dem Osten gewesen, sondern er hatte auch den Kulturdünger und das Bevölkerungssubstrat eines neuen Polentums gebildet. Bis nach Ost- und Oberschlesien hin griff eine polonisierende Tendenz aus. Das Krakauer Deutschtum wird durch königlichen Entscheid aus den Vormittagsgottesdiensten seiner Marienkirche vertrieben, die Stadt wird nun rasch gänzlich polnisch. Es erliegt im Lauf des 16. Jahrhunderts auch das früher so stolze, reiche und tapfere Deutschtum Lembergs.

War der deutsche Anteil an der Blüte Polens in seinem goldenen Zeitalter auf allen Gebieten beträchtlich und in einigen gar dominierend, so stellte das deutsche Volk dem in heißen Kämpfen und innerer Desorganisation niedergehenden Polen auch noch eine Fülle von tapferen Kriegern und Führern. An ihrer Tapferkeit und ihren oft furchtbaren Blutopfern wie auch an dem erbitterten Widerstand Lembergs, das unter einem deutschen Bürgermeister, Dr. med. und phil. Großweier, eine deutsche städ-

tische Infanterie aufstellte und deutsche Söldner unterhielt, scheiterte 1648 die gewaltige Erhebung der Kosaken. Auch frühere und spätere Erhebungen gegen Polen sind nur mit deutscher Hilfe zum Scheitern gebracht worden.

Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts erfolgte eine neue (nun schon die dritte) deutsche Einwanderung nach Polen, eine Masseneinwanderung, vielfach durch Aufrufe und fliegende Blätter der Magnaten ausgelöst. Wie sehr diese Einwanderung an die Substanz deutschen Grenzlandes griff, wird uns deutlich, wenn wir bedenken, daß Schlesien durch sie damals 200 000 Einwohner verloren haben soll. Zahlreich entstanden in Großpolen deutsche Städte, auch viele „Neustädte“ neben heruntergekommenen alten Orten. Die Deutschen brachten die schlesische Tuchindustrie in das Land, die in den Neugründungen Bojanowo, Schienlanke, Fraustadt und anderer ein Zentrum fand.

Noch immer gab es ein deutsches Bürgertum in Krakau, und in manchen Handwerken dominieren die Deutschen noch. In Warschau, das seit etwa 1550 die Hauptstadt Polens ist, überwogen die Deutschen in der Mitte des 17. Jahrhunderts im Patriziat, das vorerst noch wenige Polen zählte. Auch nach Lublin kamen sie wieder, arbeiteten in allen Handwerken und Gewerben, hatten großen Anteil am Hausbesitz und stellten Ratsherren, Bürgermeister, Vögte und Schöffen. Allein es fehlte ihnen an jeder Organisation, während die ebenfalls anwesenden Italiener doch ihren Gesangsverein besaßen, der sie zusammenhielt. Auch nach Lemberg kam ein deutscher Zuzug, besonders in die Edelhandwerke.

Zugleich erschienen Deutsche in den Sumpflandschaften des Danziger Werders und stießen von hier nach Kujawien und ins Warschauer Gebiet vor. Die Nachkommen dieser Erschließer der Weichselniederungen bewahrten ihr Deutschtum, ja, sie nahmen später die hochdeutsche Kirchensprache an. Niederdeutsche und Schlesier begannen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, vom polnischen Adel herbeigelockt, in den „Hauländereien“ (Holländereien) den Wald des Netzetals zu roden. Preußen fand 1772 und 1793 400 größtenteils deutsche Hauländereien vor. Der Westteil von Posen wurde durch sie eingedeutscht.

So hielten die Deutschen, bis nach Brody im Süden und nach

Kauen und Wilna im Norden ausgreifend, teils durch gewerbliche Tätigkeit, teils durch Bodenveredelung den Niedergang Polens auf, ohne ihn freilich auf die Dauer verhindern zu können. Wie sich die Dinge ohne die Deutschen entwickelt hatten, offenbart das Beispiel Tarnow, das nach seiner Entdeutschung bis 1717 auf 322 Einwohner zurücksank.

In der Wettiner Zeit (1698–1764) erschienen neue deutsche Einwanderer. Sie gründeten Vorstädte zu schon bestehenden Städten, stärkten zum Beispiel Birnbaum durch die Vorstadt „Lindenstadt“, sie gewannen nach der Pest von 1709 in Posen wieder Halt, traten führend in einzelnen Zünften von Lemberg und Wilna auf. Die deutschen Bauern vom Netzegau drangen weiter vor, und nach der Pest wurden die katholischen Bamberger in den der Stadtkämmerei Posen gehörenden Dörfern, aber auch in solchen der Kirche angesiedelt (1719–1753). Es war dann kein Ruhmesblatt der preußischen Verwaltung nach 1815, daß diese kerndeutschen Bauern vor den Augen der Behörde durch die Wirkung der polnischen Kirche, die unbedingten Nationalinstinkt hegte und den Bauern erklärte, daß Katholizismus und Polentum dasselbe seien, polonisiert werden konnten. In diesem Zusammenhang sei darauf verwiesen, daß die preußischen Behörden auch der Massenauswanderung deutscher Tuchmacher, darunter fast durchweg Menschen mit einigem, zahlreiche jedoch mit bedeutendem Vermögen, nach Russisch-Polen hilflos gegenüberstanden. Sprunghaft schossen im Raum von Łódź durch die Gründungen der Deutschen Städte aus dem Boden, Łódź selbst von 727 Einwohnern 1820 auf beinahe 5000 1829. Deutsche gründeten hier die Großindustrie, deutsche Meister erschlossen einen polnischen Tuchhandel, der den russischen und chinesischen Markt eroberte. Diese deutsche Einwanderung schädigte das deutsche Grenzdeutschtum in Posen und Schlesien, das von Tuchmachen und Tuchhandel nach dem jetzt versperrten Osten gelebt hatte, und verringerte damit das wirtschaftliche Gewicht gerade der bedrohten deutschen Landschaften, aus denen nun Bewohner nach dem Westen abwanderten. Mindestens 50 000 Deutsche gingen bis zum polnischen Novemberaufstand gegen Rußland (1830), nach welchem nur noch vereinzelt Baumwoll- und Leinenweber abwanderten, nach Kongreß-Polen.

Blicken wir auf das Deutschtum in Polen zurück! Welch eine Fülle deutscher Kräfte aus allen Berufen, welch ein Massenstrom, wie viele bedeutende Persönlichkeiten! Welch eine grauenhafte Einbuße durch Polonisierung und durch immer neues Fluten und Drängen nach diesen Fässern der Danaiden. Man hat mit vollem Recht von einem deutschen Volksfriedhof in Polen gesprochen, und es hat etwas Tragisches an sich, sehen wir dieses Auftauchen und gewaltige Schaffen der Menschen eines der größten Kulturvölker, sehen wir ihr Sichselbstaufgeben durch Versinken in ein fremdes Volkstum, welches sie vielfach durch das Ermöglichen unerhörten Aufstieges anlockte. Die Tragik liegt aber doch letztlich darin, daß hinter diesen Ungezählten kein Reich stand, das selbst nach Osten vordrängte, so wie es die Polen nach Rußen und weiter östlich hinein taten. Polen stieß damit in fremdes Volkstum vor, während eine Ausbreitung des deutschen Reiches ostwärts so gut wie überall auf deutsche Kräfte gestoßen wäre. Ist es nicht unheimlich, daß Krakau nur Kilometer vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet und Kilometer von der starken deutschen Sprachinsel Bielitz entfernt, polnisch werden konnte, Krakau, eine herrliche deutsche Stadt des Mittelalters? Und die weitere Tragik liegt darin, daß alle diese deutschen Blutströme, an denen sich das polnische Volkstum bereichern konnte, in Polen nicht etwa eine Zuneigung zum deutschen Nachbarn, sondern, wahrscheinlich just durch das Gesetz solcher Assimilierung, geradezu Deutschenhaß bei der Intelligenz bewirkten.

*

Nur am Rande, weil es stets außerhalb des Schicksals des eigentlichen deutschen Ostens eigenen Entwicklungen in größter Heimatferne unterworfen war, kann hier des russischen Deutschtums gedacht werden. Es waren teils Spezialisten, die seit dem 17. Jahrhundert, besonders aber unter Peter dem Großen, in Rußland eintrafen und außerordentlich viel zum Aufbau des Zarenreiches beitrugen, teils geschlossene Siedlergruppen. Die einzelnen, die in Rußland meist zu beachtlichem Wohlstand und oft zu erheblichem Einfluß aufstiegen, allerdings auch mitunter bewegten Schicksalen unterworfen waren, verfielen einer durchschnittlich schon in der dritten Generation einsetzenden Russifi-

zierung. Bäuerliche Siedler warb Katharina die Große 1762 und 1763 in Südwestdeutschland mit den lockendsten Angeboten (30 Freijahre für Besteuerung, kein Militärdienst!) für die Gouvernements Saratow und Samara, also die Wolgagegend, an. Auch nach Ingermanland und Livland kamen deutsche Gruppen; hier entstanden Oranienbaum und Hirschenhof. Trotz schwerer Enttäuschungen erwuchsen bis 1768 102 Kolonien mit 27 000 deutschen Bauern. Unter bittersten Opfern des Anfangs setzten sich die Kolonisten gegen Überfälle der Kosaken, Kirgisen und Tataren, aber auch gegen die Unbill des Klimas durch. Diese Wolgadeutschen, ein biologisch außerordentlich starker deutscher Volksteil, wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Kennern auf zwei Millionen geschätzt. Sie wanderten zum Teil nach Übersee weiter. Die Sowjetregierung gab ihnen kulturelle Selbstverwaltung. Ihr Schicksal dürfte jedoch besiegelt sein: Als 1939/40 die Umsiedlung der Wolhynien- und Bessarabiendeutschen geschah, erklärten die Sowjets, daß die Wolgadeutschen durch Hungersnot und Krankheiten ausgemerzt worden seien. Beachtliche Reste leben nach Verschleppung weit verstreut in Sibirien und überhaupt im asiatischen Teil Rußlands.

Die Gruppe der Bessarabiendeutschen bildete sich seit 1808 durch württembergische Einwanderer, die durch russische Werbungen herbeigelockt worden waren. Sie griffen nach Taurien und in die Krim aus. Noch weiter vom alten Mutterland entfernten sich die 1817 aufgebrochenen Schwaben, die nach Tiflis zogen, am weitesten, in das Amurgebiet, drangen deutsche Mennoniten vor, wie denn überhaupt die religiöse Gemeinschaft ein außerordentlich verbindendes, ja die Kolonisten in der fremdartigen Umgebung in ihrer Eigenart behütendes Element war. All diese deutschen Gruppen müssen, von den nach Deutschland Umgesiedelten abgesehen, als vernichtet betrachtet werden.

*

Neben dem Ordensland und dem polnisch gewordenen Preußen waren die Sudetenländer zu Beginn des 16. Jahrhunderts die zweite offene Wunde am deutschen Volkskörper im Osten. Auch nach dem Ende der Hussitenkriege hatte sich bei den Tschechen

die nationalistische Erregung nicht gelegt. Die böhmischen Stände wollten die Deutschen nicht mehr aufkommen lassen. Mit geradezu modern wirkender Entschlossenheit erließ man Sprachengesetze. In der Landesordnung, die unter dem böhmischen König polnischen Geblütes Wladislaw im Jahre 1500 beschlossen wurde, war das Tschechische als in Böhmen herrschend erklärt. Bereits 1486 hatten Landtagsbeschlüsse das Lateinische und das Deutsche als Sprachen der Landtafel fast völlig verdrängt. Das gleiche wurde 1480 für Mähren Gesetz und in das Tobitschauer Rechtsbuch aufgenommen. Nur die Tschechen, nicht auch die Deutschen, seien im Lande berechtigt, lehrte der Jurist Cornelius von Wschehrd; die Deutschen dürften als Ausländer nicht geduldet werden. Ähnliche Beschlüsse erfolgten 1530, 1549, 1565.

Schon diese vom tschechischen Adel erzwungenen Sprachengesetze lassen erkennen, daß sich das Deutschtum nach dem Elend der Hussitenkriege wieder erholt hat. Zu gesund saßen seine Bauern in den Waldhufendörfern der von ihnen erschlossenen Landesgebiete, zu unentbehrlich war der deutsche Handwerker, wo es ein spezielles Können galt, zu machtvoll drang trotz aller Niederbeugung die deutsche Sprache wieder vor. Tatsächlich griff in diesen doch ungünstigen Zeiten die deutsche Siedlung unaufhaltsam um sich.

Wohl verloren die Deutschen, was nie mehr gutgemacht werden konnte, ihre zahlreichen Volksbesitztümer im Inneren Böhmens, die das Land durchsetzt hatten. Nie mehr wurden hier die Städte deutsch. In Westböhmen aber drang das deutsche Volkstum weiter nach Osten vor, seit 1500 etwa im Bezirk Plan oder in dem von Bischofteinitz. „Deutsche Adelige (z. B. die bayrischen Laminger von Albenreuth, das vogtländische Geschlecht der Wiederspenger u. a.) erwerben Güter und Herrschaften und legen Dörfer an, in die sie deutsche Bauern rufen; die neu errichteten Glashütten werden von deutschen Hüttenwerksmeistern betrieben, auch die Glasarbeiter sind in ihrer Mehrzahl Deutsche, und mit ihnen kommen deutsche Handwerker und Kaufleute ins Land.“

Vergebens wehrten sich die tschechischen Adeligen und die tschechischen Städte mancherorts gegen das Einströmen der Deutschen. Der Rat von Pilsen beschloß 1500, der von Taus 1607,

keine Deutschen mehr aufzunehmen. Dennoch waren sogar die Zünfte von Prag bald wieder „ganz oder teilweise deutsch“.

Luther hatte unter Betonung des tiefreligiösen Charakters der Lehre von Hus dessen Predigten zum Druck gebracht. Deutsche und Tschechen fanden sich in gemeinsamer Hinneigung zur Reformation wie niemals vorher oder nachher in den beiden national zerklüfteten Ländern. Tschechische Adelige riefen deutsche Prediger herbei, an manchen Stellen folgte ihnen das Deutschtum nach.

Sehr gewichtig jedoch wurde für die weitere Stärkung des deutschen Elementes der 1471 entdeckte Silberreichtum im Erzgebirge. Bis zur Höhe von 1000 Metern entstanden deutsche Bergmannssiedlungen; die große Silberstadt Joachimsthal, nach welcher der Taler benannt wurde, erwuchs seit 1516, Gottesgab, Weipert, Sebastiansberg entstanden, ältere Siedlungen wurden aufgefüllt. Neue Waldlichtungen waren nötig geworden, Kohlenbrennereien, Hammerwerke, Glasbläsereien. Überall Deutsche.

Die Flurnamenforschung ermöglicht uns, die deutsche Besiedlung vor Beginn der Hussitenkriege von der späteren deutlich zu scheiden. „Als während des 16. Jahrhunderts“, schreibt Ernst Schwarz, „die bisher gestaute deutsche Volkskraft weiter gegen das Landesinnere wirken konnte, wurden deutsche Namen neu gegeben und tschechische übernommen bzw. übersetzt. Sie treten jetzt in einer Anzahl von 10–20 v. H. auf und erreichen nur in manchen Sprachgrenzorten der jungen Zeit (nicht der alten) 40 bis 50 v. H.“ Insgesamt sind nach seinen Feststellungen von den etwa 280 000 Flurnamen des deutschen Sprachgebiets in Böhmen und Mähren nur etwa 13 000 tschechische gewesen, ein Beweis für den geschlossenen Charakter der deutschen Siedlung.

Nach dem Sieg über die böhmischen Rebellen, unter denen sich infolge des Glaubenscharakters der Erhebungen auch Deutsche befanden, nahm der Kaiser dem Luthertum die Glaubensfreiheit. 75 000 böhmische „Exulanten“, überwiegend Deutsche, mußten das Land verlassen, eine arge Schwächung der deutschen Kraft. Aber auch der tschechische Adel, soweit er protestantisch war, hatte das Schicksal der Austreibung erlitten. Durchgreifende Konfiskationen veränderten das Bild, zumal auch nach der Ächtung und Ermordung Wallensteins 1634 Konfiskationen erfolgten.

Nach der Schätzung von Pekarsch entwickelten sich die Besitzverhältnisse so, daß 1772 alte tschedische Geschlechter etwa 36 bis 37% Böhmens in Besitz hatten, 27% die nach den beiden Konfiskationen neu ins Land gekommenen, 31% jedoch Geschlechter, die sich zwischen 1648 und 1750 neu niedergelassen hatten.

Die Neugeschlechter in Böhmen waren verschiedenster Herkunft. Sehr viele Spanier und Italiener befanden sich darunter. Obwohl sie sich alle des Deutschen als der Bildungssprache bedienten, bald auch eingedeutscht waren, konnte man sie nicht unbedingt ein national sicheres Element nennen. Eine spätere Zeit sollte dies beweisen.

Zunächst aber vollzog sich mit stiller, unaufhaltsamer Kraft die Eindeutschung der im Lande verbliebenen tschedischen Adelsgeschlechter. Sie hatte, wie das Beispiel Wallensteins beweist, schon früher eingesetzt. Seit die Katastrophe vom Weißen Berge die tschedischen Träume, den König nach eigenem Belieben einzusetzen, hatte verflüchtigen lassen, wirkte der Wiener Magnet mit Kaisergunst, einflußreichen Ehen und Reichsfürstenwürden doppelt stark. Wallenstein gehört durchaus zur deutschen Geschichte, und sein Staatsdenken betraf Deutschland, auch wenn den Schwerkranken und Verbitterten zum Schluß der Wahntraum einer böhmischen Krone für sein Haupt beirrte und so sehr auch nach seiner Verfeindung mit dem Kaiser tschedische Adelige in seiner Umgebung mächtig wurden wie die Terzkys und Kinskys. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden auch die Kinskys von der Welle der Eindeutschung erfaßt, die Kaunitze gingen ihnen voraus. Im 18. und 19. Jahrhundert trug der böhmische Hochadel ein deutsches Gesicht, wenn es auch nicht immer ganz echt war. Die Krisen und Versuchungen sollten allerdings erst kommen.

War in der „Vernewerten Landesordnung“ von 1627 für Böhmen und 1628 für Mähren die ganze Summe der von der Dynastie nunmehr den Ständen abgerungenen Machtbefugnisse festgelegt, so enthielt diese auch die Verfügung der Gleichberechtigung beider Völker, der Tschechen und der Deutschen, da das Königreich von mehreren Völkern „bewohnt“ sei. Damit indes waren die Hindernisse für das Umsichgreifen der deutschen

Sprache als der stärkeren aus dem Wege geräumt. Für sie sprach die Zweckmäßigkeit, da das Herrscherhaus deutsch war, da Wien die Zentrale war, da aber auch Prag wieder ein deutsches Gesicht bekam und Brünn, die Hauptstadt Mährens, eine urdeutsche Stadt war. Für das Deutsche sprach der universale Geist der Zeit, günstiger seinem universalen Charakter als dem provinziellen des Tschechischen. Für Deutsch sprach jedoch auch die Tendenz der Zeit, die auf den Absolutismus und damit auf einen gewissen Zentralismus hinwies. Je mehr sich das Deutsche ausbreitete, um so mehr verfiel das Tschechische, büßte also von sich aus die Eignung ein, Verwaltungssprache zu sein.

So begannen sich die Dinge in den Sudetenländern dahin zu entwickeln, daß die Sprache der Gebildeten und des Mittelstandes überall die deutsche wurde, daß sich außer den Bauern nur die niedrigen Schichten des Tschechischen bedienten. Es war die Meinung der Aufklärungszeit, daß das Tschechische nicht viel mehr als eine Mundart wie das Lausitzische darstelle; die Zeit müsse über sie hinweggehen. Die ganze Richtung förderte ebenso wie der Absolutismus eine Vereinheitlichung, und Maria Theresia wie auch ihr Sohn Joseph II. strebten sie im deutschen Zeichen an. Alle diese Tendenzen und Bemühungen indes änderten nichts an der Tatsache, daß es den Tschechen Böhmens vergönnt war, fast ohne deutsche Einsprengungen zu leben. Niemals konnten die Deutschen das nur 30 Kilometer von ihrem Bauernsprachgebiet entfernte Prag mit ihren Siedlungen berühren, nie wieder wurden Kuttenberg, Neuenburg, Köllen, Germer deutsch oder erhielten eine bedeutendere deutsche Minorität. Aus der bäuerlichen Tiefe, die zugleich der Herd der Volkskraft war, konnte das Tschechentum in günstigerer Zeit wieder erstehen.

*

Über dem Osten der österreichischen Länder tobte sich von 1469 bis 1683 immer wieder der Türkensrecken aus, wenn auch das durch etliche Festungen geschützte habsburgische Ungarn einen gewissen Wellenbrecher bildete. Weit wirksamer jedoch wurde die im äußersten Südosten erstandene Militärgrenze. Bauern vorwiegend südslawischer Herkunft waren hier mit der Verpflichtung der ständigen Wehrbereitschaft angesiedelt. An

diesen ständig Schlagfertigen mußten sich die nahezu ununterbrochenen türkischen Grenzübergriffe und Überfälle schließlich stumpf fechten. Es war eine Wirkung des vorstehend gezeichneten Absolutismus, hier der jungen österreichischen Armee, daß von dieser Militärgrenze auf die Dauer eine eindeutschende Wirkung ausging. Viele südslawische Offiziere kamen von hier und nahmen schließlich das Deutsche, ihre Dienstsprache, als Muttersprache an.

Als mit der weltgeschichtlichen Wende der Schlacht auf dem Kahlenberge, da eben noch türkische Raubscharen Niederösterreich heimgesucht hatten und Wien fast zwei Monate lang in unermüdlichen Kämpfen belagert worden war, die Kaiserlichen die Initiative an sich rissen, waren die Erbländer von diesem Feinde befreit. Nicht zivilisierter jedoch als die Tataren und Türken betrugten sich hier auf ihren Einfällen die rebellischen Madjaren des Franz Rákoczy (1676—1735), bis der Friede von Sathmar (1711) auch diese Wirren beendete. Entstandenes Ödland im nördlichen Niederösterreich und im Burgenland jedoch mußte nun wegen des Mangels an deutschen Bauern mit Kroaten nachbesiedelt werden.

*

Prinz Eugen, dessen Drang nach Ehre und dessen Hingabe an ein Vaterland seit seiner Ankunft im kaiserlichen Heere 1683 nur mehr Österreich, dem Kaiser und durch ihn dem deutschen Volk galten, wurde, indem er einen neuen Strom deutscher Siedlung einleitete, zum großen Förderer des Südostdeutschtums. Er berief auf seine, ihm durch den Kaiser und durch den Kauf nach den großen Türkensiegen zuteil gewordenen ausgedehnten Güter in Ungarn Siedler aus dem Südwesten Deutschlands. Hier, wo zugleich mit den unzulänglichen Verhältnissen größter territoria-ler Zersplitterung die Bevölkerung von einer gewissen Unruhe und Heimatmüdigkeit ergriffen war, zündete der Werberuf, den auch ungarische Adelige, schließlich aber auch der kaiserliche Statthalter im Banat, Florismund Claudius Graf Mercy, ergehen ließen. Rheinfranken und Schwaben vorweg traten nun den Weg in das ferne Banat an, auch in Sathmar und in der Batschka erschienen deutsche Bauern. Siedler romanischer Herkunft waren

ebenfalls ins Banat gerufen worden, ohne sich indes auf der fieberhauchenden Erde auf die Dauer behaupten zu können. Den größten Teil der Arbeit des Grafen Mercy vernichtete die grausige Überschwemmung des Banats durch die Türken 1738. In der Frühzeit Maria Theresias entwickelte sich dann eine Siedlungstätigkeit durch die ungarische Hofkammer im Banat und in der Batschka, daneben auch, und lange Jahrzehnte dauernd, eine private durch den ungarischen Adel, besonders im Westen des Königreiches. Überall galt es, das durch die Türkenkriege öd gewordene Land wieder zu erschließen.

Noch während des Siebenjährigen Krieges, angesichts der Frage: Wohin mit den überflüssig werdenden Menschenkräften des Heeres, durchaus jedoch vom Gedanken der Population, der Bevölkerung und damit Verwertung weiter öder Gebiete getragen, nahm die Wiener Zentralregierung auf besondere Initiative von Kaunitz, aber auch des Staatsrates Egid Freiherr von Borié die Besiedelung des Banats und der Batschka wieder in die Hand. Während gleichzeitig andere Mächte, Preußen durch seine Avertissements, Spanien durch den wirkungsvollen „Glückshafen“ des berühmten Agenten Thürriegel, die Seemächte und Rußland im geheimen und mit betrügerischen Vorspiegelungen arbeiteten, bediente sich Österreich, dem an sich die größten Wirkungsmöglichkeiten im Reiche offenstanden, anfangs nicht eines richtigen Ansiedlungspatents, sondern im wesentlichen nur einer Publikation in der „Wienerisch — teutsch — und französischen Zeitung“. Dennoch und obwohl andere Mächte mehr versprachen und zumindest einstweilen mehr für die Kolonisten aufwandten, strömten die Siedlungsbereiten, die ihre alte Heimat verließen, in Scharen herbei. Es waren keineswegs nur Schwaben, obwohl sie später insgesamt so genannt wurden. Sehr viele Rheinfranken, Luxemburger, letztere in alter Anhänglichkeit an das Reich und Habsburg, kamen. Die Siedler bestiegen in Ulm oder Regensburg bereitgestellte Schiffe oder auch auf eigene Rechnung die sogenannten Schwabenzillen, die sie dann in Wien als Holz verkauften. Von Wien aus setzte der staatliche Donautransport ein. Die Bewegung begann in größerem Stil 1763 mit der Reise von 432 Familien, sie steigerte sich bis 1766 auf 2096 und erreichte nach einem Absinken in den dazwischenliegenden Jahren 1770 mit

3276 Familien den Höhepunkt. 1776 war sie abgeflaut, nicht wegen Mangels an Siedlern, sondern weil die hemmenden Elemente in der österreichischen Staatsverwaltung, die sich ja während der Regierung Maria Theresias und ebenso des Kaisers Joseph so oft geltend machten, das Werk zu Fall brachten.

Joseph griff die Ansiedlung noch einmal auf. Er erließ 1781 ein Ansiedlungspatent und nahm 400 Gulden Ansiedlungskosten für einen Hausvater auf den Staat. Auch dieser erneute Zustrom kam 1786 zum Erliegen. Schon ein Jahr darauf begannen den Kaiser die russisch-türkischen Sorgen zu bedrängen, aus denen 1788 Österreichs Krieg gegen die Pforte erwuchs. Mit der Ansiedlung war es vorbei. Nur die Siedler selbst griffen durch Landerwerb für ihre Kinder noch einige Zeit weiter um sich. Die Ansiedlung erfolgte in riesigen Schachbrettdörfern, die eine starke Dorfgemeinschaft möglich machten. Unter schweren Rückschlägen gruben sich die Kolonisten buchstäblich in den Boden ein, dem sie ein neues, fruchtbares Gesicht verliehen. Siedelten neben ihnen auch Serben und Madjaren, die deutsche Siedlung war alsbald durch ihre Sauberkeit, ihren Reichtum und ihre Ordnung zu erkennen. Leider ging damit nicht, wie in der spätmittelalterlichen Siedlung, eine Stadtsiedlung einher. Gewiß erschienen nun, besonders da das Banat geraume Zeit seine eigene, nur der Kaiserin unterstehende Regierung hatte, eine kluge Maßnahme, an der die späteren Herrscher leider rütteln ließen, deutsche Beamte, deutsche Kaufleute und deutsche Intelligenz in Temeschwar, dem Temeschburg der Deutschen. Dieses Element aber war nicht aus dem umliegenden Land herausgewachsen. Es lag viel Flutendes in ihm, wie sich aus der so stark vertretenen beamtlichen und militärischen Komponente ergibt. Sosehr auch Temeschburg fast wie ein Klein-Wien behagliche städtische Lebensweise entfaltete, seine Wurzeln gingen nicht tief genug in das Erdreich, während das schwäbische Bauerntum ringsum wieder seine Wipfel nicht über die Dörfer hinaus treiben konnte. Ihm fehlte es an der Möglichkeit bodenständiger Bildung, der Stadt am unerschütterlichen Verankertsein inmitten eines Gewoges von bäuerlichem Leben. Das sollte sich allerdings erst später unheilvoll auswirken. Eine richtige Vormauer wäre für das Banat ein österreichisches Belgrad gewesen, wie es Prinz Eugen 1717 einrichten wollte, wobei er nur

Deutsche in die eigentliche Festung nahm. Aber 1739 bereits ging das mächtig bewehrte Belgrad wieder an die Türken verloren.

Während sich über das flache ungarische Land ein wahrer Frühling deutschen Lebens breitete, ergab sich für alle Städtewesen der Deutschen im Königreich nicht das gleiche günstige Bild. Religiöse Motive, jedoch auch Veränderungen der wirtschaftlichen Verhältnisse spielten hier eine Rolle.

Die Habsburger wurden die Vorkämpfer des Katholizismus. Die deutschen Städte in Ungarn hingegen wandten sich, wie es auch der überwiegende Teil der Bevölkerung in den Erblanden tat, der evangelischen Lehre zu. Erhoben schon die alpenländischen Stände lutherischen Bekenntnisses in Furcht vor religiöser Bedrückung durch den Landesherrn ihren Blick über die Grenze, sahen sie sogar einmal in der Pforte eine Art Beschützer gegen Habsburg, so fühlten sich die deutschen Städte Oberungarns, die der Hort der neuen Lehre waren, erst recht mit dem evangelischen madjarischen Adel interessengleich. Immer mehr Wegstücke gingen sie unter dem wachsenden Druck Wiens mit diesem zusammen. Da aber die zu gewissen Zeiten von Wien aus mit Härte betriebene Gegenreformation mit dem Zentralismus zusammenfiel, der deutsch war, so wurde der Widerstand der deutschen Städte um ihres Glaubens willen immer mehr auch ein Widerstand, der sie gegen ihr eigenstes Interesse, gegen ihren deutschen König, gegen das deutsche Wien aufbrachte. Dies bereitete ihrer, man möchte sagen, inneren Madjarisierung die Wege. Alle diese Städte standen ja, von den stärkeren und wurzelfesteren Siedlungen der Zips abgesehen, in der Isoliertheit ihrer Sprachinsel in einer ausgesetzten Lage, und alle hatten sie ihre beste Zeit hinter sich. Türkenbedrohung, Unsicherheit, die überall herrschte, Absperrung der alten Fernhandelswege zur Küste des Schwarzen Meeres durch das Osmanische Reich, all dies brachte auch einen wirtschaftlichen Niedergang mit sich. Gegen das Preßburger Deutschtum gewann allmählich auf dem Lande das Slowakentum, in der Stadt das Madjarentum Boden, zumal Preßburg als die alte ungarische Krönungstadt für das Land hohe Bedeutung hatte. Jedoch noch 1880 zählte man hier 65,5% Deutsche. Die deutsche Sprachinsel Deutsch-Proben wurde durch das Erlöschen des Bergbaus Ende des 16. Jahrhunderts verelendet, „es

konnte sich seither nur um einen unvorstellbar harten Kampf um das bloße Leben handeln“. Sie wahrte indes mit erstaunlicher Kraft ihr nationales Eigenleben, das infolge ihrer völligen Abgeschlossenheit einen sehr altertümlichen deutschen Charakter trug und Uraltes mit unerhörter Zähigkeit behauptete. Kremnitz, einst Hauptort der Goldgewinnung und ein Bollwerk des Deutschtums, litt besonders unter der Gegenreformation. Die Slowaken wurden die Erben einstigen deutschen Besitzes. Die Deutschen wurden im 19. Jahrhundert größtenteils slowakisiert. Auch Schemnitz erlag demselben Schicksal, obzwar es seit 1735 eine „Berg- und Hüttenbauhochschule“ mit deutscher Unterrichtssprache (bis 1867) besaß. In dichter Siedlung lebten die Deutschen der Mittelslowakei abgeschlossen und in treu bewahrten altdeutschen Lebensformen. Die Zipser Deutschen, noch im 16. Jahrhundert blühend in Handel und Bergbau, reich an künstlerischen Interessen und von lebendigem deutschem Geist erfüllt, wurden 1397 durch die Verpfändung von 13 Gemeinden an Polen zerrissen. Langsam versiegte nun der Bergbau, diese Domäne deutschen Könnens, und der Handel schrumpfte, auch der Handel mit Polen, umso mehr als auch dieses seit dem 17. Jahrhundert im Niedergang war. Die Kraft dieser Sprachinseln begann zu erlahmen, und — um hier wieder in das 19. Jahrhundert vorzugreifen — es setzte ein Abbröckeln ein: Auswanderung, Abwanderung. Bis etwa 1820 blieb das deutsche Leben noch unerschüttert, dann aber beginnt stärker und stärker werdend eine innerliche Madjarisierung, die zuletzt Veröffentlichungen in deutscher Sprache verstummen läßt. Die Begabungen wandern in den ungarischen Staatsdienst ab und werden madjarisiert. Die Sprachinseln selber erleiden durch Slowakisierungen allenthalben Schrumpfungen. Ganze Gemeinden sind so verlorengegangen.

Noch fehlt die zusammenfassende Geschichte des ungarischen deutschen Städtewesens, seines Erblühens, seiner Leistungen und seines schließlichen Erliegens und Erlöschens dort, wo das Deutschtum am Ende seiner Kraft angelangt war. Schon im 16. Jahrhundert ging deutscher Volksboden da und dort verloren. So erlosch die Deutschtumsgruppe von Liptau im oberen Waagtal, wo 1263 der Ort Deutsch Lipsch mit Freiheiten, 1330 mit dem Stadtrecht von Karpfen, Rosenberg 1339, die Bergstadt Betz

(Gold und Silber) und das Städtchen Geib entstanden waren, im 17. und (Rosenberg) im 18. Jahrhundert. Es fehlte diesen Städtchen der gesunde deutsche Zustrom. In dem Augenblick, da die Slowaken neben den deutschen Erbbürgern die Gleichberechtigung erlangten, begann ihr Eindringen in den Rat, den sie dann eroberten, worauf das Sterben der isolierten deutschen Gruppe, ihre „Umvolkung“ begann.

*

Wiederum unterscheidet sich gegenüber dem Los der Deutschen in Ungarn durchaus das der Siebenbürger Sachsen. Diese vermochten selbst unter den schwierigsten Zeitläuften, gestützt auf ihre Privilegien und die Wehrkraft ihrer Städte und von Kirchenburgen beschirmten Dörfer, vor allem aber getragen von einem einzigartigen unerschütterlichen nationalen Bewußtsein, auszuhalten.

Es wurde Siebenbürgens Schicksal, daß sich hier das gegenhabsburgische Königtum des Zapolya (1526–1540) einzunisten verstand und daß auch nach seinem endlich unvermeidlich gewordenen Untergang sich in dem Bergland ein selbständiges Fürstentum behauptete, das zwischen Kaiser und Padischah eine zwielichtige Haltung und schaukelnde Neutralität innehielt.

Die Sachsen besaßen seit der Zeit des Königs Matthias (1458 bis 1490) ihre von der Krone anerkannte „Nationsuniversität“, die der von ihnen gewählte Graf von Hermannstadt als „Sachsengraf“ (comes Saxonum) leitete. Sie standen gut bewaffnet in ihren überall befestigten Plätzen, verfügten über selbstgegossenes Geschütz und Gewehre. Schon vor der blutigen Schlacht bei Mohacs (1526); hatte der neue Glaube nach Siebenbürgen hinübergegriffen; 1533 kehrte Johannes Honterus in seine Heimatstadt Kronstadt zurück, ein mannigfach erprobter Gelehrter von humanistischem Gepräge, der sich dem Luthertum ergeben hatte. Es glückte ihm 1542, Kronstadt für die neue Lehre zu gewinnen, das Burgenland schloß sich an. Mit einem seltenen Gefühl für die bei der völligen Isolierung des Sachsentums gegebenen Notwendigkeiten, bei ihm unbedingt Einigkeit zu erhalten, schloß sich die Nationsuniversität unter Erlaß einer amtlichen lutherischen Kirchenordnung dem Vorgehen Kronstadts an. Diese bezog auch diejenigen Sachsen ein, die außerhalb des Nations-

gebietes adeligen Herren untertan geworden waren. So war das Land vor dem Verhängnis innerer Religionskämpfe behütet. Welcher Gewinn inmitten einer in Unsicherheit oder gar Krieg aufbrandenden Zeit! Dieser schnellen, rechtzeitigen Klärung der religiösen Verhältnisse folgte 1583 die fürstliche Bewilligung für das unter Leitung von Albert Hüt ausgearbeitete Eigenlandrecht der Deutschen Siebenbürgens, das auch eine Aufzeichnung des Bodenbesitzes enthielt. Das nationale Eigenleben der Sachsen war vollendet, war gesichert. Dies vollbrachte eine vom Mutterlande so weit entlegene Gruppe, die damals möglicherweise an die 80 000 Köpfe zählte.

Im Streit zwischen dem ersten Habsburgerkönig Ferdinand I. und seinem alsbald von Sultan Soliman, dem Sieger von Mohacs, gestützten Gegenkönig Johann Zapolya (1526–1540) schlossen sich die Sachsen bald an den Habsburger an. Markus Pempfflinger aus Regensburg, seit 1521 Sachsengraf, hielt zäh und opferfreudig gegen die Aufgebote der madjarischen Adeligen und der Szekler, auch gegen die Einfälle der moldauischen Fürsten, welche die entstandene Unruhe nützen wollten, aus und kämpfte bis zur Selbstentäußerung, unbedingt eine der Heldengestalten des deutschen Südostens, bis Siebenbürgen mit Zapolya Frieden schließen mußte, da ihm Ferdinand keine Hilfe leistete. Die Sachsen fühlten sich ungebeugt, zusammengeschmiedet durch die Not des überstandenen Kampfes, recht als „Pflanzorte des Deutschen Reiches in Siebenbürgen“, wie Valentin Wagner sie 1544 benannte.

1544 vollzog sich unter dem Sohn von Zapolya die Lösung Siebenbürgens von der ungarischen Krone. In der „Union“ von Thorenburg wurde die Gleichberechtigung und Selbstverwaltung der drei Stände (Madjaren, Szekler und Sachsen) festgelegt. Auf dem Landtag, der die gemeinsamen Angelegenheiten zu besorgen hatte, sollten Gesetze nur bei Einmütigkeit der drei stimmberechtigten Stände zustande kommen. Das Land war der türkischen Oberhoheit mit Jahreszahlungen untergeordnet, aber das Fürstentum blieb christlich; es entstand keine Moschee.

In all den Wirren, die sich aus dem ständigen Bemühen der Habsburger, Siebenbürgen zu gewinnen, erhoben, hielt das Sachsenland aus. Seine Städte waren sehr starke Bollwerke, Kronstadt hatte vierfache Mauern, zählte zweiundddreißig Türme und vier

Basteien. Kaiserliche Generäle, Castaldo zuerst und dann Basta, kamen ins Land und hausten nicht gut. Schließlich mußte Kaiser Rudolf II. nach ergebnislosem Kampf mit Stefan Bocskai (1604 bis 1606) auf Siebenbürgen Verzicht leisten.

Wie schwierig das Sichbehaupten der Siebenbürger Sachsen unter oft asiatisch anmutenden Verhältnissen war, zeigt sich bei den Ausschreitungen des Gabriel Bathory (1606–1613). Dieser bemächtigte sich mit List Hermannstadts und vertrieb die Bürger. Nur der mit dem Opfer seines Lebens bezahlte Heldenmut des Kronstädter Stadtrichters Michael Weiß rettete die von dem wohl geisteskranken Wüterich bedrohten Deutschen. Kaiser und Sultan wandten sich zuletzt gegen ihn, den schließlich seine Leibgarde ermordete. Gabriel Bethlen (1613–1629) war dann ein für das Land segensbringender Herrscher. Er gab den Sachsen Hermannstadt zurück, in welchem freilich nur noch 53 Hauswirte lebten. Bethlens Nachfolger Georg Rákoczy I. (1629–1648) war ein unerträglicher Regent. Unter seinem Sohne Georg Rákoczy II. (1648–1660) wurde das Land von einem gewaltigen Türkenheer überflutet. Die deutschen Städte hielten stand oder konnten sich von einer Belagerung loskaufen. Ungezählte Sachsen der Dörfer aber, die dem Angriff eines Heeres natürlich nicht gewachsen waren, wurden von den Türken auf Nimmerwiederkehr verschleppt. Tiefer und tiefer fraßen sich fortan die Wirren, Friedlosigkeit und Kriegsgreuel in den Kern der siebenbürgischen Kraft ein, nun auch der nach so vielen Leiden erlahmenden Sachsen. An die hundertfünfzig deutsche Dörfer waren vom Boden verschwunden, als dieser unselige Zeitraum zu Ende ging.

Zu Ende jedoch ging dieser Zeitraum der halben Neutralität, der Paschalaunen und Tyranneien auch christlicher Fürsten, als im Zuge der glorreichen Eroberung Ungarns durch die kaiserlichen Heere der Fürst Siebenbürgens, Michael Apaffy II. (1632 bis 1690), der noch 1683 mit dem siebenbürgischen Aufgebot als Gefolgsmann der Pforte vor Wien gezogen war, im Herbst 1687 die kaiserliche Oberhoheit anerkennen mußte. Garant für die Sicherheit seines Wortes war die Besetzung des Berglandes durch die kaiserlichen Truppen. Bald trat der Halborientale ganz ab, und der Kaiser war der tatsächliche Herr Siebenbürgens. Kronstadt, wo die Bürgerschaft sich gegen den Willen des Rates dem

Einmarsch der Truppen widersetzte, ging bei der Niederwerfung des Aufstandes in Flammen auf. Die vom Brand geschwärzte Pfarrkirche Kronstadts hieß fortan die Schwarze Kirche.

Der siegreiche Kaiser Leopold I. erkannte im Leopoldinischen Diplom die alten Rechte der Sachsen an. Siebenbürgen unterstand nun direkt dem Kaiser. Der Wert der Sachsen für das Land wurde erkannt, und auch der kaiserliche Befehlshaber Siebenbürgens, Carafa, nannte sie die Zierde und den Kern des Landes.

Man muß es, hier einen Augenblick verweilend, einen der folgenschwersten Fehler der Habsburger in ihrer ungarischen Politik nennen, daß sie den unerhörten Vorteil nicht begriffen, den ihnen die notwendig kaisertreuen und bei vernünftiger Behandlung durchaus loyalen Sachsen gegen den stets aufsässigen, stets auf Minderung der Kronrechte bedachten, namentlich aber dem sich bildenden österreichischen Gesamtstaat stets feindlich gesinnten madjarischen Adel bringen konnten. Auf der Selbständigkeit Siebenbürgens gegenüber Ungarn, die als eine süße Frucht aus den Bitternissen der Türkenzeit erwachsen war, beruhte ein Gutteil der Sicherheit für habsburgische Herrschaft in Ungarn. Der sicherste Garant dieser Selbständigkeit, ihr einziger unbedingt zuverlässiger Garant waren die Sachsen.

Es galt also für den Kaiser, die Sachsen, die seiner Sprache waren, nach den Aderlässen und Unterhöhungen der letzten Menschenalter, den ununterbrochenen Zerstörungen und Ausplünderungen wieder zu Kräften zu bringen. Wenn irgendein Bevölkerungsteil östlich der Leitha, so mußten die Siebenbürger Sachsen, dieser Vorposten des Abendlandes, besondere Förderung durch die Krone erfahren. Geschah dies wirklich?

Die feudal-absolutistische Abneigung oder doch Fremdheit gegenüber dem bürgerlichen und selbstbewußten Wesen der Sachsen trennte den Kaiserhof von diesen, deren evangelisches Bekenntnis man als peinlich empfand. So unzuverlässig der madjarische Hofadel auch zumeist war, so wußte er doch, höfisch und bis zur Verschwendung prachtliebend, sich dem Kaiser in Wien näher zu halten als die fernen Bürger des Königsbodens, der Bistritz und des Burzenlandes. Damals fiel dem Haß des madjarischen Adels, den er wenigstens zu einer teilweisen Besteuerung für die Landesbedürfnisse heranzuziehen vermochte, ohne Wis-

sen des Kaiserhofes der Sachsengraf und wärmste Anwalt seines Landes wie auch des Anschlusses an Österreich, Sachs von Harteneck, zum Opfer (1703). Wie unbekümmert zu dieser Zeit kaiserliche Generäle nichtdeutscher Herkunft vorgingen, beweist der Umstand, daß Rabutin, Höchstkommandierender in Siebenbürgen, das Verfahren unterstützte, ohne beim Hof anzufragen.

Die in der Türkenzeit verschwundenen Dörfer wurden nicht mehr aufgebaut. Dieser Verlust an Volksraum konnte nicht mehr ausgeglichen werden. In späterer Zeit rächte sich, daß man wallachische (rumänische) Knechte und Hirten statt mit Geld mit Landstücken ablohnnte, was zum Einnisten rumänischer Siedlung im Sachsenland führte. Man erkannte diese Gefahr nicht, da man sich im Besitz der uralten Privilegien sicher fühlte. Auch die Rumänen, die sich in den Vorstädten der Sachsenstädte aufhielten, empfand man nicht als ein Problem, da es sich um ein nach den Landesgesetzen bloß geduldetes, jederzeit ausweisbares Element handelte. Dies änderte sich erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts, und da waren diese Rumänen nun einfach da. Klausenburg, das im 16. Jahrhundert noch überwiegend sächsisch war, wurde in wachsendem Maße madjarisch überfremdet. Der Deutsche verlor hier das Selbstbewußtsein, das ihn sonst in Siebenbürgen kennzeichnete. Die Familiensprache der Vorstädte war 1798 madjarisch, und in einem Bericht heißt es: „Von den Sachsen ist die geringere Klasse, und diese ist immer die zahlreichere, so beschaffen, daß sie zu Hause mit Weib und Kindern ungarisch spricht und ihre Familien das Sächsische oder Deutsche nicht nur vergessen, sondern viele auch gar nicht lernen.“ Doch behauptete sich bis 1856 die deutsche Kirchensprache, bis auch hier das Madjarische eindrang und schließlich bis 1918 das Deutsche fast völlig verdrängt war.

In ihrer Abgeschiedenheit empfingen die Siebenbürger Sachsen dennoch Blutauffrischungen. Bemühte sich das katholische Wien, mit schikanösen Maßnahmen katholische Minderheiten in den Sachsenorten hochzubringen, so wurden andererseits evangelische Bevölkerungsgruppen, deren Auswanderung ins Ausland man vermeiden wollte, zwangsweise nach Siebenbürgen gebracht. Eine solche Transmigration wurde 1734 unter Kaiser Karl VI. durchgeführt und betraf 700 Oberösterreicher und 250 Kärntner. Diese

ersten „Landler“ (so nannten die Siebenbürger die aus dem „Landl“ Oberösterreich Kommenden) fanden freundliche Aufnahme und lebten sich gut ein, wegen ihrer rationelleren Viehzucht ein Vorbild für die Sachsen. Umfangreicher und schikanöser — Wegnahme der jüngeren Kinder, Geldstrafe für Besitz einer Lutherbibel — waren die Transmigrationen der thesesianischen Zeit. In 14 Transporten wurden hier 2724 Personen nach Siebenbürgen gebracht. Von Österreich schlecht behandelt, von den Sachsen hochmütig aufgenommen, führten diese Armen, ehe sie einzuwurzeln vermochten, ein bitteres Dasein. Von 309 oberösterreichischen Familien waren 1774 106 völlig ausgestorben. Unter den Sachsen erkannten nur wenige weitsichtige Männer, wie Samuel von Brukenthal, die volkspolitische Bedeutung der Verpflanzung. Freilich gingen den Sachsen später die Augen auf, und so hatte für sie das Leiden der „Landler“ doch eine günstige Wirkung. Ein wahres Fieber der Auswanderung nach Siebenbürgen (besonders nach Mühlbach) ergriff die Durlacher, wo 1749 die Auswanderung verboten werden mußte. Südwestdeutschland war ja bevölkerungspolitisch im Abgleiten: Unruhe, Auswanderungsbereitschaft, Heimatmüdigkeit. Nach Siebenbürgen aber wurden, auch wieder unter Teilnahme Brukenthals, preußische Kriegsgefangene aus dem Siebenjährigen Krieg gebracht, die man gern aufnahm und von denen ein Teil bodenständig wurde.

Die „Landler“ hielten in ihren Dörfern (Großpold und anderen) treu am heimischen Wesen fest. Ihre Orte waren kinderreicher als die doch vielfach altgewordenen der Sachsen.

Samuel von Brukenthal, den Maria Theresia in die Siebenbürgische Hofkanzlei berief, wurde ein Wohltäter für seinen Sachsenstamm, eine seiner großartigsten Gestalten, eine der geschichtlichen Gestalten des Ostens überhaupt. Er überzeugte die Kaiserin von der Bedeutung der Sachsen und von deren Recht, das der madjarische Adel schon seit langem in Wien zu Fall zu bringen versuchte. Brukenthal wurde später Gouverneur Siebenbürgens, wohl der beste, den das Land je besessen hat. Der hochgebildete Mann, eifriger Sammler und Mäzen, war zugleich ein Staatsmann von Festigkeit und Weitsicht. Als er 1803 starb, vermachte er seinen Palast mit den kostbaren, im Südosten einzig dastehenden Sammlungen der Nationsuniversität.

Konnte Brukenthal unter Maria Theresia wahrhaft segensvoll wirken, so war dies nicht lange unter Joseph II. möglich. Der vorwärtsdrängende Monarch wollte die gesamte Monarchie e i n e m zentralistischen Willen unterwerfen. Ohne Rücksicht auf geschichtliche Überlieferung und die besonderen Verhältnisse der einzelnen Gebiete! Die deutsche Sprache sollte die alleinige Verwaltungs- und Gerichtssprache werden, damit der Staat den Segen einer einheitlichen Sprache genieße. Andererseits aber zerschlug Joseph den Sachsenboden und beseitigte die Selbstverwaltung der Sachsen. So schwächte er die stärkste deutsche Kraft, die es im Karpatenraum gab, just auf einem Boden, wo der Kaiser allenthalben mit dem zähen Widerstreben der Madjaren zu rechnen hatte. Obwohl Joseph persönlich von Liebe für die deutsche Sprache erfüllt war, ging es bei seinen Reformen doch nicht viel anders vor sich als bei denen der Ära Bach (1849–1859). Man germanisierte ohne die Deutschen, das heißt, man bediente sich der deutschen Sprache als eines Staatsmittels, ohne daß dies dem Deutschtum an sich zugute kam. Es erweckte diesem vielmehr die Gegnerschaft der übrigen Völker. Festigung des deutschen Siedlungsraumes und Selbstverwaltung der Deutschen, so hätte auch im Karpatenraum das allein heilsame Rezept lauten müssen. Die Deutschen wären dadurch gegen die Gefahr der Aufsaugung immun geworden, jeder Splitter wichtig für den Zusammenhalt des Ganzen. Man hätte, was 1780 mit weiten Teilen Westungarns bis hinauf zur großen Donauinsel Schütt möglich gewesen wäre, was auch noch 1850, wenn auch schon in geringerem Maße, ging, das deutsche Siedlungsgebiet zu selbständigen Kronländern zusammenschließen sollen. Dies zu begreifen war dem Aufklärungsdenken selbst eines Joseph, der doch zum Unterschied von den bisherigen Staatslenkern sein ganzes Land aus eigener, unerhört fleißiger Schau kannte, versagt. Er sah nur den mechanischen Staat und dessen Notwendigkeiten vor sich. Brukenthal brachte Bedenken gegen Josephs siebenbürgische Maßnahmen vor. Er mußte zurücktreten. Auch als Joseph auf dem Totenbett seine Reformen widerrief, kehrte der Sachse nicht mehr in sein Amt zurück. Jedoch die Regierung des hochherzigen, aber unglücklichen Monarchen hatte für die Sachsen auch einen Segen gebracht. Sein Toleranzpatent räumte mit den bisher geübten religiösen Schikanen auf.

In einem raschen Blick auf die beiden Siebenbürgen umschließenden rumänischen Randlandschaften der Walachei und der Moldau ist festzustellen, daß dort das im Mittelalter kraftvoll entwickelte Deutschtum erlosch. In der Moldau bewirkten Sturz und Tod des deutschfreundlichen Despoten Heraklides (1563), der in Deutschland, besonders in Wittenberg ausgebildet worden war und an dessen Hof der deutsche Humanist Sommer weilte, schweren Schaden für die Deutschen, die ihm angehangen hatten. Die deutschen Moldaustädte Kotnar (wo Heraklides eine Akademie gründen wollte) und Moldenmarkt erlagen unter gleichzeitigem Absinken zu Dörfern allmählich der im 17. Jahrhundert dann vollendeten Umvolkung, der auch das Deutschtum in Sereth und Sutschawa erlegen war.

*

Die erste Teilung Polens brachte für Österreich den Besitz von Galizien und Lodomerien. Das alte bodenständige Deutschtum war hier schon lange tot. Durch Österreich erhielt das ausgedehnte Land nunmehr deutsche Verwaltungsbehörden, während die Gerichtssprache nur zeitweise (unter Joseph II. seit 1785) und später noch in bestimmten Bereichen deutsch wurde, sonst aber lateinisch war. Der höhere Unterricht war deutsch und lateinisch. In den oberen Gesellschaftsschichten der Städte, wo noch da und dort deutsche Bürger lebten, wurde viel deutsch gesprochen. Joseph rief Kolonisten in das neuerworbene Land (Ansiedlungspatent vom 17. November 1781). Vorher hatte man nur deutsche Bürger, Kaufleute und Handwerker gerufen. Nun erschienen bis 1785, als die Ansiedlung eingestellt wurde, 13 000 Deutsche aus dem Südwesten des Reiches, auch diese „Schwaben“ genannt. Sie wurden in Mustersiedlungen angesetzt, zwei Gruppen im polnischen Volksgebiet (um Sandez und im San-Weichsel-Dreieck) und die anderen zwischen Premissel und Lemberg. Tochttersiedlungen dieser Kolonie griffen seit 1810 in das Gebiet zwischen Dnjestr und den Karpaten aus; Adelige hatten sie dorthin gerufen. Vor der Mitte des 19. Jahrhunderts langte eine zweite, aus Egerländern und Böhmerwäldern gespeiste Gruppe ein, die, national widerstandsfähiger als die „Schwaben“, Wald-

siedlungen gründete, nochmals durch Rodungen im Urwald. Die Gruppe mehrte sich durch im Anschluß an das bearbeitete Gebiet entstandene Tochtersiedlungen.

In Galizien dominierte das polnische Element gegenüber dem ukrainischen, weil dieses keine eigene Oberschicht besaß. Die Polen wirkten allzustark auf die studierende Jugend ein. Hauptsächlich der ukrainische Teil Galiziens war bei Übernahme des Landes durch Österreich verwahrlost. Die Polen hatten alles auf Polonisierung angelegt, es gab kaum ukrainische Schulen. Joseph wollte die Ukrainer aus ihrem gedrückten Zustand befreien. An der von ihm 1784 gegründeten deutschen Universität Lemberg richtete er zahlreiche Vorlesungen in ukrainischer Sprache ein. Polnisch wurde nicht gelesen. Die Polen erreichten 1808 die Aufhebung dieser Vorlesungen.

1775 erwarb Österreich von der eingeschüchterten Pforte das Gebiet, das den vorspringenden Winkel zwischen Galizien und Ungarn abschnitt, Bukowina genannt. Diese kam als ein verödetes Land zu Österreich. Noch gab es hier Reste des einst aus Galizien und aus Ungarn-Siebenbürgen eingewanderten, vormals in Handel und Wandel blühenden Deutschtums. Nun kamen Scharen von deutschen Handwerkern, vor allem in die Städte Czernowitz, Radautz, Sereth, Sutschawa. Das Deutsche wurde die innere und überwiegend auch die äußere Dienstsprache. Obwohl die Deutschen, zum geringeren Teile auch Bauern und Bergleute, kein geschlossenes Siedlungsgebiet mehr besaßen, behaupteten sie bis 1918 die Schiedsrichterstellung im Lande zwischen Ukrainern und Rumänen.

Ganz am Rande sei noch des deutschen Siedlungswerkes im Chelmer und Lubliner Land gedacht, das in zwei Wellen 1831 und 1864–1885 erfolgte. Diese aus Kongreßpolen kommenden deutschen Siedler leisteten ein großes Kulturwerk, sie waren auch biologisch besonders kräftig. Ihre erstaunlich angewachsene Zahl wurde durch Hinmordungen im Ersten Weltkrieg auf 51 000 (1934) verringert. Das Wolhyniendeutschtum war ein außerordentlich gesundes, als Siedler Sümpfe und Wälder bezwingendes Deutschtum. Mit Erstaunen trafen die deutschen und deutsch-österreichischen Soldaten im Ersten Weltkrieg während ihres Vormarsches 1915 auf ihre reinlichen, anheimelnden Dörfer.

WAS DER DEUTSCHE OSTRAUM GAB

Die Reformation und der Josephinismus

Auf dem Kolonialboden von Prag war mehr als hundert Jahre vor dem Auftreten Luthers die Predigt von Johannes Hus erwachsen. Wie eine Brandfackel stießen diese aufpeitschenden, von Glaubensfanatismus getragenen Worte aus der Enge der Bethlehemskapelle, die ein Deutscher für seine tschechischen Dienstleute gestiftet hatte, in das böhmisch-mährische Land und entfesselten nach dem Märtyrertod ihres Urhebers die Tragödie der Hussitenkriege. Nun, im Jahre 1517, erhob auf dem Neuboden von Wittenberg Martin Luther seine Stimme. Für ungleich weitere Räume, in größere Seelentiefen hinein, als der tschechische Nationalheld sie erfaßte, für die Geisteswelt und für die Kunst, für alle Bereiche des menschlichen Lebens wurde sie wirksam, ja schicksalsvoll, und sie gewann die Kraft, die Jahrhunderte zu durchhallen.

Die Reformation nahm vom deutschen Osten her ihren Anfang. Hier fand sie in den Kurfürsten von Sachsen ihre treuesten Stützen, hier ihre hartnäckigsten Vertreter. Der deutsche Osten blieb für sie Zentrale, und er war ihr Bollwerk, als es im Dreißigjährigen Krieg mit ihr bergab zu gehen schien. Menschen des deutschen Ostens, die mährischen Sektierer und die österreichischen Exulanten vorweg, haben das Hauptleid der Verfolgung getragen, die schließlich über die evangelische Bewegung in Mitteleuropa hereinbrandete. In Böhmen, das seit den Hussitenkriegen ein unheimlicher Boden war, entzündete sich 1618 der Dreißigjährige Krieg, und vor Prag wurden auch die letzten Schüsse in diesem unseligen Ringen gewechselt.

Martin Luther hat mit seiner Lehre die gesamte abendländische Welt auf das tiefste bewegt. Zwingli und Calvin, so eigenständig sich vornehmlich des letzteren Lehre entfaltete, wurden durch sein Beispiel, die von ihm ausgegangene Bewegung bestimmt, und die Entstehung der anglikanischen Kirche ist ohne den Anstoß, den sein Auftreten gab, undenkbar. Die nordischen Staaten voll-

ends wurden durch seine Lehre in der Tiefe erfaßt, wurden von ihr erobert. Aber nicht nur die beiden konstitutiven Völkergruppen des Abendlandes, die Germanen und die Romanen, fühlten die Wirkung der Reformation in den Grundfesten ihres Lebens; auch Teile der Westslawen erfuhren durch sie eine Schicksalsberührung. Eine Zeitlang schien die Reformation das gesamte Europa mit Ausnahme nur der östlichen, griechisch-gläubigen und der muselmanischen Welt an sich zu reißen. Noch die Gegenreformation, diese unerbittliche, zum Kampfe treibende Feindin der neuen Lehre, ist mit ihrem Ansporn, ihrer Ausrichtung und Neubeseelung der katholischen Kirche, allein schon im Namen, der Reformation verhaftet.

Für Deutschland im besonderen wurde die neue Lehre, die vom deutschen Osten herkam, eines der wenigen ganz großen Schicksale, die ein Volk auf seiner geschichtlichen Bahn erlebt. Sie wurde das folgenreichste und nach der Dauer ihrer Auswirkungen wohl das größte. Auf dem deutschen Boden trägt sie ein dreifaches Antlitz: ein religiöses, ein geistiges und ein politisches. Und sie schenkte, um vorerst das Allgemeingültige, Unverlierbare, Unbestreitbare von Luthers Tat zu nennen, unserem Volk seine Schriftsprache.

Als Luther seine Bibelübersetzung schuf, die sich mit der Schnelligkeit eines Feuerbrandes über Deutschland verbreitete, wählte er die Sprachform — und gab ihr die letzte Prägung —, wie sie von der kursächsischen Kanzlei geübt wurde. Dieses Meißner Deutsch aber war aus der kolonialen Gemeinsprache des deutschen Ostens erwachsen, wie sie uns auch schon in der Prager Kanzlei begegnet, wo sich die Kaiser aus dem Hause Luxemburg ihrer bedient hatten. In dreimaliger Schöpfung des deutschen Neubodens, in der letzten das Werk eines Sprachmeisters, ja Wortbezwingers, wie ihn unsere Geschichte vielleicht nur noch in Schiller aufweist, erhielt so die Nation ihr köstlichstes Besitztum, Quelle der Beglückung, des seelischen Ringens, von freudiger Gewißheit, jedoch auch von Leid und Anfechtung, uferlose Hilfe der schöpferischen Kraft. Als die Holländer und Flamen diese Hochsprache nicht übernahmen, lösten sie sich aus der größeren Gemeinschaft. Von der religiösen Begeisterung für die deutsche Bibel getragen, drang das Hochdeutsch ebenso ins Tal

der Mosel, ins Elsaß, in die Schweizer Berge, in die Tiroler Täler wie ins Innerste von Siebenbürgen oder Ostpreußen vor. Selbst die Balten übernahmen es schließlich. Es erfaßte sowohl die Teile des Gesamtvolkes, die nicht oder nur in Stücken die zweite Lautverschiebung mitgemacht hatten, wie die, von denen diese einst ausging oder die sich ihr ganz gefügt hatten. Das Verdienst der deutschen Schriftsprache um die Erhaltung der deutschen Gesamtnation ist unermesslich. Sie wirkte in guten wie in bösen Tagen und ist auch heute, in den bösesten, still am Werke, die vom Unglück Zerschlagenen zusammenzuhalten und ihnen vielleicht von sich aus ein neues Glück zu schenken. Sie ist e i n s für die Deutschen des ehemaligen Reiches, e i n s für die Deutschen Österreichs und e i n s selbst für die eigenwilligen Deutschen der Schweiz. Auf ihr ruht unsere Nationalliteratur, die allen Deutschen gehört, die den deutschen Namen über alle territoriale Zerrissenheit hinweg als eins und unteilbar immer neu in die Welt trägt.

Nicht das Gleiche, nicht die Allgemeingültigkeit und der allgemeine Segen für die Deutschen wurde zum Kennzeichen der religiösen Seite von Luthers Werk. Als der sächsische Mönch über sein erstes Anliegen hinausschritt, das der Abstellung von Mißständen gegolten hatte, als er, umjubelt von der zu einem größeren Aufbruch bereiten Nation, eine neue christliche Lehre gestaltete, wurde die Reformation zur Glaubensspaltung. Gewiß mochten Luther und die Seinen an eine solche Aufspaltung nicht gedacht haben. Im Bewußtsein, daß er die reine Christenlehre wiederherstelle, mochten dem Glaubensstifter der brausende Sturm deutscher Zustimmung zu seinem Vorgehen, die Wucht der Massen, die sich, nie vorhergesehen, zu seinen Predigten versammelten, Billigung, Duldung oder doch unsicheres Schwanken seitens der Fürsten und der Mangel an einer durchgreifenden kaiserlichen Autorität die Überzeugung vermitteln, er werde die deutsche Nation zu seiner Lehre, diesem unerhört lebendigen Protest gegen Rom, mitreißen. Härte, Gewissenszwang und das tiefe Gefühl religiöser Berufung, sein Wissen um die Dinge, an dem es nichts zu rütteln gab, ließen Luther weder in Worms, noch 1530 in Augsburg, wo er nicht mehr persönlich erschien, noch in der Zeit der von Karl V. herbeigeführten Religionsge-

sprache nachgeben oder erheblichere Zugeständnisse dulden, die der Erhaltung der Glaubenseinheit gedient hätten. Der neue Glaube aber verfestigte sich, er versteifte seine Satzungen und war alsbald bereit, sich selbst zu verteidigen, obwohl Luther den Widerstand gegen die Obrigkeit verwarf. Obrigkeit wurde jedoch für die Protestanten erst recht das deutsche Fürstentum, das sich durch die Annahme der neuen Lehre stärkte. Diese nämlich verwarf das Klosterwesen und gestattete damit den Fürsten die Einziehung des reichen Klostergrundbesitzes wie der reichen kirchlichen Stiftungen und Besitzungen überhaupt, soweit sie nicht in das Gefüge der neuen Kirche Eingang fanden. So stärkte sich die landesfürstliche Macht, die auch die oberste geistliche Würde in einem solchen neugläubigen Bereich an sich zog. Das derart durch Säkularisationen gesättigte Fürstentum saß fortan breiter und tiefer verankert, zu größeren Aufgaben berufen und darum widerstandsfähiger in seinen Landen. Andererseits nährten auch die katholischen Fürsten, die zum Schutze des alten Glaubens entschlossen waren, an der Kirchenspaltung ihre Macht, indem sie in ihren Territorien eine stärkere Autorität über die Papstkirche in Anspruch nahmen und als die unentbehrlichen Helfer auch zugebilligt bekamen, um diese zu schützen und von den Mißständen zu reinigen, die dem neuen Glauben das Tor hatten öffnen können. Insbesondere im deutschen Osten, der keine größeren und widerstandsfähigeren geistlichen Fürsten kannte, wuchsen so Macht und Wirkungsbereich der Landesherren, der evangelischen wie der katholischen.

Weil indes Luthers Lehre keineswegs die gesamte Nation zu erfassen vermochte, weil sich bald hinter beide Bekenntnisse schwertragende Schützer stellten, weil endlich die Reformation im katholischen Lager die fanatisch glaubensentschlossene Gegenreformation erweckte, so wurde die religiöse Bewegung, die wie ein Frühling begonnen hatte, hundert Jahre später zum Nessusgewand, unter dem Deutschland in Flammen aufging.

Untilgbar sind die Spuren des religiösen Protestantismus. Indem das Luthertum mit der katholischen Fülle von Heiligen und geweihten Orten, von Wallfahrten und Prozessionen, von glanzvollen Gottesdiensten und symbolgesättigten, farbigen Kirchenausstattungen aufräumte, indem es seine Kirchen mit ihrem be-

scheiden gehaltenen, ja herben Inneren nur für die im Vergleich zum Katholizismus seltenen Gottesdienste öffnete, indem es den Menschen auf die innere Aussöhnung mit Gott verwies, an ihn also nicht mit dem gewaltigen Apparat von Seelenstützen und Gnaden herantrat wie die katholische Kirche, begünstigte es ebenso einen nüchternen Sinn, wie es die Eigenverantwortlichkeit des Menschen forderte. Bisher hatte die Altkirche um alle Gläubigen den gleichen Mantel einer das ganze Leben umspannenden Heilsfürsorge gebreitet, hatte ihre Sinne beschäftigt, ihre Phantasie angeregt. Evangelische Predigt, evangelisches Kirchenlied, diese beiden Hauptkräfte der neuen Lehre, vermochten in den religiös begeisterten Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts durchaus die junge Kirche vorwärtszuführen, zumal sie über die stille Hilfe verfügte, die ihr die in den Häusern ihrer Gläubigen verbreitete Lutherbibel erschloß. Mit solchen Helfern konnte die junge Kirche ebenso Siege erringen wie Rückschläge und Verfolgungen ertragen. Als sich im 18. Jahrhundert die Wirkungskraft dieser Mittel abschwächte, wurde die evangelische Nüchternheit, der nun die Glaubensgewißheit und religiöse Durchdringung in den Menschenaltern der Verstandesherrschaft mehr und mehr entwand, für den neuen Glauben gefährlich. Er hatte seine Stoßkraft eingebüßt und war fortan in seinen inneren Werten mehr auf die Stillen im Lande gestützt und darum auch dem grüblerischen Sektierertum bis zu einem gewissen Grade ausgeliefert.

Gewiß wirkte die Vernüchterung, die Luthers Glauben gegenüber dem farben- und lebensfülligen Katholizismus des 15. Jahrhunderts und vollends der Gegenreformation innewohnte, gerade für den deutschen Osten, aus dem die neue Lehre gekommen war, nicht in allem günstig. Die Nichtdeutschen an der Sprachgrenze, einer Sprachgrenze, die mit zwei Keilen in der Mitte des Ostraumes ungünstig nahe an das Herz von Mitteleuropa heranhielt, besaßen schließlich ihre katholische Kirche unerschüttert. Diese verwurzelte sie mit aller lokalen Kraft ihrer Gnadenmittel, die ja durch die Gegenreformation noch eindringlicher und glutvoller geworden waren, in ihrem heimatlichen Boden, verband sie mit ihrem Volkstum, verteidigte in Predigt und Religionsunterricht ihre Muttersprache. Die überragende deutsche Ostkirche katholischen Bekenntnisses fehlte.

Wohin war das schon jahrhundertlang die großartige Planung seines Stifters enttäuschende Magdeburg gekommen? An der polnischen Grenze durch die polnische Kirchenorganisation aufgehalten, war die deutsche Ostkirche nicht mit den Kolonisten vorangekommen. So konnte es geschehen, daß die Polen und andere, in ihrer Gesamtheit so tief an Kultur den Deutschen nachstehend eine stärkere religiöse Stütze ihr eigen nannten, ja in Wohl und Wehe von ihrer Kirche getragen wurden, während die Deutschen ziemlich allein ihren Volkskampf ausfechten mußten. Auch darf nicht vergessen werden, daß gerade im deutschen Osten, wo es auf die Volkszahl, den Reichtum an Jugend, sosehr ankam, die auf die Erhaltung des Kindersegens besonders bedachte katholische Kirche nur schwächer vertreten war.

Andererseits darf nicht verschwiegen bleiben, daß gerade den Sprachinseldeutschen und allen der Entscheidung der slawischen Kirchen unterworfenen Gebieten der Übertritt zum lutherischen Bekenntnis den Rücken stärkte, sie in den Schutz einer eigenen Kirche bettete und darum in ihrer Eigenart stärker zu behüten vermochte, als es sonst der Fall gewesen wäre. Das Beispiel Danzig, das großartige Beispiel der siebenbürgisch-sächsischen Kirche, dieser Hauptstütze eines in völliger Isolierung lebenden Deutschtums, endlich aber auch die evangelischen Gemeinden in dem durch slowenisierend wirkende Priester bedrohten Kärnten müssen hier genannt werden.

Verzeichnen wir in dem religiösen Befund und seiner Auswirkung auf den deutschen Osten Licht und Schatten, so war die geistige Wirkung des Luthertums durchaus eine machtvolle, wenngleich es anfangs geschienen hatte, es würde die neue religiöse Bewegung keinen Raum für geistige Entfaltung übriglassen, was den greisen Erasmus von Rotterdam zu dem grollenden Ausspruch veranlaßt hatte: „Ubi Lutheranismus ibi interitus scientiarum“. Da nämlich das evangelische Bekenntnis den einzelnen Menschen zum Seelenrichter über sich selbst aufrief und ihn hieß, sich mit dem strengen Gott aus eigener Glaubenskraft zu versöhnen, erweckte es auch die geistige Eigenständigkeit. Sie ließ den Menschen die durch Renaissance und Humanismus aufgetane Geistesbahn mutvoll beschreiten, während die katholische Kirche seit dem Eingriff der Gegenreformation der Kühnheit des

16. Jahrhunderts sorgsam die Tore verschloß. Nur auf dem protestantischen Boden wurde es in Deutschland möglich, daß sich Geister erhoben, die der Nation die eben erschlossenen Reiche der Forschung zeigten, sich in großartiger Arbeit daselbst bewegten und ihren Namen unter die der führenden europäischen Geister eintrugen. Ein Kepler, ein Leibniz, ein Thomasius und Wolff, vollends ein Kant und Fichte und die ihm folgenden ost-deutschen Denker sind zu ihrer Zeit nur als Protestanten denkbar. Sosehr auch die unseligen Folgen des Dreißigjährigen Krieges mit seiner Adelsverrohung und Niedertretung bürgerlichen Selbstbewußtseins wie seiner Schändung des Bauernstandes just im protestantischen Deutschland, das am längsten und verheerendsten unter dem Kriege litt, der Freiheit des Geistes abträglich waren, so machtvoll wirkten die erstgenannten Geister für die Wiedererhebung ihres Volkes. Das katholische Deutschland mußte im Zeitalter der Aufklärung hier Anleihen machen, das Habsburgerreich rascher als das im Windschatten liegende wittelsbachische Bayern.

Und die politische Seite der Reformation? Wir wissen alle, wie sehr das alte Reich der Deutschen, das den Namen des heiligen und römischen führte, auf der Glaubenseinheit des Abendlandes beruhte, wie es den Glanz einer schier unermesslichen Autorität von der schutzzogtlichen Würde herleitete, die ihm über Papsttum und Kirche zukam. Das Fundament, auf dem unser altes Kaisertum aufruhte, war nicht zum geringsten religiös-mythisch bestimmt, es war ein ganzes und e i n e s. Durch die siegreiche Selbstbehauptung des neuen Glaubens zerbrach dieses Fundament in zwei Teile, und um die große, ideale Einheit war es fürderhin geschehen. Mußte also die Kaisersendung von nun an etwas Altväterliches, Verblassendes und nur mehr Historisches, darum aber in der Gegenwart geradezu Unwahres werden, so sank damit auch die Geltung des Kaisertums gegenüber der fürstlichen Gewalt. Der Friedensvertrag, in welchem der Dreißigjährige Krieg ausklang, verankerte die Sicherheit des evangelischen Bekenntnisses nun völkerrechtlich. Er beurkundete zugleich die Niederlage des Reichsoberhauptes sowie die Beraubung des Reiches und seine Verurteilung zu fortan tödlichem Siechtum.

Die deutsche Fürstenlibertät, in beiden Lagern durch die Auswirkungen der Reformation gestärkt, hatte aus dem alten Reich einen vornehmen Kranken gemacht, der nicht mehr auf die Instandhaltung seines Besitztums sehen konnte. Aktionen, die aus deutscher Einigkeit erwachsen wären, Gesamtanstrengungen der Nation durch die Summe ihrer Glieder, gab es künftig noch weniger als zuvor, ganz zu schweigen von einer zielbewußten Politik des Reiches als solches. Selbst die ungeheure Erregung der Türkenkriege, diese seit der glücklichen Wende von 1683 so unerhört siegreichen Heldenkämpfe, die im kaiserlichen Namen geführt wurden, bewegte die protestantische Fürstenlibertät und den protestantischen Norden keineswegs mit der gleichen Inbrunst, dem gleichen gespannten Interesse wie den katholischen Süden. Wäre ein glaubenseiniges Deutschland in diesem Kriege gestanden, dieses langdauernde, in so ferne Räume ausgreifende und sosehr durch Blutopfer des deutschen Volkes geadelte Ringen hätte mit einem ungleich größeren Ergebnis für das gesamte Volk enden müssen, als es am Ende geschah.

An die Glaubensspaltung knüpft jede Gegensätzlichkeit an, die sich im deutschen Lager entzündete. Es war eine ständige Krisenanfälligkeit durch sie gegeben, und diese wurde auch im Zeitalter religiöser Duldsamkeit, ja Gleichgültigkeit nicht völlig ausgelöscht. Zu lange schon war der Gegensatz eingewurzelt, zu verschieden die kirchlichen Organisationen, als daß selbst ein Lippenchristentum beider beider Bekenntnisse so leicht darüber hätte hinwegkommen können.

Nur am Rande sei darauf hingewiesen, wie sehr sich auch der deutsche Dualismus an dem durch die Glaubensspaltung gegebenen Gegensatz nährte. Österreich war die eminent katholische, Preußen dagegen die eminent evangelische Macht, soviel die Freigeistigkeit eines Friedrich II. beider Bekenntnisse spotten mochte.

Mit solcher inneren Wunde ging Deutschland in das 19. Jahrhundert hinüber, hinein in die großen Krisen, die sich vorbereiteten oder schon auftraten, die im 20. Jahrhundert so oder so bereinigt werden mußten.

*

War es der nördliche Ostraum, der die unendlich schicksalsvolle Reformation heraufführte, der südliche ließ jenes eigen-

artige geistlich-weltliche Geistesgebilde entstehen, das nach seinem Mitschöpfer und vornehmsten Förderer den Namen Josephinismus erhielt.

In Österreich hatten die Habsburger das evangelische Bekenntnis, das in Wien, im Donautale und in den Alpenländern kraftvoll Fuß gefaßt hatte und bereits stärker als der alte Glaube geworden war, gestützt auf das Recht der Landeshoheit, in letzter Stunde ausgemerzt. Sie hatten es auch in Böhmen und Mähren ausgelöscht. Eben nach Böhmen aber drang im 18. Jahrhundert die lutherische Geistigkeit des benachbarten Kursachsen vor. Nicht auf tschechische Intelligenz stieß sie dabei. Diese gab es nicht mehr. Sie fand auch keinen eigentlichen tschechischen Adel mehr vor, der Protektor gewesen wäre. Dafür jedoch öffneten sich ihr ein aufnahmebereites Bürgertum und ein deutscher adeliger Mäzen. Zugleich gewann in Böhmen auch jene katholische Haltung des Niederländers Jansenius Geltung, die sich auf die Utrechter Kirche stützte, von Rom dann verurteilt wurde, ohne daß die Habsburger den Spruch vollstreckt hätten. Ein freierer, nüchterner, wenn man sagen darf, entbarockisierter Katholizismus!

Sudetendeutsche Kräfte waren es, die Maria Theresia wertvollste Dienste leisteten, als die Landesmutter, obwohl persönlich streng katholisch, aus Gründen der Staatserhaltung sich der organisatorischen Künste der Aufklärung, ihrer geistigen Durchschlagskraft, ihrer sieghaften Bildung und ihrer unerbittlichen Staatsräson bedienen mußte, um ihr bisher rein barockes Staatsgebilde gegen den Ansturm des modernen, durch und durch organisierten protestantischen Preußen zu bewahren. Noch zu ihren Lebzeiten griff der nun einmal gerufene Geist der nüchternen Klarheit, Zweckmäßigkeit und allgemeinen Ordnung auch auf das katholische Kirchenleben über. Als die Kaiserin einwilligte, die Zahl der Feiertage erheblich zu verringern, die Wallfahrten und Bruderschaften einzuschränken, den Jesuitenorden erst von seiner führenden Stelle an den Universitäten zu entfernen und dann, dem Vorgehen des Papstes folgend, in ihren Ländern gar aufzuheben, als sie schließlich die Verweltlichung der Schulen einleitete, war sie zum Teil schon von sehr entschlossenen Gegnern katholischer Orthodoxie beraten. Die fromme

Kaiserin öffnete eben doch dem Geist der Zeit auch das kirchliche Leben, demgegenüber sie mit aller Entschiedenheit die landesfürstlichen Rechte in Anspruch nahm.

Ihr Sohn Joseph II. ging in seiner kurzen Regierungszeit eine lange Wegstrecke weiter. Seine Maßnahmen atmeten unbedingte Konsequenz und waren kompromißlos. Er griff weitgehend in das kirchliche Leben mit Verfügungen ein, die allenthalben den Glanz und die Fülle der barocken Zeit entthronten, ja selbst vor dem Internen der gottesdienstlichen Ordnung nicht haltmachten. Ein Klostersterben begann wie das Blätterfallen im Herbst. Überallhin langte die gebietende Hand des Staates, der von dem unbarmherzigen Willen des ungewöhnlichen Monarchen gelenkt wurde. Vor den Augen des nüchternen, verstandesscharfen Kaisers, der keine Privilegien, nicht einmal Überlieferung anerkannte, fanden Wallfahrten und wundertätige Stätten ebensowenig Gnade wie Prozessionen, Flurgänge und fromme Gebräuche. Er wünschte die Priester in seinem Geiste erzogen, gewissermaßen zu ersten Dienern des Monarchen. Er riß also ihre Ausbildung an sich und errichtete dafür die vielumstrittenen Generalseminarien. Joseph hielt unbedingt und überzeugt am Katholizismus fest, aber der von ihm geformte österreichische Katholizismus war nüchtern, skeptisch gegen Wunder, die nicht Christus selbst vollbracht hatte, staatsnah und eigentlich kirchenfremd. Er drängte, ein echtes Kind des Jansenismus, auf ein Christentum der Tat, der Tat, der weltlichen Bewährung, der taghellen Nächstenliebe und milden Gesinnung hin.

Eine Fülle von Flugschriften aus der Feder eifriger und über-eifriger echter Josephiner, doch neben ihnen auch fanatischer Scharfmacher schon beinahe atheistischen Gepräges begleitete das durchaus edel gedachte Werk des Monarchen. Und dieses endete nicht wie fast sein ganzes übriges Werk mit seinem Tode, sondern durchdrang vielmehr das geistige Wesen des Österreichers und schenkte ihm seine eigentümliche Prägung. Obwohl der Josephinismus auch über den Boden der Habsburgermonarchie hinausgriff, blieb er dennoch spezifisch österreichisch.

Wie dem Protestantismus wohnte auch dem Josephinismus, dieser Reformation innerhalb der Kirche, freilich einer ungleich kleineren, wenn auch echteren, da sie ja nicht auf eine Glaubens-

spaltung hinauslief, ein starkes Moment herber Nüchternheit inne. Er schuf eine Haltung, die Gemütsaufwallungen, Seelenbewegungen und Leidenschaften mit Vorsicht gegenübertrat, so nach weit über das eigentlich Religiöse hinausgriff. Diese Haltung kennzeichnet, modifiziert durch Einflüsse der Kantschen Philosophie und des Klassizismus, Grillparzers Lebenswerk, und sie ist bei Stifter unverkennbar, besonders seit eine liebevolle Forschung ihr Augenmerk den Wandlungen widmete, denen seine Erzählungen durch die strenge Hand des Meisters in späteren Fassungen unterworfen waren.

Der Josephinismus formte kraftvoll an den Menschen, die ihm ergeben waren. Er machte innerlich und gewissenhaft, abgeklärt und duldsam, aber auch skeptisch. Es war im Grunde nicht die Haltung, die ein Volk zum Kampf um das Dasein ertüchtigen kann. Wer zuviel weiß und begreift, handelt nicht mehr ursprünglich, ja wird gegen das Handeln mißtrauisch. Es könnte doch „für die Katz sein“, wie ein österreichischer Ausdruck sagt. Wissen und Wollen gehen nicht mehr recht zusammen. Es bedurfte harter Schläge, und man erlitt erst unangenehme Verluste, ehe man mit der „Gemütlichkeit“ Schluß machte. So edel der Josephiner im Reich des Geistes waltet, so schwer fand ein Volk von Josephinern den Weg zum Handeln. So großartig die Nüchternheit gegenüber Rausch und Irrtümern und Überhitztheiten erscheinen mag, sie läßt auch ein Volk an starken Antriebskräften, und sei es der unentbehrliche Optimismus, verarmen. Die deutschen Österreicher wurden im 19. Jahrhundert böse genug aus dem sehr josephinisch getönten Biedermeier aufgeschreckt.

Zweifellos hat der Josephinismus den Deutschen der Habsburgermonarchie die Selbstbehauptung in den seit 1848 entbrennenden Kämpfen nicht erleichtert. Wollten sie nicht freiwillig die wohltätige Stellung aufgeben, die sie jahrhundertlang für die Völker Österreichs innegehabt hatten, dann mußten sie kämpfen, und dies voll von Inbrunst, Vertrauen und harter Unerschütterlichkeit.

Auch ihre Kirche, in welcher der Josephinismus sieghaft Fuß gefaßt und eine Reihe von edlen Priesterprofilen geprägt hatte, vermochte den Deutschösterreichern nicht jene machtvolle Stütze zu gewähren, die den Nichtdeutschen ihre streitbare, national-

stische Kirche bot. Es stand um den deutschösterreichischen Katholizismus nicht ganz unähnlich wie um die evangelische Kirche im Nordosten.

Reformation und die bescheidenere, begrenzttere, stillere Neoreformation des Josephinismus sind beide Kinder des Ostens, wie sehr sie auch durch westliche Entwicklungen vorbereitet waren. Wer wollte richten über Glück und Unglück, Segen oder Fluch, der ihnen entwuchs? Beide waren sie Realitäten und empfingen durch andere Realitäten, die sich ihnen zugesellten oder aus ihnen entsprangen, Profil und Auswirkung zum Guten wie zum Bösen. Beide waren sie schicksalsbedingt, beide wurden sie Schicksal, die Reformation in globalem Maße und dazu nachhaltiger und stürmischer als der österreichische Josephinismus.

Österreich als Schildträger der deutschen Nation

Als sich im Osten Deutschlands größere, geschlossenere und darum leistungsfähigere Machtgebilde gestalteten und in der Folge erhielten als im Westen, der hoffnungslos der Zersplitterung zur Beute fiel, erwuchs für diese die Aufgabe, in ihrem nicht ungefährdeten Bereich die tief geschwächte Reichsgewalt zu ersetzen. Im nördlichen Teil des deutschen Ostraumes jedoch vermochte um die Zeit der Hussitenkriege und noch lange danach keine der Neuschöpfungen über ihren engeren Bereich hinaus gewissermaßen stellvertretend zu wirken. Dafür waren sie, die Kursachsen und Brandenburg, und erst recht die Mecklenburg und Pommern, doch zu schwach. Erst nach dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges begann ja der eigentliche und noch sehr mühsame Ausbau der hohenzollernschen Macht, und erst seit 1697 konnte sich der Kurfürst von Sachsen durch seine Wahl zum König von Polen zu europäischer Bedeutung erheben und wenigstens der Würde nach ein gewaltiges Territorium umspannen. Zu tragender Bedeutung gelangte indessen die sächsische Polenkrone in dem zerfressenen und zermorschten Staatsgebilde nicht.

Nicht der Nordosten also konnte in den Jahrhunderten, die

mit der Schwächung der deutschen Oststellung anhuben, seinen Schild da vor das Reich halten, wo es am gefährlichsten bedroht war. An zwei Grenzen bestand unmittelbare Bedrohung: im Westen an der gesamten Grenze gegen Frankreich, im Südosten — und dies in wachsender Ausdehnung und Wucht — gegen die aufsteigende wilde osmanische Kriegsmacht.

Der deutsche Westen forderte mit seinem herrlichen, aber in seiner Aufsplitterung schon haltlos gewordenen Land einen Angreifer geradezu heraus. Hier konnte man uralte, historisch unermesslich bedeutungsvolle Gebiete, die Symbolstätten Deutschlands, jedoch auch des außeritalienischen Abendlandes, in die Hand nehmen oder doch unter Beeinflussung stellen. Im Westen stand ja jene Nation bereit, die, solange in ihr noch vorherrschende Kraft wohnte, geradezu die jubelnde Angreiferin gewesen ist, die krieglerischste Nation des Abendlandes, aus ihrem Innersten heraus, aus ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Ruhmsucht, ihrer gallischen Ruhelosigkeit und beweglichen Art zum Angriff gedrängt, zugleich indes voll Advokatengeschick, ihre Vorstöße juristisch zu bemänteln, und politisch genug, sie stets diplomatisch vorzubereiten.

Dieses Frankreich hatte im 15. Jahrhundert den endlosen Krieg mit England als Sieger beendet (1453). Und eben dieses Frankreich nahmen gerade nach dem Ausgang dieses Ringens energische, zielbewußte Herrscher in feste monarchische Zügel und begannen die damals fast unermesslichen Kräfte des fruchtbaren und gewerbefleißigen Landes in den Dienst einer ausgreifenden Politik der Machtmehrung und Eroberung zu stellen. Eben auch — 1477 — brach das Staatsgebilde zu Boden, das, gleichgerichtet den französischen Ausbreitungstendenzen und von französischem Herrscherblut getragen, das Königreich im Osten beengte. Mit Karls des Kühnen Tode war das Ende des ausgedehnten, über Germanen und Romanen gebietenden Herzogtums Burgund gekommen.

Gerade in diesem Augenblick geschah es, daß die unter der Führung der Habsburger vereinigten Alpenherzogtümer — Österreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain —, deren Herrscher seit 1438 die Kaiserkrone trugen, durch den kühnen Ehebund des jungen Maximilian mit der burgundischen

Erbin Maria zur Wachtstellung im Westen berufen wurde, wo den Habsburgern ja schon lang der Sundgau und der Breisgau, die Südwestpfiler Deutschlands, gehörten.

Indem Maximilian von dem väterlichen Erbe der Maria die gesamten Niederlande und die Freigrafschaft Burgund gegen Frankreich zu behaupten vermochte, setzte sich Habsburg an der Nordwestbarriere der deutschen Grenze fest. Maximilian wurde darüber die französische Feindschaft nicht mehr los, sein mächtiger Enkel Karl V. mußte sie zeitlebens tragen, und sie blieb das Begleitgut des Hauses bis zu seinem Aussterben in Spanien 1700 und in Österreich 1740, sooft auch Waffenstillstände oder Frieden geschlossen wurden. Die burgundische Ehe hatte diese Feindschaft begründet, die spanische, durch welche die Habsburger in Spanien, in dessen Nebenland Neapel und dessen unermesslichen Kolonien zur Herrschaft kamen und dazu noch Mailand erwarben, verstärkte und vergiftete sie. Denn nun hielt die „casa d'Austria“ das ruhelose Frankreich mit starken Stützpunkten fest umschlossen. Der beweglichsten Nation Europas war die Bewegung benommen. Immer wieder brandete darum gegen das Hauptbollwerk dieser Umschließungslinie, die Niederlande, der französische Wildstrom mit Verheerungen und Überschwemmungen heran.

Habsburgs Macht stand, das Reich vertretend, als ein Schirm vor dem deutschen Westen, diesem Bündel von geistlichen Fürstentümern und zersplittertem weltlichen Besitz, Fürstentümern, Grafschaften, Reichsstädten und Reichsrittern. Jeder einzelne von diesen Reichsständen war völlig außerstande, sich seiner Haut zu wehren. Sie waren nicht im Besitz von Verteidigungsmitteln, ausreichend, einen so mächtigen Angreifer, wie es Frankreich war, aus eigener Kraft abzuhalten. Habsburgs niederländischer Besitz wurde so der Blitzableiter für den deutschen Westen, bis die deutsche Fürstenverschwörung gegen Karl V. es über sich brachte, den französischen König von den Niederlanden auf das deutsche Lothringen abzulenken und ihm hier Metz, Toul und Verdun zuzuspielen. Von da an, 1552, erkannte der Franzose, wie leicht ihm die Tore zum deutschen Westen aufgehen konnten. Er richtete fortan seine Politik und bald auch seine Heere dorthin.

Noch aber vermochte die vereinigte Kraft der habsburgischen Linien, der deutschen und der spanischen, sich diesem Anprall entgegenzusetzen. Erst im Dreißigjährigen Krieg geschah es, daß die Kraft der Spanier, jedoch auch die des Kaisers, die unter Wallensteins erstem Generalat steil emporgestiegen war, gegen Frankreich erlahmte. In jenem unseligen Frieden, der den unseligen Krieg beendete, mußte Habsburg seine Rechte über das Elsaß und seinen uralten Landbesitz daselbst, den Sundgau mit Ensisheim, an die Lilienkrone abtreten, der nun auch endgültig Metz, Toul und Verdun überlassen werden mußten, die der Franzose bisher nur widerrechtlich in den Händen gehalten hatte.

Von da ab ging es mit der spanischen Linie der Habsburger schnell bergab. Die deutsche Linie, die in den nach 1648 folgenden Jahrzehnten äußerste Bedrängnis durch Türken und Ungarnaufstände ertragen mußte, war zugleich zweimal in Krieg mit Ludwig XIV. verwickelt und büßte für eine Zeitlang sogar das feste Freiburg im Breisgau ein. Da der mächtigste Reichsstand nach dem Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg, just um diese Zeit, nicht ohne Schuld des Kaisers, mit Habsburg völlig zerfallen, 1680 ein enges Bündnis mit dem Sonnenkönig einging, diesem somit für den Ernstfall die wertvollen brandenburgischen Krieger zu Gebote standen, konnte es der gleichzeitig im Osten bedrängte Kaiser nicht verhindern, daß Frankreich seinen elsässischen Besitz durch die widerrechtliche Einnahme von Straßburg abrundete, wie es kurz zuvor auch die Mauern der elsässischen Reichsstädte gebrochen hatte. Dennoch glückte es dem Habsburger dann, weiteren französischen Zugriffen, die auf die Pfalz gerichtet waren, Einhalt zu gebieten und Freiburg zurückzuerobern. Trotz Bundeshilfe von Holland und England war es bei der starken Uneinigkeit innerhalb der Koalition und dem gleichzeitig tobenden Krieg mit den Türken nicht möglich gewesen, das Elsaß, dessen Wiedereroberung man sich schon sicher fühlte, sowie Metz, Toul und Verdun zurückzugewinnen. Auch in dem lang dauernden und blutigen Krieg, der 1701 um das spanische Erbe entbrannte, vermochte es der Kaiser nicht, obwohl ihm auch diesmal für geraume Zeit die gleichen mächtigen Alliierten zur Seite standen. Dafür aber fielen dem deutschen Habsburger aus dem spanischen Erbe der reiche italienische Besitz und an

der deutschen Westgrenze die Niederlande, zu denen auch das starke Bollwerk Luxemburg gehörte, zu. Während der Kaiser somit in Italien fortan jeden neuen Versuch französischer Landnahme vereiteln konnte, stand er nun mit den niederländischen Festungen, mit denen am Oberrhein und mit dem festen Freiburg im Breisgau gegen jeden französischen Angriff auf die deutsche Westgrenze bereit.

Unausdenkbar, wie sich das Frankreich Ludwigs XIV. im deutschen Westen ausgebreitet hätte, hätten diese habsburgischen Stützpunkte und Vorwachtstellungen nicht bestanden, an die sich der unheilbar zersplitterte deutsche Südwesten anlehnen konnte. An diesen Wellenbrechern brandete die französische Hochflut an — und ab.

Es kann nun gewiß nicht geleugnet werden, daß Habsburg, besonders solange die spanische Linie neben der deutschen bestand, solange man zudem in Wien ein sorgsames Auge darauf richten mußte, sich das reiche Erbe Karls V. nicht entgehen zu lassen, manchmal die Sorge um das eigene Haus der um das Reich voranstellte. Ungleich schwerer aber lastet der Vorwurf der Eigensucht, des Zurückstellens der Reichsinteressen hinter den eigenen, auf den anderen deutschen Fürsten, hatten doch die mächtigsten unter ihnen, der bayrische Wittelsbacher, der Kur-sachse und der Brandenburger dem König von Frankreich sogar ihre Kurstimme bei einer damals als nahe bevorstehend angesehenen Kaiserwahl zugesichert und hatte doch der Brandenburger fast sieben Jahre hindurch in enger Subsidiensbindung mit Frankreich gestanden. Das von Habsburg im deutschen Westen Vollbrachte — und Verhinderte — bleibt ungeachtet der gemachten Einschränkungen außerordentlich bedeutsam für die Behauptung der deutschen Westgrenze im Ganzen. Schließlich war es ja doch der Kaiser, der sich in den Kriegen mit Frankreich vom Reich und dessen Fürsten nur unzureichend unterstützt sah, und nicht er, sondern die Reichsstände trugen die Schuld, daß man von einem richtigen Reichsheer eigentlich kaum mehr sprechen konnte.

Bleibt somit das habsburgische Verdienst um die Westgrenze trotz allem sehr bedeutend, unerschöpflich wurden die Auswirkungen der habsburgischen Tatsetzung im Osten. Durch sie erst

erwuchs aus dem „Haus Österreich“, diesem Dynastiebegriff, die eigentliche Großmacht Österreich.

Zweifellos wurde es dafür einer der wichtigsten Umstände, daß die Habsburger im Jahre 1526 die böhmischen Länder in Besitz nahmen und gleichzeitig ihre Herrschaft wenigstens über einen Teil von Ungarn, das sie zur Gänze durch erfolgte Königswahl und Erbfolge beanspruchten, auch wirklich zu begründen vermochten. Sie übernahmen allerdings die beiden Königreiche in einem bösen Zustand.

In Böhmen, zu dessen Krone auch Mähren und Schlesien gehörten, hatte der Hussitensturm mit der königlichen Macht nahezu aufgeräumt. Er hatte ebenso unter Auslöschung vieler im tschechischen Kerngebiet und über Mähren verstreuter deutscher Sprachinseln das vorher im wesentlichen deutsche Städtewesen zu Boden gedrückt, durch beides aber einem deutschen Herrscher über dieses Königreich die wichtigsten Stützpunkte genommen. Das einst so starke deutsche Gepräge beider Länder war verlorengegangen, selbst in Oberschlesien hatte das deutsche Element gelitten. Die Gewalt in Böhmen und Mähren lag tatsächlich in der Hand des rohen tschechischen Hochadels. Noch uneingeschränkter jedoch war die Macht des Adels in Ungarn, und auch hier hatte das einst bedeutungsvolle deutsche Wesen, das auf den oberungarischen Städten beruhte, erhebliche Einbußen erlitten.

Nun stärkten die Habsburger in beiden Königreichen schrittweise die Autorität der Krone. Für die böhmischen Länder besonders wurde es fühlbar, daß aus einer deutschen Zentrale her die Befehle flossen, daß Wien ü b e r Prag stand, nicht mehr von Prag also, der Hochburg des anarchistischen tschechischen Adels, auch die Herrscherweisungen für Mähren und Schlesien ergingen. Es war auch gewichtig, daß die neuen Herrscher doch ungleich machtvoller waren als die beiden letzten Böhmenkönige aus dem Jagellonenhause. Ja, als 1620 in der Schlacht auf dem Weißen Berge die Rebellion der böhmischen Stände gegen Ferdinand II. mit Waffengewalt zu Boden geworfen wurde, konnte in den bezwungenen, eroberten Ländern der moderne herrscherliche Absolutismus errichtet werden. Damit indessen waren das Königreich Böhmen und mit ihm Mähren und Schlesien zugleich wie-

der fest in das Reich eingefügt, wenn auch die böhmische Kurstimme erst 1709 wieder zugelassen wurde.

In Ungarn freilich, das ja nicht zum Reiche gehörte, verhinderte die von dem mächtigen Adel, hinter dem sich auch jederzeit der Türke als ein zweifelhafter Schützer erheben konnte, eifersüchtig gehütete, alte, einst einem geschwächten Königtum abgerungene Verfassung, die dem Monarchen nicht günstig war, eine Ausweitung der herrscherlichen Macht. Hier vermochten die Habsburger niemals zu einem gesicherten Absolutismus durchzustoßen.

Immerhin stand seit 1526 eine sehr ausgedehnte, deutsch geführte und auf die deutschen Alpenländer fest gestützte Macht an der Ostgrenze des Reiches. Auch hier ein Schild wie im Westen, jedoch von ungleich heftigeren Stürmen, als sie dort tobten, fast unablässig umbraust. Es galt für die Habsburger die Türken abzuwehren. Diese hatten sich in den ungarischen Thronstreit eingemischt und waren schon 1529 von Ofen, das sie einnahmen, vor Wien gezogen. Sie bedrohten den Westen Ungarns und die Grenzen des Heiligen Römischen Reiches. Diese Abwehr zu vollbringen, wäre damals keine andere deutsche Macht außer Österreich imstande gewesen. Freilich mußten die Kaiser in ihren unablässigen Türkensorgen oft die Hilfe des Reiches in Anspruch nehmen.

Diese Türkenkriege gehören zu dem Gewaltigsten an Leiden und Opfern, an Heldenkämpfen und Triumphen, das der deutsche Ostraum erlebt hat. Wilder und blutiger ist in der Geschichte kaum je gestritten worden. Der Kaiser konnte in diesem Kampf seine deutschen westslawischen Untertanen führen, er verfügte schon weitaus begrenzter über die Kraft der Madjaren, er erhielt in einer entscheidenden Stunde — 1683 vor Wien — auch die Hilfe eines polnischen Heeres, das selbst aber stark mit Deutschen durchsetzt war. Sehr namhaft war darüber hinaus die langjährige Hilfe des Reiches durch Geldbesteuer, reich die Hilfe durch tapfere Streiter schließlich aller deutschen Stämme. Im wesentlichen war es also doch die deutsche Kraft, die sich so lange der Türkenflut entgegenstammte und endlich in kühnen und verlustreichen Stürmen das ungarische Königreich von den Osmanen freifegte. Unvergessen bleibe hier die Hilfe der vor-

weg aus Kroaten und anderen Südslawen aufgebauten Militärgrenze im Süden der Türkenfront, ein immer treuer Helfer und ein Beschirmer der früher sosehr heimgesuchten südöstlichen Herzogtümer des Reiches.

Aus diesem gewaltigen, beinahe zweihundert Jahre hindurch nie völlig ruhenden Ringen ging die Großmacht Österreich hervor. Ihr Gebiet nahm einen gewaltigen Teil von Mitteleuropa ein. War dieses Österreich nach siegreichem Abschluß der Türkenkriege durch den Besitz nunmehr des gesamten Ungarn mit seinen Nebenländern Kroatien und Slawonien und dem von der Krone wohlweislich unmittelbar gehaltenen Banat und Siebenbürgen aus dem Reiche herausgewachsen, reichsfremd konnte man auch die neuerworbenen Gebiete nicht nennen. Hatte auch Ungarn nur kurze Zeit der deutschen Lehenshoheit zugehört, wer möchte die vielen zum Teil überaus alten Sprachinseln, die bis in den Bogen der Transsylvanischen Alpen, bis hin zu dem stolzen Gemeinwesen der Siebenbürger Sachsen reichten, aus dem deutschen Gesamtbewußtsein löschen, ganz abgesehen davon, daß im Westen Ungarns das geschlossene deutsche Sprachgebiet tief in das Königreich hinein vorstieß? Der österreichische Ausgriff in den Karpatenraum rundete und sicherte erst den mitteleuropäischen Raum. Er erschloß dem deutschen Volkstum ebenso wie der deutschen Kultur und der deutschen Reichsverteidigung ein weites Glacis. Bis in den Bereich des Schwarzen Meeres trug er in der glanzvollsten Zeit (1716–1737) den deutschen Einfluß und wich auch später nicht völlig von dort zurück. Diese Weiten und die aus ihnen winkenden Möglichkeiten mochten für das deutsche Volk gewissermaßen einen Ersatz für die ihm versagt gebliebenen Fernen jenseits des Ozeans darstellen. Freilich war das Gesamtvolk durch Uneinigkeit und innere Ziellosigkeit, durch das Neben- und so oft Gegeneinander von Kaiser und Reich, durch Reformation und Territorialismus, durch die gewaltigen Katastrophen von 1250 und 1648 bereits zu sehr zerklüftet, ja vielfach aufgelöst, um alle diese Gegebenheiten richtig nutzen zu können. Immerhin aber vermochte wenigstens ein Teil der Deutschen in und an der Erfüllung der Führungsaufgabe gegenüber den kulturell unentwickelten Kleinvölkern zu lernen, sehr viel auch in der bewegungsreichen Zusammen-

arbeit mit dem nicht sehr zahlreichen, aber sehr selbstbewußt geführten und von Herrengelühl durchdrungenen madjarischen Volk, das noch immer fast ausschließlich vom Adel bestimmt blieb.

Letzte Erfüllung war den stolzen Hoffnungen Österreichs, wie sie am Belgrader Tage (17. August 1717) aufgegangen waren und sich stets an den Namen des Prinzen Eugen knüpfen, nicht beschieden. Nicht, daß die Walachei und die Moldau nicht behauptet werden konnten und damit ein natürlicher Abschluß nicht erreicht wurde! Eine sichere Grenze stellte ja die majestätische Donau in ihrem Unterlauf nicht dar, weil dieser im Winter von einer Eisdecke umhüllt wird. Das Nichterreichen der Donaumündungen von seiten des österreichischen Herrschaftsbereiches bedeutete keine Enttäuschung; die Meeresküste ist ernstlich auch von Eugen nicht erstrebt worden. Was aber hätte nicht die Durchdringung des mit dem Schwerte den Türken entrissenen Raumes, eine von der Zentrale herströmende und dauernde Erfüllung mit deutschem und abendländischem Geiste bedeutet! Auch sie gelang trotz mehrmaliger Versuche nicht. Manche Gründe sind hierfür maßgebend gewesen, von denen als wichtigste genannt werden sollen: Die habsburgische Politik erkannte die unermessliche Bedeutung des deutschen Elementes in Ungarn nicht. Die österreichische Politik unterstützte das deutsche Volkstum, sofern es sich nicht um die alten Bergstädte protestantischen Bekenntnisses handelte. So konnte es geschehen, daß sie — aus religiösen Gründen — die Waffen gegen das eigene Volkstum wandte. Als die Dynastie im 18. Jahrhundert das große Einwanderungswerk für das Banat und die Batschka begann, stand nicht immer der Gedanke der Ansiedlung von D e u t s c h e n im Vordergrund, obwohl die Einwanderung schließlich doch vorwiegend Deutsche in Bewegung setzte. Man führte endlich, als seit der Revolution von 1848 mit den Nationen gerechnet werden mußte, eine schwankende, zwischen Extremen sich bewegende Politik. Man gestand den Madjaren, deren Verdienst an der Befreiung Ungarns, gemessen an den deutschen Blutopfern und in Anbetracht der die Türken so oft fördernden Revolutionen von Zappolya bis Toekolly als nicht sehr bedeutend angesehen werden muß, im 19. Jahrhundert die Einverleibung Siebenbürgens und

des Banats in das Königreich zu, obwohl beide Länder von den Türken an den Kaiser, nicht an Ungarn abgetreten worden waren. In beiden gab es ein starkes deutsches Volkswesen; im Banat verlor die noch junge Sprachinsel durch die von den Madjaren alsbald verfügte Entfernung der deutschen Beamten und Beseitigung des deutschen Schulwesens die Hilfe einer Oberschicht, die ihr selbst noch fehlte. Umso leichter erfolgte dann die Madjarisierung aller aus dem Bauernstand aufwärtsstrebenden deutschen Jugend. Die Entwicklung der großen Sprachinsel wurde höchst ungünstig beeinflusst. In Siebenbürgen hätte das einzigartige Element der Siebenbürger Sachsen, dieses Wunders von Zähigkeit, Volkstreue und kultureller Kraft, die natürliche Stütze der habsburgischen Verwaltung im äußersten Südosten darstellen können. Wiederbesiedlung der in der Türkenzeit verödeten Dörfer, Stärkung durch Einwanderung, aber auch durch Heranziehung der gesunden Kräfte der Sachsen für Aufgaben der Zentrale und vieles andere hätte zur Förderung dieses gewichtigen Bevölkerungsbestandteiles der Zitadelle von Ungarn geschehen können. Es geschah nicht. Auf der einen Seite stand auch hier das lutherische Bekenntnis der Sachsen als Hindernis einer wirklich vertrauensvollen Zusammenarbeit entgegen, andererseits waren das bürgerliche Wesen, die Selbstverwaltung und Privilegisierung der Sachsen dem feudalen Österreich, auch wenn es zur Zentralisierung strebte, unheimlich. Die Zeit endlich, da das deutschliberale Österreich Schmerlings die Siebenbürger rief (1861—1865), war zu kurz. Zu leichten Herzens opferte Franz Joseph, der den Frieden mit den Madjaren suchte, diesen dann endgültig Siebenbürgen auf, wo die Madjaren alsbald mit ihren Maßnahmen zur Entvolkung einsetzten, die den Siebenbürger Sachsen bedeutende Einrichtungen nahmen und ihnen das Leben erschwerten, ohne freilich die Unerschütterlichen niederdrücken zu können. Aber es zeigte sich bald, daß bei der stärksten Nation des ehemaligen Großfürstentums, den zahlenmäßig unheimlich wachsenden Rumänen, Budapest und der madjarische Druck die allmähliche Abkehr von der Monarchie bewirkten, zu der sie gestanden hatten, als noch Österreich und Wien die Geschehnisse Siebenbürgens bestimmten. Noch in dem schwerbedrängten Österreich der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg erhebt sich ein Rumäne, Aurel Popo-

vici, mit einem Reformprogramm für die alte Monarchie, das allerdings ebensosehr, wie es österreichischen Geist atmete, dem bisherigen madjarischen Ungarn entgegengesetzt war.

Freilich muß auch erwogen werden, daß die Österreich für die Lösung seiner großen Aufgabe im eroberten ungarischen Raum zur Verfügung stehenden deutschen Volkskräfte eine ständige Verminderung erlitten. Der Verlust des schlesischen Deutschtums und im 19. Jahrhundert so vieler Zehntausender Deutscher Ungarns, die wachsende Abschnürung Österreichs von Deutschland, die nach 1866 sehr fühlbar wurde, sie haben alleamt zu dem schließlich für das deutsche Volk und die abendländische Gesittung so ungünstigen Ausgang von 1918 geführt. Und endlich war es der deutsche Dualismus, der über ein Jahrhundert füllende Kampf mit Preußen um die Vorherrschaft in Deutschland, ein Kampf, der fünfmal zu offenem Krieg aufflammte, der Österreich behinderte, alle seine Kräfte der Lösung seiner Südaufgabe zu widmen. Diese hatte letztlich darin bestanden, zehn nichtdeutsche Völker unter einer festen, zentral gelenkten, sie alle verbindenden und doch die gesunde Entwicklung eines jeden gewährleistenden Regulierung zusammenzufügen und sie vor Barbarei und Gewalt, die aus dem Osten lauerten, zu bewahren.

Unermüdlich zerrte das Madjarentum mit allen Kräften dieses einst von so sicheren Instinkten gelenkten, nun aber engherzig die Monarchie bekämpfenden Herrenvolkes an den verbindenden und eine Unterordnung Ungarns unter die für die notwendige Einheit der Monarchie unverzichtbaren Einrichtungen und versuchte sie zu Fall zu bringen. In wachsendem Maße wurden die zentralen Institutionen des alten Österreich durch Sonderbestrebungen der Nationalitäten bedrängt. Die Habsburgermonarchie ist diesen Bestrebungen auch schließlich erlegen.

Fassen wir zusammen und ergänzen wir: Die vollkommene und dauernde Lösung der Österreich und dem deutschen Volk im Südosten gestellten Aufgabe konnte nicht gelingen. Die fraglichen Länder wurden zu spät in die gestaltende Einheit der Habsburgermonarchie gefügt. Es geschah erst, als sie bereits zu entschiedenem Eigenleben mit starker Tradition (Stephanskronen) gelangt waren, dazu einen ständischen Eigenwillen gegen das

Königtum geprägt und verfassungsmäßig verankert hatten. Nicht das ganze deutsche Volk ferner, ein Teil nur des bairischen Stammes sowie das Sudetendeutschtum und das — nie richtig erfaßte — Reservoir der deutschen Sprachinseln im Königreich Ungarn, standen als unbedingt verlässliche Kraft für die Lösung dieser Aufgabe zur Verfügung. Die Siebenbürger Sachsen waren seit den verheerenden und mörderischen türkischen Einfällen zu sehr geschwächt und litten seit dem 19. Jahrhundert in ihrer Volkskraft durch Geburtenbeschränkung, so daß sich ihr Anteil im Gefüge der drei herrschenden Nationen Siebenbürgens (Ungarn, Szekler, Sachsen) gemindert hatte und ihr Gewicht auch gegenüber dem zuerst aus Knechten und Hirten bestehenden, jedoch sehr geburtenfreudigen Rumänentum abnahm. So kraftvoll das im 18. Jahrhundert in die Schwäbische Türkei, in die Batschka und das Banat gezogene bäuerliche Element der „Schwaben“ auch war, gerade der von ihnen nach den leidensreichen Jahrzehnten des Einwurzeln errungene Wohlstand verleitete sie schließlich zur Geburtenbeschränkung, statt daß sie, begünstigt durch ihre wirtschaftliche Kraft, mit Grunderwerbung und fortschreitenden Tochttersiedlungen ihr Volkstum stetig ausgebreitet hätten. Weitaus größer hätte ihre Zahl sein können.

Auf Grund all dessen und der auswärtigen Verstrickungen glückte es nicht, die für den österreichischen Gesamtstaat erforderlichen Einrichtungen auf die Dauer durchzusetzen, nicht einmal in einem gerade noch ausreichendem Maße.

Das geschichtliche Leben, das mit Menschen und Völkern mit ihren Schwächen und ihrer Ausgesetztheit gegenüber dem Schicksal zu tun hat, lehrt immer wieder das Grundgesetz allen Lebens, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es ist das Einmalige der römischen Geschichte, daß hier eine Vollendung von Herrschaft und Vollbringen innerhalb eines von der Natur gesetzten riesigen Rahmens durch lange Jahrhunderte Tatsache war. Österreich blieb ein Fragment.

Obwohl das Habsburgerreich also die eigentliche Zielsetzung seines Loses, ja geradezu die in ihm ruhende Sendung nicht vollkommen und nur für eine begrenzte Zeit zu erfüllen vermochte, unendlich viel bedeutete doch diese Großmacht für das gesamte deutsche Volk. Diese Monarchie, der in langen Zeiten ihres Be-

standes auch Kräfte aus dem außerdeutschen Abendland zugeflossen waren, hielt den mitteleuropäischen Raum in seinem unruhigen nichtdeutschen Südostteile geschlossen und kontrolliert. Sie verfügte über seine militärischen Kräfte auch in Kriegen, die sie ausschließlich um des Deutschen Reiches willen ausfechten mußte. Die Kroaten Ungarns zum Beispiel, herkömmlich kaisertreu und tapfer, kämpften bei Lützen gegen Gustav Adolf, wie sie gegen das Frankreich Richelieus anritten; sie fochten gegen die Heere Ludwigs XIV., gegen Napoleon I., gegen Napoleon III. Sie standen noch im ersten Weltkrieg mit im Kampf gegen Serben und Russen, gegen den kleinen und gegen den großen slawischen Bruder. Heldenmütig hielten sie mit den übrigen Nationen Altösterreichs in elf Schlachten am Doberdoplateau und Isonzo gegen die anstürmenden Italiener stand. Noch einmal hatte die Habsburgermonarchie 1914 alle ihre Völker in einen Krieg, der letztlich um das Deutschtum ging, geführt und sie bis zuletzt in dem mit dem Reiche gemeinsam ausgefochtenen Kampf erhalten, bis sie nach Entfaltung einer von ihren Feinden und Hassern nicht mehr erwarteten Zähigkeit auf dem Schlachtfelde erlag.

In all den genannten Kriegen wurden vorweg deutsche Schicksale ausgefochten. Madjaren, Polen, Slowenen und Ruthenen, aber auch Rumänen und Italiener, alle diese Völker dienten im kaiserlichen Heer zugleich der Sicherheit des Reiches, nicht bloß der Größe, der Mehrung oder der Unversehrterhaltung der österreichischen Monarchie.

Wie Österreich, so lange der Schildträger der deutschen Nation, die Kräfte seiner zehn Klein- und Mittelvölker für die Sicherheit Mitteleuropas, das doch stets ein deutscher Begriff sein mußte, zum Einsatz brachte, so erfüllte es ihnen selbst gegenüber eine wahre Sendung. Denn sie alle vermochten ohne den schiedsrichterlichen Einsatz einer unparteiischen Staatsgewalt, wie sie durch die deutschen Habsburger und die Kraft des österreichischen Deutschtums lange gewährleistet war, nicht im Frieden zusammenzuleben, da sie in ihrem Siedlungsraum unlösbar ineinander verzahnt waren und Slawen gegen Madjaren und Madjaren gegen Rumänen, mit alten Ansprüchen und durchaus unbrüderlicher Gesinnung zueinander standen. Friedlosigkeit und Zerrüttung und die Gefahr großer Erschütterungen von außen,

nur die deutsche Führung und Zusammenfassung in der starken Monarchie Österreich vermochten sie vom Südosten Mitteleuropas fernzuhalten. Die Jahre seit 1918, als letzte Vollstrecker aber die seit 1945 haben dies unter den grausamsten Beweis gestellt.

Der Staat der Hohenzollern

Man wird in der abendländischen Geschichte nicht leicht ein Beispiel finden, das sich dem Verhältnis zwischen Österreich und Preußen vergleichen läßt. Wie hier zwei Staaten aus deutscher Wurzel erstehen, beide von deutschem Herrschertum gelenkt, beide aus dem Neuboden ihres Volkes erwachsen und doch so grundverschieden in ihrem Wesen, ihrem Aufbau! Wie sie sich ihre Aufgaben suchen und wie das Schicksal sie dabei berät, leitet, bewegt! Wie sie in heroische Geschehnisse eintreten, diese durchfechten, mehrmals auch gegeneinander und in einem großartigen Ablauf von 1813 bis 1815 Schulter an Schulter stehen! Wie sie doch immer wieder grundverschieden aus diesen Stürmen hervorgehen! Das Beispiel aus der Antike, der Gegensatz zwischen Athen und Sparta, an den Schulweisheit so gern dachte und der sich zunächst aufzudrängen scheint, reicht nicht aus, daran den Unterschied von Österreich und Preußen zu messen. Oder sagen wir besser, er ist anders geartet und weist nur teilweise Parallelen auf. Wohl sind ein Friedrich Wilhelm I. (1713–1740) und etwa der alte Wilhelm I. (1861–1888) — letzterer aber doch nicht im ganzen Bereich seines Wesens — spartanische Naturen, amüsiert, ganz auf das Militärwesen gerichtet, der Soldatenvater, der außerdem ein großartiger Staatsverwalter ist, öfter von abstoßender Härte, wenn das Kapitel Disziplin und Gehorsam in Frage kommt. Kann man indes bei aller Dämonie kriegerischer Haltung, die ihm innewohnt, Friedrich II. (1740–1786) Geist, hohen Geist, Freude an den Schöpfungen der Kunst und ein feines Verständnis, ja schöpferische Kunstbegabung und dazu einen blendenden Stil, wenn auch nicht in der Muttersprache, aberkennen? Bewegt sich nicht der geistvollste Mensch seiner Zeit, Voltaire, stets wie ein Trabant um diesen geistesverwandten König? Ist

nicht dann Friedrich Wilhelm IV. (1840–1861), warmfühlender Freund der Künstler und in seinen die Menschen von damals bewegenden Reden selbst ein Künstler, gleichfalls preußischer König gewesen? Bewegten sich nicht der erste König in Preußen, Friedrich I. (1688–1713), und sein Urenkel Friedrich Wilhelm II. (1786–1797) gern in Glanz und äußerer Pose, ganz unspartanisch wie der letzte der Hohenzollernkönige, Wilhelm II. (1888 bis 1918), in welchem alles, Geist und Herrschertum, ja das Innerste, das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, dazu Familienleben und Privatmeinung nach außen, ja ins Äußerliche drängten? Und wieder anders: Ist nicht der greise Kaiser Franz Joseph von Österreich (1848–1916), während seines ganzen Lebens eine spartanische Natur durch und durch, niemals äußerlich, ja selbst allen unschuldigen Erleichterungen und Selbstverständlichkeiten des Lebens abhold, körperlich abgehärtet, abgehärtet aber auch im Herzen und dem Ansturm schier ungeheuerlicher Schicksalsschläge gewachsen? Nichts ist in ihm von dem Perikleischen eines Maximilian I. (1493–1519), nichts von der selbstverständlichen Fülle von Leben, Freude, Musik und Kunst, die Maria Theresia (1740–1780) kennzeichnen. Wir kommen bei den Herrschern, den weltgeschichtlichen Führern der Staaten in der monarchischen Zeit, damit nicht durch, den Vergleich Athen–Sparta für Österreich und Preußen schlechthin anzuwenden, er läßt sich ebensowenig durchaus befriedigend für die Eigenart der beiden Staaten gebrauchen, so bestechend er mitunter scheinen mag.

Österreich und Preußen, welche Gegensätze! Schon ein Blick auf die Natur ihrer Kerngebiete scheint ihre besondere Eigenart sichtbar werden zu lassen. Österreichs Kern: Das ist jenes behäbige altbairische Land von der Traun bis zur Enns und etwa noch bis zur Melk oder zum Traisen; das ist dann das ganze übrige Niederösterreich und das nördliche Oberösterreich. Nördlich der Donau die stille, waldreiche Landschaft des Granitplateaus im Westen und die weiten Weingärten im Osten, die auf den Abbruch des Manhartsberges folgen. Südlich der Donau das Alpenvorland, täl- und gestaltenreich, lieblich und doch auch der Rand eines Hochgebirges, das mit seinen Felshäuptern und Gratlinien das ganze Alpenvorland im Süden begleitet. Beide Landesteile vereint durch den Lauf der Donau, den ruhelosen

Wegweiser nach dem Osten. Die Donau selbst aber braust gelegentlich durch Engen dahin, an Strudeln und Fährnissen reich, dann wieder fließt sie still zwischen waldbedeckten oder mit Obstängern und Weingärten besetzten Hängen, endlich jedoch ostwärts von Wien, nimmt sie in fast geschichtsloser Einsamkeit ihren Lauf durch eine völlige Ebene. Welch eine phantasievolle, träumerische, still wirkende Landschaft, reich an Gegensätzen, das Gemüt bewegend, durch den Stromlauf in die Ferne lockend und doch überall in diesen kleinen Bergwinkeln, Talläufen und Bachniederungen, den Waldnestern und windumrauten Orten der Granitfläche Heimat, bildend, bindend, bewahrend! Bei aller Herbheit der Bergnatur, bei aller Rauheit des Mühlviertels und des Waldviertels nördlich der Donau sowie der kontinentalen Kälte der Winter von Wien doch eine reiche Erde mit Weingärten in der Wachau und am Ostrand des Wiener Walds. Wie ein Blütenkranz liegt dieses Land im Frühling da, immer noch umweht von jenem Zauber, der gerade hier so viele und schöne Minnelieder entstehen ließ, vom altertümlichen Kürenberger zum modischen Reinmar von Hagenau, von Walther von der Vogelweide bis zum trotzigen Neidhart von Reuenthal.

Wie ganz anders ist doch die Mark, der Kern der brandenburgisch-preußischen Staatsschöpfung! Ein herbes Land, nichts von der österreichischen Vielfalt! Es ist ein einfaches, einheitliches Gebiet, seine Züge sind zur Einheit vorbestimmt. Mühsam mußten die einstigen Landesherren von Österreich, die Babenberger, Stück für Stück die einzelnen Herrschaften einsammeln, ererben, die, zahlreich und jede fest in sich ruhend, zu beiden Seiten der Donau bestanden. Die Natur selbst kam dem widerspenstigen einzelnen zu Hilfe. Das märkische Land breitet sich in fast völliger Ebene, und es sind nur feine, kleine Unterschiede, die zwischen seinen einzelnen Teilen mehr gesucht als gefunden werden können. Die Ebene, die Winde, die über sie hingehen, der gleiche Himmel, der sich über sie breitet, der gleiche, mit geringen Ausnahmen auftretende Sandboden, der vorwaltende Föhrenwald, die einander gleichenden blassen Seen, es sind gewichtigste verbindende Züge. Der Boden ist ärmlich, die Vegetation kärglich, wir finden nichts von dem erwärmenden Zauber süddeutscher Landschaft. Wohl aber fesseln unseren Blick die gewaltigen

Eichen, die in Hainen stehen und den leichten Boden gleichsam umklammert halten, staunen wir über die endlosen nüchternen Föhrenwälder. Herbheit und Härte, Schweigen und Gehorchen, in mühsamer Arbeit die gegebene Ärmlichkeit überwinden, so scheint diese Natur zu gebieten. Liegt die Mark auch mitten im Neuraum des Ostens, die großen Flüsse, die sie mehr berühren als durchströmen, nehmen nach Nordwesten ihren Lauf, nicht nach Osten. Das Meeresgestade, wohin Elbe und Oder weisen, wurde sehr bald und doch wohl natürlich die Zielrichtung märkischer Politik. Es war die nächste Richtung des Gestaltungswillens, zu dem die vorgezeichnete Natur ein tüchtiges Geschlecht lenken mußte, nicht der anschließende Osten.

Ergibt bereits die Betrachtung der beiden Kernlandschaften erhebliche Unterschiede, um wieviel stärker traten diese in der Staatsgestalt etwa des thesesianischen Österreich und des friderizianischen Preußen zutage, wenn man es schon vermeiden will, die letzte Gestalt der beiden Großmächte heranzuziehen, die sich 1815 auszuprägen begann, da Preußen durch sie in das ihm wesensfremde, von der Staatsführung zunächst ungern übernommene Rheinland hineinwuchs.

Österreich blieb, obwohl über 600 Jahre lang von derselben Monarchie beherrscht, doch unvollendet — der große Torso deutschen Staatsdenkens. Es war in seiner Gesamtheit so reich, daß es sich seines Reichtums gar nicht bewußt wurde, so bunt und mannigfaltig, daß es geradezu dadurch in den Grundlagen seiner Existenz bedroht wurde, als aus dieser Farbenglut und Vielfalt Ströme nationalen Sonderwillens hervorbrachen. Österreich lebte seit dem sogenannten Ausgleich mit Ungarn (1867), der es zum Doppelstaat Österreich-Ungarn machte, nur noch halb, geteilt, letztlich schon beinahe entseelt. Aber wo wir seine Seele noch antreffen, die alte ritterliche, völkerüberdachende aristokratische Seele, in der habsburgischen Armee, da begegnen wir jenem Geist, der vier Jahrhunderte lang den Westen mit der deutschen Mitte Europas verband und noch zuletzt den bunten Osten Mitteleuropas zu einer deutschbestimmten, kameradschaftlichen Einheit fügte. Diese Armee, eine der eigenartigsten Schöpfungen des deutschen Neubodens, war bis zum Schluß, trotz aller Vernachlässigung langer Jahrzehnte, trotz Verarmung und Ent-Aristo-

kratisierung ihres Offizierskorps von jener Selbstverständlichkeit adeliger Gesinnung erfüllt, wie sie aus uralter Tradition und einer wahrhaft großartigen, die Geschieke ganz Europas umspannenden Vergangenheit entstanden war. Offiziere und Führer waren nicht mehr die nämlichen wie in der maximilianeischen und wallensteinischen Zeit. Immer noch aber führte der alpenländische und sudetendeutsche Österreicher mit leichter Hand. Ihm gelang das Schwerste, nämlich zehn nichtdeutsche, den Deutschen nicht mehr freundlich gesinnte und einander oft mit Haß gegenüberstehende Völker in jahrelangen schweren Kämpfen zusammenzuhalten, das bunte Nebeneinander der österreichisch-ungarischen Monarchie, das in Schlachten voll furchtbarer Blutopfer, in Leiden und Entbehrungen, in den Grauen der 12 Isonzoschlachten (1915–1917) insbesondere, zu einem echten Ineinander kurz vor dem Ende noch einmal erwuchs.

Ist Österreich die unvollendete Symphonie, so ist Preußen eine Art Eroika der deutschen Nation. Irgendwie glänzt bei Österreich, auch bei dem letzten schwerkranken Österreich, noch eine Ferne. Es schimmert jugendlich durch, die vom Schicksal gestellte Aufgabe ist trotz großer Leistungen noch nicht gelöst. Preußen dagegen steht als ein durchaus Geschlossenes vor uns. Es ist in seiner frühen Straffung und Verwurzelung in der Gegenwart, in der Sicherheit seines Staatsaufbaus vollendet. Eigentlich ist es dies schon unter seinem größten Monarchen, ist es ein zweites Mal unter Friedrich Wilhelm IV., als es sich mit dem Geist des übrigen Deutschland vereint, und ist zum dritten vollendet unter Wilhelm I. und Bismarck. Von Aufgabe zu Aufgabe wuchs es empor, und als es die letzte gelöst, deren Bewältigung ihm möglich war, stand es gekrönt und gewissermaßen überreif in seiner führenden Stellung im Deutschen Reich.

Ganz anders waren die Aufgaben, die Preußen gestellt wurden, als die, welche Österreich gesetzt waren. Ganz anders wurde sein Werdegang.

Die Hohenzollern kamen 1415 in die Mark, verwachsen indessen, zunächst nur ungern von ihrer süddeutschen Heimat lassend, nicht sogleich mit dem neuen Lande. Sie erhoben sich erst spät zu der Bedeutung, die Kursachsen nach dem Auftreten Martin Luthers als Vormacht des evangelischen Bekenntnisses innehatte.

Noch im Dreißigjährigen Kriege stand Brandenburg durchaus dem reicheren Sachsen nach, obwohl seit 1614 im Westen Cleve, Mark und Ravensberg, im Osten das einstige Ordensland seit 1618 mit ihm vereinigt waren und obwohl bedeutsame, große Aussichten eröffnende Erbverträge bestanden. Erst die Erwerbungen aus dem Westfälischen Frieden 1648, Magdeburg und Halberstadt, Hinterpommern mit Kammin, also ein Stück fruchtbarsten altdeutschen Gebietes, und das Fußfassen am langersehten Ostseestrand hoben die Bedeutung des hohenzollerischen Staates. Dennoch aber war es die überragende Gestalt Friedrich Wilhelms (1640–1688), des „Großen Kurfürsten“, die endgültig das territorial so gestärkte Brandenburg-Preußen rasch neben und bald über Kursachsen emporzuheben vermochte. Und noch ist auch dieses Brandenburg nicht eigentlich „Preußen“, auch noch keinesweges unter Friedrich Wilhelms Sohn, Friedrich I., dem prunkliebenden, ehrgeizigen ersten König in Preußen (seit 1701). Erst Friedrich Wilhelm I. ist in Wahrheit der Schöpfer Preußens, wobei es nicht entscheidet, daß er es ist, der den alten Sehnsuchtstraum der Markgrafen von Brandenburg, die Erwerbung der Seestadt Stettin, verwirklicht. Friedrich Wilhelm I. steht als der Schöpfer jenes „Kriegslagers im Frieden“ vor uns, als das sich nun das junge Preußen, in seinem Wesen profiliert, einer erstaunten und zum Teil erschreckten Welt zeigt. Diese verbindet fortan Preußen mit der Vorstellung eines Kriegslagers schlagfertiger, hervorragend gut einexerzierter Soldaten. Friedrich Wilhelm I. begründet jenes Ideal der unbedingten, keine Rücksichten kennenden soldatischen Pflichterfüllung, das nur noch der Vergeistigung und der Siegestradition des großen Friedrich bedurfte, um seine weltgeschichtliche Prägung zu finden. Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, hatte aber auch jene straffe Zentralisation begründet, die für die preußische Verwaltung kennzeichnend wurde, jenen Geist der restlosen Hingabe an den Staat. Mit allen Mitteln hatte ihn der König in der Beamtenschaft zu wecken getrachtet. Es war ein Geist strenger verwaltungsmäßiger Sauberkeit und nicht zuletzt der unbedingten Sparsamkeit, wie er eben für ein so armes Land, wie es Preußen war, sich als unbedingte Notwendigkeit ergab. Die Schattenseiten dieser großartigen Staatsprägung lagen in der Überbetonung des Militäri-

schen, und zwar des militärischen Drills. Der österreichische Soldat blieb immer irgendwie der alten adeligen Tradition verhaftet, wie sich dies ja schon aus der ununterbrochenen, langen Überlieferung ergab. Mit dem Begriff des preußischen Soldaten jedoch verband sich eine gewisse Entpersönlichung. In ihrer höchsten Form bedeutete diese gewiß eine unvergleichliche letzte Hingabe an die Aufgabe; sie konnte indes leicht zum Maschinellen entarten. Weltgeschichtlich groß wurde das preußische Heer erst durch den Geist Friedrichs II.

Was aber war nun die Aufgabe des jungen Staatsgebildes, dieser zweiten großen Staatsschöpfung auf dem Neuboden? Griff sie ebenso wie die Österreichs, gewissermaßen als dessen norddeutsche Ergänzung, hinaus in das östliche Mitteleuropa? Bedeutete sie eine Fortsetzung des stolzen Werkes der Askanier? Als ein Torso war dieses abgebrochen worden. Haben die Hohenzollern das Werk des ersten Markgrafen vollendet?

Streben und Tat Preußens gingen an dieser Möglichkeit oft vorbei. Der erstehende Staat drängte bald ins Reich hinein, nicht über die Reichsgrenze hinaus. Das Bestehen schwacher deutscher Kleinstaaten zog den preußischen Ehrgeiz und Ausdehnungsdrang an. Hier war ein Mehrn des eigenen Staates, war ein Umsichgreifen möglich, betrieb man nur eine kluge, bewegungsfähige europäische Politik. Darum bestand bei den Binnendeutschen eine größere Furcht vor dem jungen Preußen als bei den aus Österreich stammenden Staatsmännern und Ratgebern des letzten Habsburger Kaisers Karl VI. (1711–1740). Ängstlich war der Reichsvizekanzler Graf Schönborn bemüht, Preußen nur ja nicht auch in Süddeutschland eindringen zu lassen. Von einem beharrlichen und ernsthaften Bemühen Preußens, die deutschbestimmten Baltenländer vor der Einverleibung in Rußland zu bewahren, ist keine Rede. Der glänzende Vormarsch des Großen Kurfürsten bis vor die Mauern von Riga (1656) blieb Episode.

Hat aber nicht, so möchte man fragen, Preußen durch seine Teilnahme an den drei Teilungen Polens (1772–1795) doch und teilweise zum Schaden seines eigentlichen staatlichen Gedeihens sich selbst handelnd in das östliche Problem eingeschaltet und sich dadurch dem übermächtigen Hindrängen Rußlands nach der Mitte Europas entgegengestellt, diesem groß-slawischen Drang,

dem zutiefst doch der Gedanke einer möglichst weitgehenden Beseitigung der einstigen deutschen Kolonisation und der durch sie geschaffenen Verhältnisse zugrunde lag?

Preußens Teilnahme, ja seine sehr aktive Teilnahme an den Teilungen Polens war ebensowenig wie die Teilnahme Österreichs von nationalen Erwägungen bestimmt. Die Machtgeometrie der späten Aufklärung stand hier Pate. Es war jene Verwirrung der Zeit, die vermeinte, man könne die Staaten wie Kuchen auseinander schneiden und es sei nur der Staatskunst tiefster Schluß, das größte und rosinenreichste Stück sich selbst zu verschaffen. Gewiß, es galt für das friderizianische Preußen in der Zeit von 1769 bis 1772, eine Lösung zu finden, die einen Ausweg aus den kriegsdrohenden osteuropäischen Verhältnissen schuf. Es galt, die Maßlosigkeit Rußlands gegenüber der geschlagenen Türkei zu zügeln, und Polen wurde das Entschädigungsobjekt für die russische „Bescheidenheit“. Mit Rußland aber griffen auch Österreich und Preußen zu. Schnitt man so in den bis zur Tiefe angefaulten polnischen Staatskörper hinein, so enthielt der Preußen 1772 zufallende Teil zunächst noch mit Westpreußen und dem Ermland Gebiete, die von Deutschen besiedelt und im Wesen auch deutsch geblieben waren.

Bei der zweiten Teilung Polens (1793) vermochte der Hohenzollernstaat außerdem die Perle Danzig zu bergen, die moralisch und sachlich den Zugriff voll lohnte. Alle weiteren Erwerbungen waren aber bereits eher Belastungen als Machtverstärkungen. Man nahm Kalisch und Warschau, nahm Bialystok und weites polnisches Land, doch man ließ Kurland in die Hand Rußlands fallen. Es wurde das Glück für Preußen, daß es dann 1807 die zu weit gespannten Erwerbungen verlor und auch 1815 nicht mehr zurückerhielt. Durchaus gerechtfertigt jedoch war es, das ohnehin im Westen deutsche Gebiet von Posen wieder zu erwerben, weil Preußen so den tiefen Einbruch abzublocken vermochte, mit welchem sonst Russisch-Polen gegen das deutsche Mitteleuropa vorgestoßen wäre; sowohl West- wie Ostpreußen hätten sonst in der Luft gehangen. Anders blieb es für Österreich. Obwohl es Lublin und Chelm, die ihm in der dritten Teilung Polens (1795) als Westgalizien zugefallen waren, endgültig verlor, genügte Galizien, die bleibende Erwerbung aus den Teil-

lungen Polens, durch die schon rein geographisch das harmonische Gefüge Österreichs gestört und die Habsburgermonarchie auf das schwerste belastet wurde. Als ein Mühlstein war ihr dieser Besitz um den Hals gebunden.

Die Teilungen Polens waren somit für Preußen Episode in der Geschichte seiner territorialen Erwerbungen. Es blieben ihm bis 1918 nur die dabei erworbenen deutschen Gebiete Danzig und Westpreußen und die Provinz Posen, die zur Abschirmung weiterer russischer Ausdehnung nach Westen unbedingt notwendig war.

Sonst aber folgte der Staat der Hohenzollern unbeirrt seiner früheren Politik. Altes deutsches Reichsgebiet im Westen, im Norden und im Süden wollte er in seinen Besitz bringen und seine weit auseinanderliegenden Staatsteile fester zusammenfügen. Seine größte Unternehmung im 18. Jahrhundert war dabei auf Kosten der damals im Reich noch führenden deutschen Großmacht Österreich gegangen und hatte ein heroisches Zeitalter von Kriegen zur Folge. Nach Schlesien war Sachsen das Ziel. Je nach der Gunst der Umstände hätten es auch Mecklenburg oder irgendwelche reichen Bistümer oder Reichsstädte sein können wie das stolze alte Nürnberg. Es tauchte in dem Augenblick am Horizont der preußischen Begehrlichkeit auf, als die norddeutsche Großmacht mit der Erwerbung des alten Hohenzollernbesitzes Ansbach und Bayreuth nun doch in Süddeutschland Fuß gefaßt hatte (1791). Aber auch Jülich und Berg konnten gleichermaßen wieder Ziele preußischer Ausdehnung werden.

In solcher Richtung, die noch keineswegs auf ein Erwerben der Kaiserkrone und eine Lenkung der Geschehnisse der gesamten deutschen Nation abzielte, schon gar nicht an eine weitere deutsche Ostmission Preußens dachte, bewegte sich die friderizianische Politik und die seiner unmittelbaren Nachfolger. Erst das Wachstum an deutschem Land, das vorübergehend schon Hannover als Lohn für die unwürdige Neutralitätspolitik Preußens in der ersten Zeit der napoleonischen Kriege mit einschloß, dann jedoch vor allem seine innere Wiedergeburt nach 1807 und die grandiose Erhebung von 1813 gegen Napoleon, endlich das sich in den Freiheitskriegen offenbarende Voranschreiten Preußens vor der deutschen Nation schufen eine völlig neue, das

nationale Bewußtsein der Deutschen fördernde Situation. Noch aber bedeutete dies keineswegs den Verzicht auf die Fortsetzung der alten Linie preußischer Politik. Beide Richtungen verwuchsen vielmehr ineinander. Auf dem Wiener Kongreß (1815) waren Preußen eben erst das ausgedehnte Rheinland und Westfalen neben Teilen von Sachsen zugesprochen worden. Da der Staat aber immer noch in zwei Hälften zerfiel, die voneinander territorial getrennt waren, lag der Gedanke nahe, eine Vereinigung durch Erwerb der dazwischenliegenden Gebiete anzustreben. Dazu gesellte sich der aus Preußens großer Befreiungstat gegen Napoleon erwachsene Ehrgeiz, unter Abkehr von der bisher nur eigenstaatlichen Politik eine festumrissene Linie deutscher Politik einzuschlagen. Diese war bestimmt durch den Gedanken der völligen Gleichberechtigung mit Österreich im Deutschen Bunde, in der Ferne indessen schon durch das Ziel einer deutschen Führung von seiten Preußens.

Österreich hatte einst und durch lange Jahrhunderte den territorial zerrissenen deutschen Westen und Südwesten gegen Angriffe gedeckt. Seine Besitzungen am Oberrhein waren der schützende Schild für das sonst wehrlose und zerklüftete Süddeutschland. Seine Truppen hatten den immer schwächer werdenden Reichstruppen den Kampf gegen das unermüdlich drohende Frankreich überhaupt erst ermöglicht. Ein bewußter, planmäßig verfolgter Gedanke, sich deutsches Land anzueignen, kann Österreich bis zum bayrischen Projekt Kaiser Josephs II. und seines Ministers Kaunitz nicht nachgesagt werden (1779). Gelassen ertrug das im Osten so ausgedehnte Österreich im schwäbisch-alemannischen Raum (Vorderösterreich) eine beispiellose Zersplitterung seines Herrschaftsgebietes, ohne das naheliegende Bestreben, sich zum unmittelbaren Herrn der Länder zwischen Freiburg im Breisgau und Bregenz zu machen. Aber auch sein Bayernprojekt hätte nur einen Tausch, nicht eine Neuerwerbung schlechthin betroffen. Preußens Politik jedoch zielte darauf ab, unter Erweiterung seines deutschen Besitzes die Führung mehr und mehr in die Hand zu nehmen. Das alte Heilige Reich, die Domäne der deutschen Rechte Habsburgs, bestand seit 1806 nicht mehr und war 1813 nicht mehr erneuert worden. Im Deutschen Bund hatte sich das alte Recht Habsburgs zu bloßer Ehrenstellung ver-

flüchtig. Auch diese war nur dann unangefochten, wenn man vorher sorgfältig darauf bedacht war, ein enges Einvernehmen mit Preußen zu pflegen und dessen unverkennbar gewordene Empfindlichkeit und dessen Machtbewußtsein immer zu berücksichtigen. Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 jedoch enthüllten dem preußischen Patriotismus wie auch der preußischen Staatsleitung, wie groß die Aussichten für Berlin, künftig die Führung in Deutschland zu übernehmen, geworden waren, seit der Wille zum Nationalstaat im deutschen Volke übermächtig geworden war. Die Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser durch die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche am 23. März 1849 mußte, auch wenn sie von dem sehr legitimistisch denkenden, auch ängstlichen König noch zurückgewiesen wurde, als ein weiterzuverfolgendes Ziel in der Politik der preußischen Staatsmänner zurückbleiben.

Nicht in der Brust Bismarcks allein, auch in der seiner weniger glücklichen Rivalen unter den gleichzeitigen preußischen Staatsmännern war der Gedanke lebendig, das übrige Deutschland außer Österreich unter preußischer Führung zu vereinigen.

Mit diesem Ziel, wie es Bismarck 1866 und 1871 verwirklichte, vollendete sich zugleich Preußens Aufgabe. Wie sehr auch das neue Deutsche Reich ein Preußen-Deutschland genannt werden konnte, unaufhaltsam mußte die Entwicklung in der Richtung gehen, daß der friderizianische Staat, dessen Geist nun auch das übrige Deutschland durchdrang, gegenüber dem jetzt geeinten Deutschland zurücktreten, allmählich überflüssig werden und eines Tages sogar in dem größeren Ganzen aufgehen mußte. Die Katastrophe von 1918 hat diese Entwicklung erheblich beschleunigt, während die noch größere Katastrophe von 1945 sie gewalttätig zum Abschluß brachte. Preußen als Staat wurde durch Kontrollratsgesetz 1947 völlig ausgelöscht, natürlich keineswegs im Interesse einer Neubildung eines deutschen Staates. Es ist damit vorläufig die Existenz des preußischen Staates ausgelöscht worden. Freilich sind alle solchen Verbote, die im Dröhnen eines militärischen Zusammenbruches erfolgen, niemals Sprüche einer unbestechlichen Gerechtigkeit.

Preußen verließ, um der Wahrheit die Ehre zu geben, dem übrigen Deutschland das Bild einer unerhörten Konzentration

seiner Kräfte. Weit stärker als Österreich an seine so oft erfolgreiche Abwehr von Reichsfeinden, an seine großen Siege über die Türken knüpfte das deutsche Selbstbewußtsein nach den demütigenden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und den Raubzügen Ludwigs XIV. an die Siege Friedrichs des Großen an. Dies war gewiß nicht immer gerecht und übersah die Opfer der alten Führungsmacht Österreich, es war aber begreiflich, da die preußischen Erfolge die späteren und darum mehr im Gedächtnis haftenden waren. Sie wurden im engeren deutschen Raum selbst errungen und stellten damit das Bild der fliehenden Franzosen häufiger und wirkungsvoller vor Augen. Vor Roßbach (1757) mußten die Siege über die Türken bei Zenta (1697) und Belgrad (1717), die Siege über die Franzosen bei Malplaquet (1709) und Turin (1706) verblassen, und selbst Aspern und Wagram (beide 1809), die blutigen Schlachten Österreichs gegen Napoleon, traten vor denen an der Katzbach, von Großbeeren und Leipzig oder gar vor Waterloo in den Hintergrund. Preußen erneuerte ferner in noch strafferer Weise, als man es früher gesehen, das Bild altdeutscher Tüchtigkeit, Sparsamkeit und präziser Gediegenheit. Es fügte ihm noch die Züge eines unerhörten Arbeitseifers und des bewußten Verzichtes auf eigenes Wohlergehen zugunsten der Gemeinschaft bei. Nach preußischer Auffassung war dem Menschen das Leben zur Pflichterfüllung gegeben. Für persönliches Glück war erst durch Leistungen für die Allgemeinheit und nach Maßgabe ihrer Bedeutung ein kärglicher Raum ausgespart.

Ohne Zweifel sind der unerhörte wirtschaftliche Aufstieg der Gesamtnation, dieser Weg aus Armut zu Wohlstand, das Wachsen des deutschen Selbstgefühls und die Erfolge der deutschen Politik in hohem Maße auf das Vorbild des nordostdeutschen Militärstaates zurückzuführen. Selbst das behäbigere, dem altdeutschen Wesen zugehörnde Österreich hatte durch Preußen in Kampf und Rivalität erhebliche innere Antriebe erfahren. Es hatte manches von seinem Gegner gelernt, manche Anregung als für seine Vormachtstellung geeignet, ja notwendig, übernommen, wenn solches auch bald in das lebenswürdigere österreichische Wesen, dem die Begriffe Militarismus und Entseelung des Einzelmenschen nie recht zusagen wollten, eingeschmolzen und damit

der Härten beraubt wurde. Dem deutschen Süden wollte dies nach 1918 zum Schaden des Reiches nicht glücken.

Jeder Einsichtige wird sich vor der Größe der Leistung, vor der Gesinnung des persönlichen Opfers, vor dem lauterem Patriotismus verneigen, die von der nordostdeutschen Großmacht ausgingen.

Dennoch bleibt die Tatsache bestehen: Das Aufkommen Preußens als der zweiten deutschen Großmacht bedeutete die Bildung einer für die Gesamtnation gefährlichen Bruderkriegsatmosphäre in Deutschland. Nicht nur für Österreich war der Verlust von Schlesien ein unangenehmer Auftakt der heranrückenden Zeit. Schlesien, in der Hand Österreichs ein deutschkolonisatorisches Bollwerk, war ein Garant dafür, daß die böhmischen Länder im mitteleuropäischen und damit deutschen Raum verblieben. Unausdenkbar, welche Stütze dieses deutsche, von lebendigem Geist durchströmte, volkreiche Schlesien für das deutsche Gefüge Österreichs hätte werden können. Im Besitz von Schlesien konnte und mußte Österreich allen Plänen für eine Aufteilung Polens entgegenreten, die doch letztlich Rußland nach Mitteleuropa hineinführten und ein Gutteil der späteren Verhängnisse bewirkten. Danzig, Thorn, das Ermland und der Westteil der Provinz Posen, alles altdeutsches Land, wären vielleicht dennoch an Preußen gelangt. Galizien aber, diese Belastung für das spätere Österreich, wäre im polnischen Staate verblieben.

Stets hielt nach 1740 der deutsche Dualismus, dieses rivalisierende und oft kriegerische Gegeneinander Österreichs und Preußens fremdem Einfluß in Deutschland die Türen offen. Wie stark wurde das Brandenburg-Preußen des Großen Kurfürsten und auch das spätere durch französische Förderung — gegen Österreich —, wie wichtig war für Preußen stets die russische Freundschaft — oft gegen Österreich —, und wie sehr mußte sich der alte Kaiserstaat bemühen, was allerdings nur unter Kaunitz gelang, Frankreich zu gewinnen — gegen Preußen — und Rußlands versichert zu sein — gegen Preußen. Wieviel gesamtdeutsches Unglück liegt in diesem nahezu sinnlosen Auf und Ab! Und diese Hypothek schwächte die starken Volks- und Staatskräfte, die damals zum Aufbruch drängten. Man möchte fast sagen, daß eine günstigere Zeit für Deutschland, für die Entfaltung seiner

Kräfte, im 18. und nicht im 19. oder gar im 20. Jahrhundert gelegen hatte, wenn man die allgemeine Konstellation betrachtet. Die rechtzeitige Überwindung des deutschen Dualismus jedoch wäre dazu die Vorbedingung gewesen, und es gelang nicht, sie zu erfüllen.

Die beiden deutschen Großmächte des östlichen Kolonialraumes belasteten mit ihrem — wohl kaum vermeidbaren — Gegensatz das gesamtdeutsche Schicksal. Sie gefährdeten damit auch den deutschen Ostraum, der ohnehin bedroht genug war. Daß sie beide aus diesem deutschen Ostraum hervorgegangen sind und so lange aus ihm Kräfte ziehen konnten, offenbart dessen großartige Kraft und seine vielen Möglichkeiten. In den weltgeschichtlichen Schicksalen Österreichs und Preußens aber leuchtete noch einmal das Riesenwerk der Ostkolonisation des deutschen Mittelalters auf.

Führergestalten des deutschen Ostens

Alle Menschen des Ostens, die reinen deutschen Blutes waren, stammten von Vorfahren aus dem Mutterland. Nicht abzuwägen die Lebensströme und Begabungsschätze, die von daher gekommen waren! Die Zeiten der Landnahme und des ersten Landesausbaus erschöpfen diese Kräftezufuhr keineswegs. Immer wieder zog der Osten, seit sich in ihm kraftvoll erwachsende deutsche Staatswesen regten, vollends seit sich die Großmächte Österreich und Preußen zu formen begannen, deutsche Menschen von Tatkraft und Begabung aus dem Westen an sich. Diese fortgesetzte Zufuhr war für diese Staatswesen ungemein segensvoll. Mit Fug und Recht kann gesagt werden, daß sich im 17. und 18. Jahrhundert die werdende österreichische Monarchie in hohem Maße aus westdeutschem Menschentum verstärkte, ja daß es ihre glänzendsten und größten Tage waren, wo sich der Adel und die bürgerlichen Begabungen Altdeutschlands noch zum Dienste beim Kaiser drängten. Die Strattmann und Hoher, die Salm und Bartenstein, die Hörnigk und Wagner, die Schönborn und Daun, sie und die vielen Kleineren stellen ein sehr bedeutsames Element für die große Mischung und Kräfteballung in Österreich dar, die doch

auch reichlich den Adel des romanischen Westens mit heranzogen. Überwogen unter Maria Theresia die ostdeutschen Heerführer und Staatsmänner bei weitem, so leuchten dann bald die Namen von Wurmser und Beaulieu, glanzvoll die der beiden Brüder Stadion oder gar Metternichs, endlich noch der Brucks auf, und noch des letzten österreichischen Kaisers „Wegbegleiter“ ist der Freiburger Professorssohn Beck, der langjährige österreichische Generalstabschef (1881–1906) vor Conrad von Hötzendorf (1906 bis 1917). Und was wäre Preußen nach dem Tode seines großen Königs ohne die Stein und Hardenberg, die Scharnhorst und Gneisenau geworden? Es ist fraglich, ob ohne deren vorausgegangene Verdienste um Preußens Staatswesen, Waffenruhm und Waffenkraft und sein Ansehen als bestorganisierten Staat selbst dem Genie eines Bismarck das Vollbringen der preußisch-deutschen Reichsgründung möglich gewesen wäre. Man streiche zudem die Männer aus der westdeutschen Wirtschaft, nur etwa die Familie Krupp, und Preußens Bild wäre ein wesentlich bescheideneres.

Wie reich aber ist doch auch schon seit früher Zeit von sich aus der deutsche Osten an Führergestalten! Kann es wunder nehmen? Die Kühnsten, Verwegensten, nach Taten am meisten Dürstenden zogen ja aus. Scharfprofilierter Erscheinungen zeigt schon das Mittelalter, natürlich im Südosten zuerst, der den großen zeitlichen Vorsprung vor dem Nordosten und dem sudetendeutschen Raum besaß. Da sind zuerst die Markgrafen und dann die Herzoge aus dem Hause der Babenberger. Da ist der tapfere Ernst der Eiserne (1056–1076), der 1076 bei Homburg für König Heinrich IV. fällt, ist Leopold V. der Tugendhafte (1177–1194), der Erstürmer der Festung Akkon im 3. Kreuzzug und Feind des Richard Löwenherz, ist Leopold VI. der Glorreiche (1198–1230), Eroberer von Damiette (1219) und glanzvoller Herrscher, endlich der streitbare Friedrich II. (1230–1246), der letzte des Hauses, der gegen die Madjaren an der Leitha 1246 fällt. Nicht ohne einen tieferen Grund hat an dem „wonniglichen Hofe“ der Babenberger in Wien auch die deutsche Dichtung jener Zeit ihren Sammelpunkt. Dann sehen wir die bereits in Österreich geborenen Habsburger, streitbare Herren, darunter der edelmütige Friedrich der Schöne (1308–1330), Leopold I. (1308–1326) und Leopold III. (1365–1386), beide in die blutigen Schlachten

von Morgarten (1315) und Sempach (1386) mit den Schweizern verwickelt. Leopold III. ist bei Sempach 1386 gefallen. Rudolf IV. (1358–1365) ist, obwohl er nur kurze Zeit regierte, einer der bedeutendsten Territorialfürsten des 14. Jahrhunderts; er gründete den Stephansdom in der gotischen Gestalt und rief die Wiener Universität ins Leben (1365); er erwarb Tirol für die Habsburger (1363), er festigte den Besitz in der Schweiz. Da sind dann die tapferen Fürsten des Spätmittelalters, Albrecht IV. (1395 bis 1404) und Albrecht V. (1422–1439), beide Hussitenkämpfer und kluge Landesherren. Friedrich III. (1440–1493) endlich, kein Mann des Schwertes, bahnte durch seine Verhandlungen über die Eheschließung seines Sohnes Maximilian mit der Tochter und Erbin Karls des Kühnen von Burgund (1467–1477) die Wege für den weltumspannenden Aufstieg seines Hauses.

Im sudetendeutschen Raum muß Bruno von Schaumburg (1245–1281), Bischof von Olmütz und Kanzler Ottokars II., eine bedeutende Persönlichkeit gewesen sein, und halb gehören die späteren Przemysliden auch in diesen Rahmen. Prächtige Gestalten waren die Askanier, die mit dem kühnen Waldemar (1309 bis 1319) viel zu früh für ihre Mark, für den deutschen Nordosten überhaupt, erlöschen; kluge, beharrliche, ohne besonders hallende Taten wirkende Mehrer ihres Markenlandes waren die Wettiner. Der Ritterorden und der von ihm geschaffene Staat stellten eine ganze Reihe von Männern, die uns zum Teil schon sehr greifbar in ihren Plänen und Siegen, Sorgen und Entscheidungen, auch Fehlentscheidungen, entgegentreten. Wir meinen mit Hans von Baysen (gestorben 1459), dem falschen Ratgeber dreier Ordensmeister, eine der ruchlosesten Gestalten nicht nur der deutschen Ostgeschichte zu nennen, von dem Ordensmeister Heinrich Reuß von Plauen (1469–1470) sagte, daß, wenn Christus zum jüngsten Gericht kommen werde, dieser Mann das Panier der Verräter führen würde. Aber bei der Nennung des Namens von Baysen sei auch eines anderen preußischen Ritters gedacht, der anders als jener dem Orden die Treue hielt und Haus und Hof verließ, um nicht zum Verräter werden zu müssen. Es ist der pomerellische Ritter Nikolaus von Russenczin, der den Danzigern sagte:

„Vort, liben heren, ich habe yo mynem hern meyster eynen

eyt gesworen und der orden hot mich dirczogen und was ich hebb, das hot der orden meynen eldern gegeben. Meyn gewissen beczuiget mir, daß is besser icz vertorben un gestorben, wen wider ere und sele getan.“

Das deutsche Städtewesen des Ostens stellte zahlreiche führenden Gestalten, unerschrockene Männer, einste hend für das ihnen Anvertraute. Der Wiener Bürgermeister Konrad Vorlauf setzte sich gegen ungebührliche Forderungen seines gewalttätigen Herzogs Leopold IV. (1406—1411) zur Wehr, und als er mit mehreren Ratsherren zum Tode verurteilt wurde, bat er um die Gnade, als erster den Streich erleiden zu dürfen, um wie im Leben ein Vorlauf, so auch im Tode einer für seine Mitbürger zu sein. In Krakau begegnen wir den tatkräftigen Wirsings, Markolt der Deutsche in Lemberg lud 1268 die Fürsten von Halitsch und Litauen zu einer Staatsbesprechung in sein Haus. Die Hansestädte weisen zahlreiche tüchtige Bürgermeister auf. Unvergesslich ist der ordenstreue Bartholomäus Blume, der Bürgermeister von Marienburg, Blutzeuge des Deutschtums im Osten (1460). In Danzig standen die Angehörigen der Familie Ferber wie auch der Bürgermeister Philipp Bischof und Johann von Werden für das Deutschtum der Stadt gegen die drohende Polonisierung ein. Es sind nur wenige Namen genannt aus einer großen Zahl.

Ein echter Ostdeutscher ist der trotz seiner portugiesischen Mutter und seiner so tief in die Händel des Westens verwickelten Politik auch der Kaiser Maximilian I. (1493—1519). Eine wahrhaft lebenswürdige und ebenso tapfere und vor allem unermüdliche Herrschernatur! Er war es, der 1490 Wien den Ungarn wieder entriß, der die habsburgischen Ansprüche auf dieses Königreich festhielt und durch die Wiener Doppelhochzeit noch stärker unterbaute. Stets blieb in diesem lebensvollen und kunstbegeisterten Herrscher das Empfinden für deutsche Ehre wach, auch wirklich gesamtdeutsche Ehre. Ostdeutsche sind dann, wenn wir den in Spanien geborenen und aufgewachsenen Kaiser Ferdinand I. (1556—1564) hier übergehen, obwohl dieser dann 45 Jahre seines Lebens die Sorgen des Südostens zu tragen hatte, Maximilian II. (1564—1576), der einzige Habsburger, der im Innersten Lutheraner war, Rudolf II. (1576—1612), der geheimnisumspinnene Kaiser vom Hradschin in Prag, das damals ein

großartiges Kunstleben erfüllte, endlich der widerspruchsvolle Ferdinand II. (1619–1637) mit seinem von den Jesuiten erzeugten katholischen Fanatismus.

Welche Fülle von Gestalten stellt nicht allein, angefangen mit seinem wuchtigen Stifter Martin Luther (1483–1547), dieser die Herzen wie im Sturm ergreifenden Elementargestalt, der neue deutsche Glaube! Die beiden Wettiner Kurfürsten Friedrich der Weise (1486–1525) und Johann Friedrich (1532–1547): ein väterlicher Beschützer Luthers der erstere, der 1519 Kaiser werden sollte, der zweite der unerschütterliche Bekenner des evangelischen Glaubens, Dulder in bitteren Jahren der Gefangenschaft (1547–1552). Moritz von Sachsen, der Zwielfichtige, sicherte dann, wenn auch durch offenkundigen Verrat an Kaiser Karl V. (1519 bis 1555), dem lutherischen Bekenntnis die Freiheit des Augsburger Religionsfriedens. Siegreich dringt das Luthertum ins deutsche Gesamtleben ein, bis ihm im Süden Ferdinand II. (1619 bis 1637) ein Ende setzt, zum Vorteil eines einheitlichen Staatsfundamentes, zum unermeßlichen Nachteil aber für das österreichische Deutschtum, das so viele Bekenner, Tatkräftige, Tatmenschen verliert. Freilich, je mehr allmählich der Theologenstreit, auch nicht zum letzten der innerhalb des evangelischen Lagers, zu überwuchern beginnt, treten im Religiösen an die Stelle der Persönlichkeiten starre Eiferer, während sich die wahrhaften Begabungen der weltlichen Sphäre zuwenden.

Maßgebend in unserer Geschichte waren ja damals schon lange die fürstlichen Territorien und, sie alle alsbald weit überragend, die beiden deutschen Großmächte.

*

Österreich, das Preußen um geraume Zeit voraus ist, weist in Leopold I. (1658–1705) einen durch sein Geschick in der Auswahl seiner Helfer erfolgreichen Regenten auf. Abgesehen von den Schatten, die auf sein Bild durch die Verfolgung der ungarischen evangelischen Prädikanten fallen, war er ein durchaus wohlmeinender Herrscher, eine ausgeglichene Natur, feingebildet und voll von Interesse an der Kunst, dem Theater insbesondere, und an den Wissenschaften. Die musikalische Begabung dieses Kaisers, der sich von seiner Hofkapelle in den Tod spielen ließ,

überragt die aller seit Maximilian I. (1493–1519) und bis auf Franz II. (1792–1835) so musikliebenden Habsburger. Leopolds Sohn Joseph I. (1705–1711) nahm als letzter der Kaiser die stolzen Traditionen des alten Kaisertums auf und wahrte dessen Rechte energisch gegen das Papsttum. Nach Josephs zu frühem Tode (1711) endete der Mannesstamm des Geschlechtes dann mit seinem Bruder Karl VI. (1711–1740), dem Vater der Maria Theresia.

Unter diesen drei letzten Kaisern dient, durchaus zum Staatsmann des deutschen Ostens geworden, Prinz Eugen von Savoyen (1662–1736), der seine französische Heimat nur noch als Feldherr des Kaisers mit dem Degen in der Faust wieder betrat. Der große Türken- und Franzosensieger begegnet uns schon als der unvergeßliche Förderer des Deutschtums auf ungarischem Boden. Um die gleiche Zeit dienten der ältere Ernst Rüdiger (1638–1701) und der jüngere Guido Starhemberg (1657–1737), Verteidiger Wiens gegen die Türken (1683) der erste, der andere besonders berühmt als Waffengefährte Eugens bei Zenta (1697) und als Sieger über weitaus stärkere französische Kräfte in Italien und Spanien (1708–1713). Damit nennen wir nur die bedeutendsten der damaligen ostdeutschen Feldherren. Graf Wratislaw, ein hervorragender Diplomat der Zeit der beiden letzten Habsburger, vertrat den damals eingedeutschten böhmischen Adel.

Maria Theresia (1740–1780), Tochter einer welfischen Mutter, verstand es, eine große Reihe von Staatsmännern und Feldherren in ihren Diensten zu halten. Unbestreitbar der Größte unter all diesen ist Fürst Wenzel Anton von Kaunitz (1711–1794), Angehöriger eines längst eingedeutschten mährischen Geschlechtes, Sohn einer friesisch-westfälischen Mutter. Kein deutscher Staatsmann vor und nach ihm vermochte so erfolgreich die Beziehungen zu Frankreich zu gestalten. Seit der großen Wende der Bündnisse von 1756 ist Frankreich, vorher jahrhundertlang die antikaiserliche Macht, an die kaiserliche Politik gebunden und in dem Versailler Bündnissystem nicht wie sonst der empfangende, sondern der ohne rechtes Entgelt gebende Teil. Um der höheren Ehre Habsburgs willen, aber auch wegen des österreichischen Versuches, der deutschen Kaiserkrone wieder mehr Macht zu verleihen, opferte Frankreich seine Armeen im Siebenjährigen Kriege.

Fast ein Menschenalter lang sicherte die Kaunitzsche Bündnispolitik, die nirgends deutscher Ehre oder deutschem Vorteil etwas vergab, Frieden und Freundschaft mit Frankreich.

Die beiden Feldherren der Kaiserin Maria Theresia, der Heeresmeister Graf Daun (1705–1766) und der Freiherr Gideon von Laudon aus Livland (1717–1790), den man das Schwert, ja gar den Gideon (so Kaunitz!) Österreichs nannte, führten die kaiserlichen Heere im großen Kampf gegen Friedrich II. Laudon war es 1789 noch vergönnt, Belgrad ein drittes Mal für Österreich zu erobern, das ihm, dem so leicht Verletzbaren, schließlich doch bis zu seinem Tode die Heimat und die Stätte seines Ruhmes wurde. Er starb als Generalissimus der Heere Österreichs 1790.

Nicht zuletzt aber die Kaiserin selbst. In einem Herrscherleben, das vollendet ist wie selten eines in unserer Geschichte, verkörperte sie eine harmonische Vereinigung staatspolitischer Notwendigkeiten mit menschlicher Güte, eines oftmals fanatischen Willens zur Wiederherstellung des geschmälerten Umfanges ihres Staatsgebietes mit der hingebendsten Tätigkeit als Landesmutter, die bedacht war, die Wunden langer Kriegsjahre zu heilen. Noch ihre letzten Ziele hießen Bauernbefreiung und Jugendbildung. Zugleich jedoch war es dieser Frau vergönnt, ihrer vielsprachigen Monarchie die deutscheste Gestalt zu geben. Sie versammelte den hohen Adel ihres Reiches an ihrem Hofe. Die hochmögenden ungarischen Magnaten sprachen das Deutsche in seinem einschmeichelnden Wiener Dialekt und bewegen sich als deutsche Grandseigneurs. Maria Theresias Verwaltung und die von ihr geschaffenen Normalschulen wirkten eindeutschend, ohne daß es irgendwo ein Gefühl der Zurücksetzung gab. Die sanfte Macht dieser fraulichen Persönlichkeit bewirkte eine innere Vereinheitlichung Österreichs, die sicherer gefügt war als die überhastig begonnene Zentralisation Josephs II. (1780–1790). Ein großes, glanzvolles Zeitalter endete mit ihrer Herrscherzeit in gerundeter Schönheit (1780).

Wer indes wollte dem edlen Streben, der restlosen Hingabe an die Allgemeinheit, wie beides ihren Sohn Joseph II. auszeichnete, die Anerkennung versagen? Allerdings, wo die Mutter Harmonie der Persönlichkeit ausstrahlte, verzehrte der Fanatismus josephinischer Staatsgesinnung richtiges Maß und festes Beharren. Stets

über Klippen hinweg wird der Staatswagen Österreichs unter diesem Herrscher vorwärtsgerissen, aber der Kaiser stirbt 1790 mit dem entsetzten Blick in einen Abgrund, vor dem kaum noch Rettung möglich erscheint. Und doch, welchen Glanz strahlt das unbestechliche Ethos dieses scharfsinnigen Mannes aus, ist es auch nicht mehr der Glanz des thesesianischen Lebens und Lebenslassens, auch nicht der Glanz friderizianischer Geistigkeit! Es ist aber der Glanz des sieghaften, unbestechlichen Rechtes, des alle gleich adelnden, allen gleich gemeinsamen Dienstes an der Allgemeinheit mit einer beinahe mönchischen Nüchternheit.

Wie lebensoffen und wieder staatsklüger ist der sonst gleichfalls reformatorisch gerichtete Leopold II. (1790—1792), Maria Theresias jüngerer Sohn! Wie verantwortungsbewußt und würdig als Kaiser! Noch klingt in ihm die habsburgische Musikalität nach, so kühl sein Geist scheint, bis dann mit seinem Sohne Franz I. (1792—1835) der erste, mit Kaiser Franz Joseph I. (1848 bis 1916) der zweite und letzte der amüsich nüchternen, bei allem Scharfsinn dem Geiste gegenüber mißtrauischen Habsburg-Lothringer vor uns stehen. Schließt, da der unglückliche, zum Herrscher weder geborene noch erzogene Karl I. (1916—1918) kaum zu rechnen ist, mit Franz Joseph I. die Reihe des alten Geschlechtes auf dem österreichischen Thron ab, so ist es doch ein Ende in Würde. Franz Joseph I. war keineswegs ein großer Monarch. In seiner ersten Herrscherzeit (1848—1866) hatte er durch die Impulsivität seiner Entschlüsse und durch sein überstarkes Monarchengefühl seinem Staat Schaden zugefügt, in der letzten Zeit (1879—1916) wohl auch durch sein müdes Ruhebedürfnis, das freilich auch dem Pessimismus für die Zukunft entsprang. In der Erscheinung aber, in Haltung und Standhaftigkeit ist er ein großartiges Herrscherbild. Dagegen verstummten Geifer und Gemeinheit einer versinkenden, absterbenden Welt. Welche Tapferkeit bewies er gegen den Ansturm des Verderbens in der eigenen Familie, den Ansturm von Katastrophen, die seinen Staat und sein Haus zerstörten! Welcher Mut zur Entscheidung noch 1914, obgleich sich der Monarch keiner Täuschung über die drohenden Gefahren hingab!

Soweit die Herrscher. Und ihre Helfer?

Schon unter Maria Theresia stieg der Mann empor, der wie

wenige andere Haß und Mißgunst Mächtiger auf sich zog, der selbst von politischer Leidenschaft — wie etwa seines Hasses gegen Preußen — besessen war, die seinen scharfen Geist verdunkelte: Franz Freiherr von Thugut (1736—1818). Allein von einem Napoleon gehaßt zu werden ist Verdienst und offenbart Rang, bei Thugut wie bei Stein. Bei allen Irrtümern und menschlichen Fehlern des mit eisernem Fleiß vom bürgerlichen Bettelstudenten zum allmächtigen Direktor der auswärtigen Angelegenheiten Österreichs seit 1794 bis 1800 emporgestiegenen Thugut blieb seine Vaterlandsliebe die elementare Kraft. Seine Zähigkeit in Krisen war unbeschreiblich, seine Haltung so stolz, daß es den Engländern unerträglich wurde. In ihm spüren wir etwas von der Kraft des Hassens und Kämpfens, die im Innersten des sonst verbindlichen Österreichers leben und ihn bis zum Nichterkennen sich anbahnender Katastrophen beherrschen können.

Ausgeglichenere Naturen waren die beiden Diplomaten Graf Johann von Cobenzl (1741—1810) und sein Vetter Ludwig (1753 bis 1809), ein Meister in diesem Fach. Schon unter dem letzteren erschien in Wien Friedrich von Gentz (1764—1832), der nachmalige Helfer, der einem Metternich unentbehrlich wurde. Fürst Clemens von Metternich (1773—1859) selbst war kein Österreicher und niemals wurde dieser Koblenzer Österreicher, stets blieb er der rheinischen Atmosphäre verhaftet.

Inmitten der Stürme der Revolution von 1848 erhob sich die kämpferische Gestalt des Fürsten Felix Schwarzenberg (1800 bis 1852). In ihm stellte sich das uralte deutsche Geschlecht in seiner größten Gestalt vor, kurz ehe es der Tschechisierung, dem Abfall vom angestammten Volkstum, verfiel. Schwarzenberg wurde der Überwinder der österreichischen Revolution. Noch einmal sicherte er seinem Vaterland, das er streng zentralistisch regierte, die Führung in Deutschland, so ungesichert freilich die Zukunft blieb, da es nicht gelang, die Aufnahme Österreichs in den Deutschen Zollverein zu erwirken.

Mit Schwarzenbergs frühem Tode am 5. April 1852 brach die Reihe der bedeutenden österreichischen Staatsmänner ab. Wir begegnen fortan auch keinem bedeutenderen aus südostdeutschem Adel stammenden Staatsmann mehr. Die Starhemberg und Liechtenstein, die Windischgrätz, die Dietrichstein und Herberstein,

einst so zahlreich im Dienste Habsburgs, sind im ganzen 19. Jahrhundert und in den letzten Jahren Österreich-Ungarns nicht mehr an bedeutender Stelle anzutreffen. Jahrelang waren Madjaren (Graf Andrassy, Graf Kálnoky, Graf Burian) Österreichs Außenminister und nur zuletzt erschien in Graf Leopold von Berchtold (1863—1942), unter dessen Ministerium der Krieg mit Serbien den Ersten Weltkrieg auslöste, noch ein Vertreter des eigentlichen österreichischen Adels. Der österreichische Ministerpräsident Ernest von Koerber (1900—1904), der letzte namhafte Leiter der österreichischen Reichshälfte, gehörte dem Beamtenadel mit jüdischem Einschlag an wie auch der als Außenminister durch die Annexion von Bosnien und Herzegowina 1908 bekannt gewordene Lexa, Freiherr, dann Graf Ährenthal. Im Weltkrieg selbst führte ein kurzes, zuerst von großen, dann völlig enttäuschten Hoffnungen begleitetes Zwischenspiel in der Außenpolitik (1916—1918) der gewandte böhmische Diplomat Graf Ottokar von Czernin (1872—1932), der über die verräterischen, geheimen Friedensverhandlungen des Prinzen Sixtus von Bourbon-Parma mit Frankreich stürzte.

Kaum übersehbar ist daneben die Zahl der Politiker, Parteiführer, Publizisten in den politisch so aufgewühlten Jahrzehnten des zuletzt hoffnungslos im Brackwasser fahrenden Staatsschiffes Österreich. Unmöglich, auch nur die Bedeutenderen unter ihnen aufzuzählen!

Wir begnügen uns, auf den Niederösterreicher von Andrian-Werburg und den Sudetendeutschen Franz von Schuselka, beide Verfasser mahnender Denkschriften, auf Charles Sealsfields (Karl Postl) (1793—1864) „Austria as it is“ hinzuweisen, Fundgruben für die Problematik der Donaumonarchie schon vor 1848. Groß, aber wenig fruchtbar war die Zahl der deutschliberalen Politiker und Minister, die vorwiegend aus dem Sudetenland kamen, der Herbst, Giskra, Stremayr, Plener usw. Zwei Volksführer kennzeichnen aber dann die letzten Jahrzehnte Österreichs, beide wortgewaltige Wiener, grundverschieden in Wesen und Richtung, so sehr sich anfangs ihre Wege zu berühren schienen. Dr. Karl Lueger (1844—1910) stieg als Führer der christlichsozialen Partei 1897 zum Bürgermeister von Wien empor. Er schenkte der Stadt, die noch Kaiserstadt war, den letzten internationalen Glanz. Hel-

fer der Dynastie war Lueger, der sich zur Donaumonarchie bekannte. Anders der Mann, dessen erfolgreicher Gegenspieler er wurde, tritt Georg Ritter von Schönerer (1842–1921) uns zum Unterschied von dem überaus geschickten Taktiker Lueger als der Unbeugsame, bis zur Starrheit Konsequente entgegen. Jeder der beiden Gegenspieler verkörperte eine der Eigenarten des Ostmarkdeutschen. Schönerer, auch ein mächtiger Beweger der Massen, vermochte zwar niemals eine große Partei um sich zu scharen, übte jedoch auf die jungösterreichische Intelligenz durch Burschenschaften, Korps und Verbindungen, Turn- und Schützenvereine eine tiefgreifende Wirkung aus. Sie war bis 1945 aus dem österreichischen Beamtentum, besonders auch dem höheren, nicht wegzudenken. Obwohl Schönerer unter der harten Parole „Durch Einheit zur Reinheit“ in seiner Partei beständig Reinigungen vornahm, hielt sich um den merkwürdigen Mann ein geschlossener Kreis der „Schönerianer“ geschart und bewahrte dem streitbaren Führer bis zu seinem Tode 1921 unwandelbare Treue. Selbst dem Nationalsozialismus sind die Schönerianer nur spät und bedingt, letztlich durch die Gründung Großdeutschlands gewonnen, beigetreten, überall für ihren Altmeister werbend. Schönerer hatte sich mit stets wachsender Schärfe bis zu seinem Ausscheiden aus dem öffentlichen Leben 1907 gegen das Habsburgerreich gewandt, dessen Zerfall er zugunsten von „Alldeutschland“, dem Traum seines Lebens, wünschte. Welche Konsequenzen dieser Zerfall für das gesamte deutsche Volk in Mitteleuropa, besonders aber das Grenz- und Sprachinseldeutschtum, haben konnte, blieb dem stets der Realpolitik abgewandten Prinzipienkämpfer verschlossen, um so mehr als er unbedingt an die überlegene Kraft des Hohenzollernreiches glaubte. Diesem protestantisch geführten Preußen-Deutschland war der Mann mit seiner Parole „Los von Rom“ bis zum letzten ergeben, wie er denn mit den Seinen alljährlich zu Bismarck, nach 1898 zu dessen Mausoleum, in Friedrichsruh wallfahrtete, sich selbst jedoch in Aumühle, unfern der Ruhestätte des verehrten Heros beisetzen ließ.

Neben die Staatsmänner und Politiker kann man auch zahlreiche Heerführer Österreichs stellen. Sie beginnen mit dem letzten Ritter Maximilian I. (1493–1519) und dem oft undurchsichtigen

Albrecht von Wallenstein (1583–1634). Die Reihe führt, immer nur die dem Neuboden Zugehörigen gerechnet, über Starhemberg zum Erzherzog Karl, zu Radetzky, Benedek und Conrad von Hötzendorf.

Erzherzog Karl (1771–1847), Bruder des Kaisers Franz II., vertrieb 1796 und 1799 in siegreichen Schlachten die Franzosen aus Süddeutschland und war der erste Überwinder Napoleons (Aspern 1809). Er verkörperte das österreichische Soldatentum, anspruchslos, bescheiden, entsagungsvoll und offen nach oben. Der edle Mann, dessen gerades Wesen Napoleon rühmte, war eine musische Natur und auch ein großer Kriegstheoretiker. Er hat nichts mit Militarismus zu tun. Nicht ganz unähnlich war ihm der Oberbefehlshaber der Alliierten in der Völkerschlacht von Leipzig, Fürst Karl Schwarzenberg (1771–1820); beide gute Deutsche.

Wie schlicht begegnet uns auch Österreichs größter Soldat nach Eugen und Karl, Josef Graf von Radetzky (1766–1858)! Generalstäbler gegen Napoleon, Feldmarschalleutnant 1809 und Generalstabschef der verbündeten Heere 1813 und 1814, als Greis ruhmreicher Heerführer 1848/49! Die Schlacht von Custoza (25. Juli 1848) und der Blitzfeldzug von Mortara und Novara sind die letzten wirklich entscheidenden Siege, die Altösterreich erlebte. Bis an die Schwelle des 90. Lebensjahres durfte der Held inmitten seiner unüberwindlichen österreichischen Armee in Italien bleiben. „In Deinem Lager ist Österreich“, schrieb Grillparzer in einem berühmt gewordenen Huldigungsgedicht von ihm. Der stark deutsch empfindende Schlachtenheld lebte bis zuletzt in der Welt von 1813, in der Welt des Bündnisses von Österreich, Preußen und Rußland.

Radetzkys Generalstabschef Heinrich Freiherr von Heß (1788 bis 1870), ein gebildeter Soldat, großer Könnner und als Mensch bescheiden, entwarf die kühnen Pläne des italienischen Feldzuges von 1848/49. Während des Krimkrieges auf der Höhe des Lebens, war er dann 1859 in freilich schwer erfüllbarer Aufgabe gegen Napoleon III. nicht erfolgreich. Der schlichte Feldmarschall hatte noch Goethe einen persönlichen Besuch abgestattet. Auch in ihm flammte ein lebhaftes deutsches Gefühl. Unglücklich endete das Feldherrnleben Ludwig von Benedeks (1804–1881), des

Helden von Solferino und einzigen 1859 durchaus bewährten kaiserlichen Generals. Er mußte im Feldzug von 1866 wegen unklarer Befehlsverhältnisse versagen. Erzherzog Albrecht (1817 bis 1895), Sohn des Siegers von Aspern, führte 1866 die österreichische Armee in Italien zum Siege. Altösterreichischer Soldat durch und durch, in Auffassung und Haltung gegenüber den Maßen des Vaters eng, kam er niemals über die Niederlage von Königgrätz hinweg. Er blieb ein unfreundlicher Beobachter des neuen Deutschland von 1870/71.

Österreichs letzter großer Soldat, Feldmarschall Conrad von Hötzendorf (1852—1925), war einer der ganz wenigen bedeutenden Feldherren des Ersten Weltkrieges. Gezwungen, mit einer zahlenmäßig und namentlich in der Bewaffnung durchaus unzulänglichen Armee gegen Rußland und Serbien zu kämpfen, war er nicht immer glücklich. Aber die glänzendste österreichische Waffentat des ganzen Krieges, der Durchbruch von Gorlice in Galizien (1915), blieb mit seinem Namen verbunden, und er behauptete die österreichische Südwestfront in zwölf Isonzoschlachten siegreich gegen den Ansturm beträchtlich überlegener italienischer Armeen. Wie weit lag für diesen General bereits die stolze Zeit des deutschen Freiheitskrieges 1813 entfernt. Dennoch war in ihm gesamtdeutsches Bewußtsein lebendig, wie er denn nach dem Umsturz von 1918 erklärte, daß er im Kriege stets das Bewußtsein gehabt habe, nicht für Österreich allein, sondern für das gesamte deutsche Volk den schweren Kampf ausfechten zu müssen.

Lediglich am Rande sei noch bemerkt, daß Österreich auch im Zweiten Weltkrieg eine Reihe markanter militärischer Persönlichkeiten stellte, von denen nur der allgemein als Mensch und Kämpfer hochgeschätzte Generaloberst Alexander Löhr, der lange in Landsberg gefangengehaltene Generaloberst Dr. Lothar Rendulic (1887—1971), der nach dem Kriege verschollene Angelis und der bis zuletzt an Brennpunkten der großen Kämpfe eingesetzte, sehr bewährte General Erhard Raus, ein in seiner Wesensschlichkeit typischer altösterreichischer Soldat, alle zu Generalobersten aufgestiegen, hier erwähnt werden sollen.

*

Neben den Reichtum an bedeutenden Männern des Südostens stellt sich schon seit dem 17. Jahrhundert der des preußischen Nordostens.

Der Große Kurfürst (1640—1688) eröffnete die Reihe, Barockmensch durch und durch, ungleich in den einzelnen Zügen seines Wesens, verschieden in seinen Lebensphasen. Eine imposante Regentengestalt, erwarb er das Land der Väter erst richtig und mehrte es vor allem zu Beginn seiner Regierung. Er wußte unter Ausnützung günstiger Umstände, auch unter Bruch eines feierlichen Bündnisvertrages, Ostpreußen von der polnischen Oberhoheit frei zu machen, ein wendiger Politiker zwischen Ost und West, der allerdings später sein zweites Ziel — der Besitz von ganz Pommern — infolge Einspruchs des Kaisers nicht mehr erreichte. Zweifellos lebte deutsches Nationalgefühl in dem Mann, der einmal die Worte sprach: „Gedenke, daß Du ein Deutscher bist!“ Dennoch war er ein kühler Politiker, dessen Bündnis mit Ludwig XIV. Frankreich die Besitznahme von Straßburg zumindest wesentlich erleichterte. Seinem Staat wurde er ein Landesvater und bändigte die Zuchtlosigkeit der am polnischen Beispiel entarteten preußischen Stände. Widerspruchsvoll verfügte er dennoch auf dem Totenbett eine Teilung seines Staates, um einen später Geborenen ausstatten zu können. Groß ist er vor, bei und nach Fehrbellin (1675); politisch verbittert durch den Frieden von St. Germain (1679), wo ihn der Kaiser zur Herausgabe des eroberten Vorpommern mit Stettin zwang, schloß er sich von 1679 bis 1685 eng an Frankreich an, was ihn aber nicht hinderte, die vertriebenen französischen Hugenotten in seinem Staat mit offenen Armen aufzunehmen.

Durchaus barock, hier indessen unter Prunk und Bombast der Erscheinung und hinter viel Ehrgeiz wenig Gehalt, so stellt sich uns Friedrich I. (1688—1713), der erste Hohenzollernkönig, dar. Wie rasch wich er vor einer festen Haltung zurück, wie suchte er dann wieder den Ausweg, die Hinterpfade, man möchte sagen, echt wallensteinisch, um doch zum Ziel zu gelangen!

Fest umrissen wird dann sein Nachfolger. Nichts ist hier im Zwielficht. Wir kennen den Mann, wie er ist, er täuscht nichts vor, ist eher mehr als er scheint. Friedrich Wilhelm I. (1713 bis 1740) bleibt trotz des Großen Kurfürsten der Begründer der

preußischen Staatsidee, Meister der Verwaltung, strenger Erzieher sowohl des Beamtentums wie auch des Militärs, welch letzterem sein ganzes Herz gehört. Welches Vorbild unermüdlicher Arbeit und nüchternsten Ernstes, allerkärglichst in Genuß und Geist selbst seiner Ausspannungsstunden! Der tiefreligiöse König ist durchaus amüsisch, ja geistig oft roh. Wo er es für nötig hält, greift er brutal zu. Und doch rühmt sich der gleiche Mann nicht zu Unrecht seines treuen Herzens, seiner Ergebenheit gegen den Kaiser, sosehr das Streben nach Gebietswachstum und Geltungserhöhung für sein Preußen bereits den Keim des Widerspruches in sich trägt. In seiner Religiosität lebt nichts mehr von der ironischen Haltung des großen Leibniz. Sie ist eng, aber duldsam. Doch bleibt in diesem unerschütterlichen Herzen stets eine gewisse Reichsgebundenheit lebendig, ja Reichstreue. Das deutsche Bekenntnis ist bei ihm echter als bei seinem Großvater, dem in allen politischen Intrigen und überraschenden politischen Wendungen Gewandten.

Nicht aber Friedrich Wilhelms I. Militarismus und Beamten-drill, nicht seine Ersparungskünste und der daraus anwachsende Staatsschatz bewirkten schon an sich Preußens Aufstieg. Sie waren gewaltiger Rohstoff, doch es bedurfte erst der Hände eines Genies, um aus diesen die Großmachtstellung Preußens zu errichten.

Friedrich II. (1740–1786), der große Sohn des Soldatenkönigs, hat wie Maria Theresia eine welfische Mutter. Ja, es wurde einmal vermerkt, daß beide weniger die Züge ihres Hauses als vielmehr die der mütterlichen Dynastie getragen hätten, also Welfe gegen Welfin gekämpft hätte. Von der Mutter erhielt der junge Preußenkönig die lebendige Geistigkeit, vom Vater die Kunst der Staatsverwaltung und die Arbeitskraft, nicht dagegen dessen biederer Herz. Was diesen Friedrich II. dann weltgeschichtlich groß machte, waren indessen nicht der Geist, nicht das musikalische Dilettieren, nicht der in die Tiefe stoßende Sarkasmus. Es ist auch nicht der Raub Schlesiens an sich, nicht die unruhige Wendigkeit des jungen Königs, die bis zu seinem Fehltritt auf dem politischen Seil, dem Westminsterabkommen von 1756, sieghaft blieb. Bis 1748 überragte ihn die in blühender Jugend für ihre Rechte kämpfende, herzengewinnende Maria Theresia. Friedrichs

Größe offenbarte sich erst richtig in der Verteidigung des Siebenjährigen Krieges, in einer bis zum Erlahmen der Kräfte unbeugsamen Zähigkeit, immer wieder, über Niederlagen und Fehler hinweg, durch Genialität der Führung und die Offenbarung der allerhöchsten militärischen Eigenschaften überraschend. Friedrich rettete seinen Staat vor der ihm von Österreich zgedachten Verstümmelung; er vereitelte Österreichs Versuch, die eigene unbedingte Führung im Reich wiederherzustellen und dem Kaisertum einen neuen Machtinhalt zu geben, indem er Schlesien behauptete und Österreichs Versuch, Bayern zu erwerben, zweimal verhinderte (1742 und 1779). Nach den schweren Blutverlusten und Einbußen durch den Siebenjährigen Krieg baute er seinen Staat wieder auf. Sein Beispiel und seine strenge persönliche Kontrolle vertiefen durchaus die von Friedrich Wilhelm I. begründete preußische Staatszucht.

Weit schwächeres Licht fällt auf seine beiden Nachfolger, auf Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), den wohlmeinenden, jedoch unverlässlichen Mann äußeren Glanzes, und auf Friedrich Wilhelm III. (1797–1840), der an äußeren Eigenschaften das Stiefkind des Hauses ist, der aber doch Geschick in der Auswahl seiner Helfer bekundet und diesen die Treue hält. Solche Gabe zieht Begabungen an und läßt sie sich bis zur Neige entfalten.

Glanzvoll nach außen, reich an Geist, überströmend im guten Willen, indessen auch leicht enttäuscht und selbst enttäuschend, unfest in Entschlüssen, halb Romantiker, halb geradezu realistisch bemüht, Gunst augenblicklicher Lagen für Preußens letzten Machtsprung auszunützen, stellt sich Friedrich Wilhelm IV. (1840 bis 1861) dar. Kein Hohenzoller hat so unbedingte Worte der Ergebenheit für das habsburgische Kaisertum gesprochen, keiner aber so hastig zugegriffen, als eine augenblickliche Schwäche Österreichs 1848/49 das Wunschbild des preußischen Kaisertums fast greifbar aufsteigen ließ. Allerdings wollte sich der König die Krone nur durch Fürstenmund zuerkannt wissen, und er wollte sie auch nur für ein engeres gegenüber einem weiteren Reiche der Habsburger. Über diese letzte Halbheit ging das Schicksal hinweg, das sich für den leider unvermeidlichen Austrag der Dinge härterer Naturen bedienen mußte.

Wilhelm I. (1861–1888), Friedrich Wilhelms IV. Bruder und

Nachfolger, hat freilich in weit geringerem Maße auf die Auseinandersetzung zwischen Österreich und Preußen selbst Einfluß genommen. Allein er war härter in der Entschlossenheit, Preußen nicht mehr als zweite Macht in Deutschland behandeln zu lassen, war von weitaus geringerem großdeutschem Empfinden beseelt und darum leichter bereit als sein unglücklicher Vorgänger, den letzten Austrag auf sich zu nehmen. Ungleich geschickter in der Wahl seiner Helfer, bewahrte er diesen die Treue. Und er leitete mit der von ihm betriebenen Militärreform den entscheidenden Machtaufstieg Preußens ein. Als deutscher Kaiser zeigte er eine gewissenhafte Korrektheit, die sehr dazu beitrug, daß das noch junge Reich Wurzeln schlug. Persönlich ist dem alten Herrn als König von Preußen die neue Würde wie die neue Aufgabe als deutscher Kaiser lange Jahre hindurch innerlich fremd geblieben.

Nach dem kurzen Zwischenspiel des todkranken Friedrich III. (1888) trat Wilhelm II. (1888—1918), eine der glanzvollsten Persönlichkeiten des Hohenzollernhauses, zugleich aber auch ihre verhängnisvollste, auf die politische Bühne. Ein geistvoller Redner, dem die Worte leicht vom Munde strömten und einschlugen, oft zum Unguten. Er pointierte noch schärfer, jedoch auch ungleich gröber als der glänzende Redner Friedrich Wilhelm IV. Für Wissenschaft und Kunst offenbarte er großes Interesse, wenn auch nicht immer ebensolches Verständnis. Er war in allem der Gegensatz zum nüchternen Wilhelm I., leider auch, weil ihm der Takt, das tiefere Empfinden und die Bescheidenheit fehlten, die der Großvater in so reichem Maße bei allem Herrscherbewußtsein besessen hatte. Wilhelm II. bedrängte ein Geltungsbedürfnis, das zu zügeln er niemals Anstalten machte; so vermochte er auch keine großen, eigenwilligen Personen um sich zu scharen. Er stieß Bismarck fort, er schwächte die Stellung Moltkes. Er brachte oft Menschen mit einem inneren Charakterbruch, aber äußerer Imposanz zur Führung oder sorgte dafür, unbewußt, daß sie solche Möglichkeiten erhielten. Die Eulenburg und Bülow, aber auch die gehorsamen engen Caprivi oder der jüngere Moltke waren so recht seine Männer. Er hätte Tirpitz (1849—1930) als Reichskanzler nicht ertragen, ertrug hingegen Bethmann-Hollweg (1856—1921) und Michaelis (1857—1936) und

noch zuletzt die müden Verzichtsmänner Graf Hertling (1843 bis 1919) und Prinz Max von Baden (1867—1929). Jäh wechselten in der ersten Zeit seine Pläne, Alarmrufe, ohne Zweck und Plan die deutsche Öffentlichkeit und die Welt beunruhigend, hallten aus seinen Reden. Seinen Lieblingsplan, die Begründung einer starken Flotte, konnte er nicht vor Verwässerung schützen. Im Ersten Weltkrieg hielt er die Schiffe und ihren zum Einsatz in einer großen Seeschlacht drängenden Schöpfer Tirpitz stets zurück. Der Kaiser duldete auch die Schwächung des Schlieffenplanes, den man in seiner verhängnisvollen Gestalt als Ganzes annehmen oder als Ganzes ablehnen mußte, er verzögerte im Krieg die Berufung Hindenburgs und Ludendorffs an die entscheidende Stelle bis 1916, wo sie bereits zu spät kam. Weil dieser Kaiser nur Erfolge sehen wollte, begann unter ihm jene Unterdrückung der Wahrheit in der Berichterstattung an den Monarchen, dann in der falschen Beurteilung der Tatsachen durch den Monarchen selbst. Dies aber ist für Staaten stets katastrophal. Unsicher in seinem politischen Konzept, aktiv an der falschen Stelle und passiv, wo er verantwortlich hätte handeln müssen, richtete dieser reich begabte, aber zu sehr den äußeren Schein suchende Kaiser Bismarcks Werk zugrunde. Das Elend des deutschen Volkes von heute beruht vielleicht auch auf seinem Versagen.

Fragen wir nach den leitenden Staatsmännern ostdeutscher Herkunft, die an der Seite der Hohenzollern wirkten, so standen sie bis auf den Grafen Ewald von Hertzberg (1725—1795), der in den letzten Jahren Friedrichs des Großen stärker in den Vordergrund trat, ziemlich im Schatten ihrer Monarchen. Allen bis auf den stark an Metternich angelehnten Staatsminister Johann Peter Ancillon (1767—1837) wohnte ein starkes Beharren auf den preußischen Ansprüchen inne, ein Mißtrauen gegen Österreich und eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber den gesamtdeutschen Belangen. Während Österreich nur den einen Thugut (doch wohl nicht in gleichem Maße Kaunitz!) als unbedingten Preußengegner aufweist und der von der preußischen Geschichtsschreibung einst so schwer böser Absichten gegen den Hohenzollernstaat verdächtigte Fürst Felix von Schwarzenberg (1800—1852) manches mit Preußen Gemeinsame beabsichtigte, nur eben Österreich nicht „aus Deutschland hinauswerfen lassen“

wollte und dies auf seine Weise zu verhindern trachtete, wurzeln die preußischen Staatsmänner durchaus in der Tradition der Rivalität und offenbaren die Hingabe an das enge Vaterland Preußen ohne Einschränkung. Deutsch empfanden sie, die Schleinitz, Manteuffel, Goltz, soweit es sich darum handelte, in Deutschland die letzte Rangerhöhung für Preußen durchzusetzen. Nie vermochte sich bei ihnen eine Bindung an die alte Reichsidee im Sinne einer unverbrüchlichen Gemeinsamkeit mit Österreich durchzusetzen. Alle waren sie irgendwie Erben und Schüler der friderizianischen Tradition. Ein Gemeinsamkeitsbewußtsein entsprang bei ihnen höchstens der Erinnerung an die glorreiche Waffengemeinschaft der Befreiungskriege und verblaßte um so mehr, je größer der Zeitabschnitt wurde, der die Zeitgenossen von diesen großartigen, die ganze Nation aufwühlenden Ereignissen trennte.

Selbst der unvergleichlich Größte unter den preußischen Staatsmännern, dem es beschieden war, unter Krönung des preußischen Machtbaus die Wege zur Deutschheit, zur Erhöhung des deutschen Schicksals und zur Reichsgründung zu finden, vermochte sein ganzes Leben lang zum tiefsten Verständnis Österreichs, zum Verständnis seiner deutschen und seiner abendländischen Aufgabe nicht vorzudringen. So sehr war doch dem protestantischen Nordostdeutschen die katholische österreichische Welt fern, daß er tatsächlich raten konnte, der Kaiser Franz Joseph I. möge seine Hauptstadt von Wien fort nach Budapest verlegen. Er verstand nicht, daß für die Deutschen Österreichs dies wohl den Todesstoß bedeutet hätte. Schönerer mit seiner alldeutschen Begeisterung mag dem Kanzler, der um des Friedens mit Rußland willen das seit den achtziger Jahren von der Russifizierung bedrohte Baltikum preisgab, doch immer als ein etwas wunderlicher Heiliger erschienen sein. Dem aus dem Amt verdrängten Kanzler freilich tat sich dann eine sehr nüchterne Beurteilung seines Kaisers auf, aber kein Mensch vermag über den eigenen Schatten zu springen, selbst der größte Staatsmann nicht — ein alter Mensch am wenigsten. Wie großartig hingegen ist Bismarcks staatsmännisches Werk, wenn es auch dem Deutschtum der Alpen-, der Donau- und der Sudetenländer manchen Schaden zufügte! Wie glückte es diesem Manne, ein bei allem klug gewahr-

ten Föderalismus doch machtvolles Staatsgebilde zu errichten! Wie tief blickte er in die Grundbedingungen des europäischen Lebens, indem er den Bund der drei Kaiser schloß, wie hielt er noch, als die schließlich unvermeidliche Entscheidung Deutschlands für Österreich-Ungarn gefallen war, mit unnachahmlicher Meisterschaft Freundschaft, gute Verbindung und noch zuletzt wenigstens den Draht nach Petersburg aufrecht! In seinen starken Händen ruhte der europäische Frieden sicher. Es gab kein Rütteln an seinen die Nachbarn beruhigenden Worten von der Saturiertheit Deutschlands. Bismarcks Reich war eine beharrende Macht, und sie strahlte ringsumher Beruhigung aus. Freilich unbegrenzt lang konnte sich dieser Zustand nicht halten, da die ständige Bewegung der Dinge Naturgesetz ist, die Bewegung jedoch Veränderungen schafft, zunächst solche im stillen, bis dann zuletzt ihre Auswirkungen Veränderungen bringen, die sich in die Außenwelt drängen und die Windstille zerreißen. Bismarck aber schob, bis zuletzt das große Ringen vermeidend, wie einst vor ihm Metternich in ruhigerer Zeit, die Konflikte in die Zukunft. Hier mochten sie dann an Schärfe verloren haben oder weiter verdrängt werden, bis sie ebenso alterten und sich überlebten wie alles Menschliche.

Bismarcks Nachfolger jedoch, der Kaiser voran, vermochten nicht entfernt die gleiche Meisterschaft zu üben. Fürst Bernhard von Bülow (1849–1929), der Gewandteste unter ihnen, erkaufte die friedlichen Lösungen bereits um den Preis einer tatsächlichen Machtminderung oder doch Ansehensminderung. Seine Geschäftsführung, obwohl äußerlich blendend, war tatsächlich wenig glücklich. Er vermochte die Einkreisung Deutschlands weder diplomatisch zu verhindern noch in ihrem Anfangsstadium zu zerreißen. Aus Rußlands Bedrängnis im Krieg mit Japan (1904–5) vermochte er keinen Erfolg für Deutschland zu schlagen, sosehr er sich auch mit manchen Gefälligkeiten um das Zarenreich bemühte. Der Blick auf seinen damals in gebietendem Selbstbewußtsein in strahlender Höhe thronenden Kaiser verbrauchte ein Gutteil seiner sonst beträchtlichen diplomatischen Gaben. Noch schwächer, wenn auch ehrlicher und menschlich erwärmender war dann Theobald von Bethmann-Hollweg (1856–1921). Dem ängstlich gewissenhaften Reichskanzler (1909–1917) wurde durch den

Ersten Weltkrieg eine Last aufgebürdet, der seine Schultern keineswegs gewachsen waren. Noch mehr gilt dies für seinen Nachfolger Georg Michaelis (1857–1936).

Unter den Parteiführern des Bismarckreiches genoß August Bebel (1840–1913) den größten Ruf unbeugsamer Entschlossenheit. Seine Sozialdemokratie ist noch unverfälschter den Gedanken von Karl Marx ergeben, kommunistisch und revolutionär, international trotz der Erklärung Bebels, er würde selbst das Gewehr auf seine Schultern nehmen, wenn Deutschland angegriffen werde. Es bedurfte tiefgründiger Wandlungen innerhalb der Partei, bis die deutsche Sozialdemokratie so weit mit dem Staat verbunden war, daß sie sich 1914 der allgemeinen Begeisterung für den Abwehrkampf des Reiches anschloß. Sie stellte in Friedrich Ebert (1871–1925) und Gustav Noske (1868–1946) zwei Männer von unbedingt deutschem Empfinden, die sich in den Umsturztagen von 1918 bis 1920 als ein Hort der Ordnung erwiesen.

Die konservativen Parteiführer des preußischen Staates, soweit sie dem Kolonialboden angehörten, waren nicht immer glückliche Politiker. Der Name Ostelbier oder Junker, der ihnen gegeben wurde, umfaßte manchen engstirnig dem vermeintlichen Vorteil der Standesgenossen, einer festgefügtten Kaste, dienenden Politiker. Mit diesem engen Konservativismus waren die Probleme, die schon greifbaren Sorgen des deutschen Nordosten mit seinem überwiegenden Großgrundbesitzertum und einer deshalb zuwenig dichten Schicht bodenständiger Bauern nicht zu lösen. Die Konservativen erkannten nicht, daß höchster Beharrungssinn auch bedeuten muß, der Neuentwicklung, die sich ja nicht aufhalten läßt, gelegentlich großzügig freiwillige Opfer zu bringen. Wie glücklich wären heute alle die durch die rücksichtslosen Enteignungen im Osten betroffenen Rittergutsbesitzer, wenn eine vernünftige, rechtliche und gerechte Bodenreform lange vor 1945 stattgefunden hätte! Adolf Damaschke (1865–1935), der Vorkämpfer des Gedankens der Bodenreform, hatte einen vergeblichen Kampf geführt. Wie ganz anders aber hätte es im deutschen Nordosten ausgesehen, wenn ein dichtsiedelndes Bauerntum jeden Einsickerungs- und Einbruchversuch fremden Volkstums abgewehrt hätte!

Sehr groß ist die Zahl der aus dem Osten stammenden Heerführer Preußens, und zum späteren deutschen Heere stellte auch Sachsen zahlreiche tüchtige Offiziere. Ostdeutscher, allerdings aus Oberösterreich, ist auch der Helfer des Großen Kurfürsten, Feldmarschall von Derfflinger (1606–1695). Ostdeutscher ist auch Fürst Leopold von Hessen (1676–1747), der „alte Dessauer“, der drei preußischen Königen diente und schon unter dem Befehl des Prinzen Eugen gefochten hatte. Unter Friedrich dem Großen sind es der Heerführer in den ersten Jahren seiner Regierung Graf Schwerin (1687–1757), der bei Prag den Heldentod fand, der Reiterführer Hans Joachim von Ziethen (1699–1786), die Generale Heinrich August von Fouqué (1698–1774) und Friedrich August von Finck (1718–1766) und nicht zuletzt Prinz Heinrich von Preußen (1726–1802). Sie alle waren Helfer des großen Fritz. Fürst Blücher (1742–1819) ist der Nächste der bedeutenden Feldherren des deutschen Nordostens. Das jünglingshaft Kecke, von höchstem Selbstvertrauen erfüllte seines Wesens verband sich mit dem strategischen Genie seines Generalstabschefs Gneisenau zu einer für Napoleon I. höchst gefährlichen Kraft. Beide ließen sich durch den ungeheuren, fast magisch wirkenden Nimbus Napoleons nicht beirren; sie beunruhigten ihn vielmehr selbst durch einen auch nach empfangener Niederlage nicht gebrochenen Angriffsgeist, der sie nach der unentschiedenen Schlacht von Brienne sogleich drei Tage später zu dem Siege von La Rothière (1. Februar 1814), nach der Niederlage von Ligny (16. Juni 1815) vollends zum Triumph von Waterloo (18. Juni 1815) vorstoßen ließ. Blücher und Gneisenau, beide große Vaterlandsfreunde, wollten die Rückgewinnung des Elsaß nach den gewaltigen Siegen. Neben Blücher treten die Ostdeutschen Yorck, Bülow und Kleist in den Hintergrund. Karl von Clausewitz (1780–1831) aber wurde der Gesetzgeber der Kriegführung, ja des Krieges an sich, an dessen Werk „Vom Kriege“ mit seinen letzten Formulierungen die Nachwelt nicht mehr vorübergehen kann. Ein kühler, klarer und doch tiefer Geist dringt hier in das Dämonisch-Letzte von Krieg und Schlachtentscheidung ein. Helmuth von Moltke (1800–1891), um von den Siegern von 1866 und 1870/71 nur den Größten zu nennen, war ja seiner Geburt nach nichtpreussischer Herkunft.

Ersten Weltkrieg eine Last aufgebürdet, der seine Schultern keineswegs gewachsen waren. Noch mehr gilt dies für seinen Nachfolger Georg Michaelis (1857—1936).

Unter den Parteiführern des Bismarckreiches genoß August Bebel (1840—1913) den größten Ruf unbeugsamer Entschlossenheit. Seine Sozialdemokratie ist noch unverfälschter den Gedanken von Karl Marx ergeben, kommunistisch und revolutionär, international trotz der Erklärung Bebels, er würde selbst das Gewehr auf seine Schultern nehmen, wenn Deutschland angegriffen werde. Es bedurfte tiefgründiger Wandlungen innerhalb der Partei, bis die deutsche Sozialdemokratie so weit mit dem Staat verbunden war, daß sie sich 1914 der allgemeinen Begeisterung für den Abwehrkampf des Reiches anschloß. Sie stellte in Friedrich Ebert (1871—1925) und Gustav Noske (1868—1946) zwei Männer von unbedingt deutschem Empfinden, die sich in den Umsturztagen von 1918 bis 1920 als ein Hort der Ordnung erwiesen.

Die konservativen Parteiführer des preußischen Staates, soweit sie dem Kolonialboden angehörten, waren nicht immer glückliche Politiker. Der Name Ostelbier oder Junker, der ihnen gegeben wurde, umfaßte manchen engstirnig dem vermeintlichen Vorteil der Standesgenossen, einer festgefügtten Kaste, dienenden Politiker. Mit diesem engen Konservativismus waren die Probleme, die schon greifbaren Sorgen des deutschen Nordosten mit seinem überwiegenden Großgrundbesitzertum und einer deshalb zuwenig dichten Schicht bodenständiger Bauern nicht zu lösen. Die Konservativen erkannten nicht, daß höchster Beharrungssinn auch bedeuten muß, der Neuentwicklung, die sich ja nicht aufhalten läßt, gelegentlich großzügig freiwillige Opfer zu bringen. Wie glücklich wären heute alle die durch die rücksichtslosen Enteignungen im Osten betroffenen Rittergutsbesitzer, wenn eine vernünftige, rechtliche und gerechte Bodenreform lange vor 1945 stattgefunden hätte! Adolf Damaschke (1865—1935), der Vorkämpfer des Gedankens der Bodenreform, hatte einen vergeblichen Kampf geführt. Wie ganz anders aber hätte es im deutschen Nordosten ausgesehen, wenn ein dichtsiedelndes Bauerntum jeden Einsickerungs- und Einbruchversuch fremden Volkstums abgewehrt hätte!

Sehr groß ist die Zahl der aus dem Osten stammenden Heerführer Preußens, und zum späteren deutschen Heere stellte auch Sachsen zahlreiche tüchtige Offiziere. Ostdeutscher, allerdings aus Oberösterreich, ist auch der Helfer des Großen Kurfürsten, Feldmarschall von Derfflinger (1606–1695). Ostdeutscher ist auch Fürst Leopold von Hessen (1676–1747), der „alte Dessauer“, der drei preußischen Königen diente und schon unter dem Befehl des Prinzen Eugen gefochten hatte. Unter Friedrich dem Großen sind es der Heerführer in den ersten Jahren seiner Regierung Graf Schwerin (1687–1757), der bei Prag den Heldentod fand, der Reiterführer Hans Joachim von Ziethen (1699–1786), die Generale Heinrich August von Fouqué (1698–1774) und Friedrich August von Finck (1718–1766) und nicht zuletzt Prinz Heinrich von Preußen (1726–1802). Sie alle waren Helfer des großen Fritz. Fürst Blücher (1742–1819) ist der Nächste der bedeutenden Feldherren des deutschen Nordostens. Das jünglingshaft Kecke, von höchstem Selbstvertrauen erfüllte seines Wesens verband sich mit dem strategischen Genie seines Generalstabschefs Gneisenau zu einer für Napoleon I. höchst gefährlichen Kraft. Beide ließen sich durch den ungeheuren, fast magisch wirkenden Nimbus Napoleons nicht beirren; sie beunruhigten ihn vielmehr selbst durch einen auch nach empfangener Niederlage nicht gebrochenen Angriffsgeist, der sie nach der unentschiedenen Schlacht von Brienne sogleich drei Tage später zu dem Siege von La Rothière (1. Februar 1814), nach der Niederlage von Ligny (16. Juni 1815) vollends zum Triumph von Waterloo (18. Juni 1815) vorstoßen ließ. Blücher und Gneisenau, beide große Vaterlandsfreunde, wollten die Rückgewinnung des Elsaß nach den gewaltigen Siegen. Neben Blücher treten die Ostdeutschen Yorck, Bülow und Kleist in den Hintergrund. Karl von Clausewitz (1780–1831) aber wurde der Gesetzgeber der Kriegführung, ja des Krieges an sich, an dessen Werk „Vom Kriege“ mit seinen letzten Formulierungen die Nachwelt nicht mehr vorübergehen kann. Ein kühler, klarer und doch tiefer Geist dringt hier in das Dämonisch-Letzte von Krieg und Schlachtentscheidung ein. Helmuth von Moltke (1800–1891), um von den Siegern von 1866 und 1870/71 nur den Größten zu nennen, war ja seiner Geburt nach nichtpreussischer Herkunft.

Er verwuchs aber mit dem preußischen Staat so wie Prinz Eugen mit dem österreichischen. Seine Arbeit am preußischen und dann am deutschen Generalstab formte jenes Instrument, das die Welt bewunderte und fürchtete. Unter seiner Führung arbeitete dieser Generalstab unübertrefflich. Auch in schwächeren Händen bewährte er seine Einzigartigkeit und hielt gegen tatsächlich eine Welt in zwei großen Kriegen das unter den gegebenen Umständen unvermeidliche Unterliegen lange, ja in den ersten Feldzügen und vielen Einzelschlachten von unverwelkbarem Lorbeer gekrönt, auf.

Das Heeresinstrument für Moltke schuf Bismarcks treuer Helfer Graf Albrecht von Roon (1803–1879); und dieses Königsheer war fester gefügt als die Volksheere von 1914 und von 1939, wo bei letzterem die allgemeine Wehrpflicht erst kurze Zeit bestand.

Alfred Graf von Schlieffen (1833–1913), nach Moltke der einflußreichste Erzieher des deutschen Generalstabs, ist selbst niemals in die Lage gekommen, den von ihm ersonnenen und nach ihm benannten Feldzugsplan gegen Frankreich selbst zu verwirklichen. Dem Militär als Fachmann ist kein Vorwurf zu machen, daß sein kühner Plan die später so verhängnisvoll gewordene Verletzung der belgischen Neutralität in sich schloß. Die politische Führung hatte darüber zu entscheiden. Es ist auch nicht Schlieffens Schuld, daß sein Plan alsbald nach seinem Abgang (1906) verwässert wurde und 1914 nur mit abgeschwächter Durchschlagskraft und mit inzwischen zahlenmäßig im Verhältnis zu den Gegnern unterlegenen Armeen zur Durchführung gelangte. Der jüngere Moltke (1848–1910)), ein zaghafter Mann, besaß weder die Sicherheit, noch das Selbstvertrauen seines großen Onkels, noch jenes Gefühl für eine militärische Lage, wie es jeder Feldherr besitzen muß. Ein Kranker, seelisch dem Jähren, dem Irrationalen eines Krieges nicht gewachsen, war er zudem in okkultistische Kreise geraten. Er wurde zum Unglück des deutschen Heeres, ebenso wie sein Nachfolger Erich von Falkenhayn (1861 bis 1922), dieser allerdings durch seinen Starrsinn in den frontalen Gewaltangriffen, die bei Verdun durch Ausblutung schließlich an den Kern der deutschen Heereskraft griffen.

Mackensen, Hindenburg und Ludendorff waren die großen

nordostdeutschen Generäle des Ersten Weltkrieges. Mackensens (1849–1945) Durchschlagskraft, das Sonnig-Sieghafte, das von dieser Reiternatur ausstrahlte, wurde für das deutsche Volk in den Zeiten der Erfolge von 1914 bis 1916 geradezu zum Symbol, trat doch dieser Armee- und spätere Heeresgruppenführer bei Lodz, bei Gorlice, in Serbien und in Rumänien mit kühnen Operationen auf, die den Widerstand der Gegner über den Haufen warfen.

Erich von Ludendorffs Persönlichkeit (1865–1937) ist als Feldherr und danach als Politiker scharf umrissen. Sein bedeutendes, mit dem Schicksal des deutschen Volkes im Ersten Weltkrieg und danach verbundenes Wirken erwuchs aus einer Vaterlands- und Volksliebe, die über jedem Zweifel steht und am deutlichsten in den Worten des Liedes zum Ausdruck kommt, das den harten Mann im polnischen Feldzug aus dem Munde der deutschen Soldaten so sehr rührte: „Ich hab’ mich ergeben mit Herz und mit Hand, Dir Land voll Lieb und Leben, mein teures Vaterland.“ Der militärische Könner ersten Ranges wurde aus dieser Liebe heraus nach dem Kriegsende zum oft von Irrtümern betroffenen Politiker und Publizisten leidenschaftlicher Prägung.

Tiefer und voller war die Wirkungskraft des Generalfeldmarschalls Paul von Hindenburg (1847–1934), der mit Ludendorff den Ruhm von Tannenberg und der übrigen Ostsiege sowie Erfolg und Unterliegen im Westen teilte. Seine patriarchalische Erscheinung war dem Volke näher und wurde für dieses greifbarer als das seines herben ersten Generalquartiermeisters. Es sah in ihm je länger je mehr so etwas wie ein Symbol der Deutschheit und berief den achtundsiebzigjährigen Greis 1925 zu seinem zweiten Reichspräsidenten.

Noch liegt das Geschehen des Zweiten Weltkrieges zu nahe, um auch nur den Versuch einer Wertung zu machen. Gestalten aber wie Generaloberst Heinz Guderian (1888–1954), der stürmische Draufgänger von 1939 bis 1941, wie Generalfeldmarschall Fritz von Manstein (1887–1973), den viele als den besten Strategen dieses Krieges bezeichnen, sind nur einzelne aus einer Unzahl ostdeutscher Führer aller Ränge.

Es sei mit aller Deutlichkeit hervorgehoben: Nicht im entferntesten kann die in diesem Kapitel angeführte Zahl als ein nur einigermaßen ausreichendes Bild der Fülle staatsmännischer und militärischer Begabungen des gesamten deutschen Ostens angesehen werden. Ihre Auswahl kann immer wieder nur von der persönlichen Neigung, von dem eigenen inneren Gefühl getroffen werden.

Ist es vermessen, aus dieser unermeßlichen Fülle doch so etwas wie eine Eigenart gerade des ostdeutschen Führertums im Norden, im Süden wie in der Mitte festzustellen? Irren wir uns nicht, so haben wir, von dem Freiherrn von Stein abgesehen, im Osten die tiefere Leidenschaft im Vollbringen, genährt von einem glühenden, schicksalsvollen, dem Vaterland und dem eigenen Volk Ergebensein, festzustellen. Diese Leidenschaft kann zur Dämonie werden und Verhängnisvolles entfesseln, was aber doch die Ausnahme, das vulkanisch Unberechenbare ist, das eben in Zeiten und Einzelgestalten hervorquellen kann. Wir kennen Gestalten dieser Art, wenn es auch der Geschichte nach Lage der vorhandenen Quellen, nach der seelischen Gabe zu schauen und zu werten, oder angesichts des Fehlens des zeitlich notwendigen Abstandes oft nicht möglich ist, über sie zusammenfassend zu urteilen.

Aber alle die übrigen! Wir meinen in ihren Taten etwas dahinter Liegendes zu greifen, etwas darüber hinaus Mahnendes und etwas darin Ruhendes einer tiefen unlösbaren Ergebenheit. Die Grenzmenschen, die Menschen des neuen deutschen Bodens, für die der Begriff Heimat nie so selbstverständlich war wie im uralten deutschen Westen, sind in gesteigertem Sinne mehr als die übrigen deutschen Führer Vorkämpfer, Tatzeugen, Wegbahner. Hier und in der Hingabe an ihr Vaterland begegnen sich die großen Gebiete des ganzen deutschen Ostens und seine Helden, auch wo sie sich im Leben als Gegner gegenüberstanden wie Friedrich II. und Maria Theresia.

Ostdeutsche Dichter und Denker

Nur ein flüchtiger Blick kann in diesem Rahmen der ostdeutschen Dichtung, einer Schatzkammer von unermeßlicher Fülle, gewidmet werden. Es besteht nicht im entferntesten Raum und Möglichkeit, auch nur die Bedeutenderen vollständig aufzuzählen, die aus dem Ostraum stammen. Größtes Maß an Bescheidung mußten für das Folgende Gebot sein, ebenso wie aus dem Bereich ostdeutschen Denkens nur die wichtigsten Männer vorgestellt werden können. Indes, auch dieser flüchtige Blick wird erweisen, wie reich und groß das Vollbrachte in jenen deutschen Ländern war, über die der frische, ja oft herbe Wind aus dem Osten wehte.

Das altdeutsche Land war bei weitem der Kultur aufgeschlossener als der Boden der neuen Siedlung, wo Tatkraft und nüchterner Wirklichkeitssinn, ja so oft mit dem Schwert neben Axt und Pflug, zunächst ohne Nebenblicke in eine besonntere Welt, das Kolonialleben gestalten mußten; zu erheblichen Teilen war Altdeutschland einstiges römisches Reichsgebiet mit dem großen Schatz antiker Überlieferungen, was vom Neuland nur — und auch hier bloß begrenzt — auf das Alpenvorland und das Donaugestade zutrifft; es besaß eine lokale Verbundenheit, die eine Generation der anderen weitervermittelt hatte, es hegte in sich Weihestätten und Stützpunkte einer uralten Kultur.

Dennoch vermochte sich auf die Dauer, obwohl soviel ärmer, der Neuboden seinerseits berechtigt neben den Altraum zu stellen. Hier mischten sich im Nordosten, wo die Ebene alles in eins formte, aber auch im böhmisch-mährischen Raume, ja selbst in den Tälern und Becken des Südostens in gewissem Maße die deutschen Stämme zu neuen selbständigen Gebilden. Die Begegnung und zum Teil Vermischung mit den slawischen Völkern formte die Art der Siedler; sie lernten im Südosten auch die Italiener und die Madjaren kennen und lernten über die Begrenztheit des binnendeutschen Horizontes hinausblicken. Was den Pionieren im Osten an Erlebnissen ward, war größer als das der in der alten Heimat Zurückgebliebenen. Ihr Denken wurde großzügiger, aber auch herber, ihre Anschauungen spannten sich weiter. Sie standen gewissermaßen an der kämpfenden Front der

Nation, während nun die inneren Landschaften seit dem Ausgang der Hohenstaufenzeit zur Etappe herabglitten.

Ist es Zufall, daß etwa der altbairische Raum sich in der Dichtung keineswegs mit dem österreichischen zu messen vermag, wo trotz einer verhängnisvollen Pause neben einer Fülle von kleineren Begabungen namhafte, große Dichter auftreten, ja oft mehrere zugleich? Von der Gipfelinie der Österreicher Grillparzer, Raimund, Nestroy, Stifter und Sealsfield-Postl, Anzengruber und Schönherr, Rilke, Hofmannsthal, Trakl und Weinheber senkt sich diese Linie doch wesentlich gegen das Altbairische zu ab.

Aber auch Nordostdeutschland scheint dichterisch reger als manche der Altlandschaften, etwa Westfalen, Niedersachsen und Friesland, zu sein. Von dem zeitweise geradezu unvergleichbaren Reichtum Schlesiens sei hier ganz abgesehen.

*

Der bairische Stamm in Österreich tritt seit dem 11. Jahrhundert mit Dichtungen hervor. Frau Ava von Götweig ist um 1120 die erste Dichterin in deutscher Sprache überhaupt. Heinrich von Melk (um 1160) schreibt beißende Satiren gegen Weltlust und Priesterentartung. Zwei andere bedeutende Dichter, von denen nur das Werk des letzteren erhalten ist, formen den alten Sagenstoff der Nibelungen zum umfangreichen Epos. Seit dem Ehrgeiz des Bischofs Pilgrim von Passau (971–991), die Alleinherrschaft seines Stiftes über die Mission in Ungarn zu gewinnen, ist der Zug Kriemhilds und dann der Burgunderkönige ins Hunnenland untrennbar an die österreichische Donau gebunden. Der bairische Neuboden und dazu der östlichste, österreichische Teil des bairischen Altlandes sind der Schauplatz jener Fahrt ins Verderben sowie jenes Bechelaren, wo der treue Markgraf Rüdiger Hof hält. Niederösterreich, Steiermark und Tirol wiederum erweisen sich als die hauptsächlichen Stätten der Dietrichsage.

Bald nachdem in Österreich die aus dem altdeutschen Westen herüberschwingenden neuen epischen Töne dem Nibelungenlied seine ewige Gestalt gegeben, dichtete ein Steirer auch die Meerufer- und Wikingersage von Hilde und Gudrun in den neuen, die Zeit bezwingenden Reimen. Auch er blieb unbekannt wie

sein größerer Bruder, der Nibelungendichter. Wir kennen auch von allen Dichtern der Dietrichsage nur eben den Namen Heinrichs des Voglers, eines österreichischen Fahrenden.

Der konservative bairische Sinn bringt es mit sich, daß im Alt- wie im Neulande das höfische Epos keine früheren Vertreter findet, daß diese Kunstrichtung in Bayern gar nicht, in Österreich nur in späten Werken auftritt. Um so stärker aber ertönt der Minnesang. Nicht am Rhein, wo er zuerst als französischer Gast an die deutschen Tore pocht, sondern im österreichischen Donautal, in den steirischen Bergen, in Tirol und über dem Arlberg findet die große Schöpfung der Provençalien ihr vergleichbares, jedoch durchaus deutsch-eigenartiges Gegenbild.

Ganz auf deutscher Überlieferung erwachsen waren Meister wie der Kürenberger (um 1150), Dietmar von Aist (um 1160) und andere frühe Minnesänger. Bald indessen meisterte am Wiener Hof der Babenberger Herzog Reinmar der Alte von Hagenau (um 1190) virtuos die romanisch-provençalische Kunst. Seinem Schüler war es dann vergönnt, das Fremde voll einzu-deutschen und dem Minnesang seine klarsten, schlichtesten und gewinnendsten Töne zu geben: Walther von der Vogelweide (1165–1230)! In seinen formvollendeten Liedern gipfelt die deutsche Lyrik für 500 Jahre. Aus deutschem Neuboden stammt dieser Südtiroler, der mit machtvollen politischen Sprüchen dem im Bürgerkrieg der Welfen gegen die Hohenstaufen bedrängten Reiche zu Hilfe kommt, von dessen Lippen das erste Preislied auf Deutschland ertönt. Nach dem Wiener Hofe wendet sich auch der Nordbaier Neidhart von Reuenthal (um 1220), um in Melk eine neue Heimat zu finden. Der Steirer Ulrich von Liechtenstein (um 1250) durchzieht mit Liedern und im Minnekampf Deutschland, Oswald von Wolkenstein (1377–1445) aus dem Grödner-tal ist ein urwüchsiger Bekenner leidenschaftlicher Liebe, und fast gleichzeitig mit diesem Südtiroler schließt der Vorarlberger Hugo von Montfort (1357–1423) den Reigen der Minnesänger auf dem Neuboden ab.

Als dann als Kinder des aufkommenden Bürgertums die Schwänke und gepfefferten Geschichten in die edlen Sitten des Hochmittelalters einbrechen, steuern Wien und Tirol Stücke wie „Der Wiener Meerfahrt“, „Neidhart Fuchs“, „Der Pfaff vom

Kahlenberge“, und das „übele wip“ und „Der Weinschwelg“ bei. Schon der in Österreich tätige Fahrende Strikker (um 1230) hatte Schwänke verfaßt. Seifrid Helbling aber wies besonders auf die satirische Ader des Neustammes und die scharfe bairische Beobachtungsgabe für menschliche Schwächen hin. Der bekannte Wappendichter Peter Suchenwirt (um 1380) dichtete in Wien seine Ehrensprüche auf Herzog Albrecht III. (1365–1395).

Eine gewisse Erschöpfung so lange quellender Kraft, die sich zu Ende des Mittelalters zeigt, wird durch die Auswirkungen der österreichischen Gegenreformation für lange verhängnisvoll. Die Habsburger schnüren Österreich vom evangelischen Deutschland ab. Nur dieses führt in der Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts. Im ganzen katholischen deutschen Schrifttum stellen neben dem Rheinländer Friedrich von Spee (1591–1635) und dem schlesischen Konvertiten Scheffler (Angelus Silesius) (1624–1677) nur der schwäbische Augustinerpater Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, 1644–1709), der in Wien seine zweite Heimat fand, größere Leistungen auf.

Fernab der literarischen Sphäre der Gesamtnation, ohne Berührung mit ihrem klassischen Drama blüht auf den Wiener Bühnen die volkstümliche Theaterkunst des Josef Anton Stranitzky (1676–1727) und ähnlicher Schauspieler, aus urbairischer Freude am Theater geboren. Sie ist trotz ihrer Hanswurstiaden Wegbereiterin des nahenden großen Beitrages Österreichs für das deutsche Drama.

Joseph II., der Sturmgeist auf dem Throne, begründete dann 1776 das Wiener Burgtheater als deutsches Nationaltheater. Eine lange, ehrenvolle, noch heute wirksame Tradition begann. Mußte Österreich zunächst mit vollen Händen vom reichen dramatischen Schaffen des deutschen Altbodens leihen, so ist für lange Zeit später das Burgtheater die erste deutsche Bühne, die Heimstätte der bedeutendsten Theaterbegabungen Deutschlands geworden. Ist es dies nicht im Grunde noch jetzt?

Schon erhebt sich die Gestalt Franz Grillparzers (1791–1872). Dieser größte Dichter des Neulandes im Südosten seit dem unbekannten Nibelungendichter und Walther von der Vogelweide fühlt sich zeitlebens an die deutsche Klassik gebunden, teilhaftig ihres Geistes und Könnens, wenn auch zutiefst in der katholischen Welt

verwurzelt und, von ihrer mächtigsten dichterischen Quelle, dem Drama des Calderon (1600–1681), beeinflusst wie kein anderer Deutscher. Solche Bestimmung einer dichterischen Ausgangslage wird durch die josephinische Strenge und die österreichische Nüchternheit, besonders auch durch die Skepsis eines erliegenden alten Geschlechtes festgelegt. Dieser Dichter uralter Kaiserwelt ist kein Bewunderer heldischen Handelns. Tief ist sein Mißtrauen gegen Glanz, Größe und Ruhm. Er dichtet als einer, der hinter dem Handeln nur Leere und Nichtigkeit sieht. Schiller ist von der Größe des Geschehens gebannt, fasziniert von dem Zusammenstoß der großen Gegenkräfte. Grillparzer, sosehr er seine Dramen mit blutvollem Leben füllt, erblickt oft Ruchlosigkeit, Leichtsinn und Schwäche hinter dem Handeln der großen Akteure. Noch seine letzten Dramen „Libussa“ und „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“ sprechen der Welt des Handelns einen Epilog voll schneidender Herbheit, ganz durchwittert von Prophetie kommender Gesellschaft- und Welterschütterung. Es ist zum Schluß eine Flucht von den Menschen zu Gott.

Mit Grillparzers Erbe der reichen Wiener Bühnenerfahrung, doch nur in ihrer Welt heimisch, meisterte Ferdinand Raimund (1790–1836) die Feen und Geister des heimischen Theaters. Am Ausgang seines Lebens aber erhob er sich zu einem Charakterdrama und das Alte ist nur mehr Kulisse. Humorist voller Güte, Idealist trotz wehmütiger Skepsis, muß er in der Volksgunst zuletzt dem dichterisch ungleich ärmeren, aber treffsicheren und bis zur Raffinesse bühnenkundigen Johann Nestroy (1801–1862) weichen. Aller Schwächen der Menschenseele kundig, läßt dieser die boshaftesten Stimmen ertönen, die sich seit Aristophanes je gegen idealistischen Hochschwung oder das Pathos des Helden erhoben haben. Er trifft in jede Achillesferse und macht die Bühne zur Richtstätte, wo das Lachen tötet. Ein Lustspieldichter schwachen Atems ist dann Eduard von Bauernfeld (1802–1890), während Friedrich Halm (Eligius Frhr. von Münch-Bellinghausen) (1806–1871) als Dramatiker mit Grillparzer rivalisierte.

Aus Grillparzer sprach die tatenmüde, gesättigte Kaiserstadt. Die größte Weite des Südostens jedoch tut die Lyrik des Banater Schwaben Nikolaus Lenau (1802–1850) auf. Welche Farben, welche leidenschaftlichen Töne! Alpentäler, ungarische Heide; Wild-

schützen, Jäger hier, Husaren, Madjaren, Zigeuner, ja Räuber dort!

Mehr dem Südosten als Böhmen, seiner Heimat, gehört Adalbert Stifter (1805–1868) nach Stammesherkunft und Lebensschicksal zu, obwohl in letzterer seine Spätwerke, der „Witiko“ und die Letztfassung der „Mappe“, spielen. Über dem „Nachsommer“ jedoch und einigen seiner zartesten Erzählungen schwebt der Hauch der Alpenlandschaft mit ihrer Bergeinsamkeit, ihren glitzernden Seen, ihrem Vorland voll von Hügeln und Obstangern. In der Wesensessenz des „Nachsommers“, der einen universaleren Charakter trägt als die Dichtungen, die im Wald, Stifters geliebter Böhmerwald-Heimat, zu Hause sind, liegt ein Moment der Einfachheit jenes alten zentralistischen Kaisertums, das die schier unermessliche Weite des mitteleuropäisch bestimmten Südostens überwölbte. Überall aber leben im Gesamtwerk des großen Epikers herbe Güte, nüchterne Frömmigkeit, josephinische Strenge und die Einfachheit der Natur. Diese Dichtung ist zugleich spezifisch altösterreichisch.

Bald erhebt ein anderes Österreich seine Stimme. Das Kaisertum ist problematisch geworden, Ungarn hat 1867 seine Eigenstellung erzwungen. Österreichs übernationaler Universalismus wird von den erwachenden Nationalitäten angefochten, seine katholische Weihe durch den Liberalismus zersetzt. Das Jahr 1866 macht die Deutschen Österreichs skeptisch, sorgenvoll, ja hoffnungslos für die fernere Zukunft. Um die imperiale Welt hat sich der Schimmer des Vergehens gebreitet. Resignation haftet der österreichischen Dichtung an. Das deutschgeführte alte Österreich, wie es Grillparzers Lebenselement war, zerfällt.

Im Zeichen des Liberalismus dringen Drama und Roman des Wiener Ludwig Anzengruber (1839–1889) mit großem Können in realistische Bereiche vor. Bauernwelt und absinkendes Großstadtelement! Dieses Volksdrama behauptet sich bis zur Gegenwart. Der Tiroler Karl Schönherr (1867–1943) gab ihm, gespeist durch den Naturalismus und dessen ausländische Vertreter vor und nach dem Ersten Weltkrieg, in wuchtigst gefügten Dramen neuen Auftrieb.

Nicht sosehr Robert Hamerlings (1830–1889) einst maßlos überschätzte fernenflüchtige Dichtung, sondern die Romane und

Novellen von Ferdinand von Saar (1833–1906) und der Freiin Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916), Adolf Pichlers (1819 bis 1900) Tiroler Geschichten und Verserzählungen, schließlich zuletzt das Erzählungswerk Peter Roseggers (1843–1918) sind die dichterische Stimme des späten Österreich. Viel Pessimismus ist in all diesen Dichtungen. Unweigerlich sinkt eine alte Welt ab, die eine größere, bessere war als die nun heranrückende.

Es ist nicht nur die typische Altersklage einer Generation. Tatsächlich geht mit dem alten Österreich die Welt deutsch-slawischen Zusammenlebens zu Grabe. Schon Saar und die Ebner sprechen von ihr mit dem Wissen um ein unwiederbringlich Dahingegangenes. Doppelte Bedrängnis für die deutschen Österreicher! „Österreichs Söhne, man zählt kaum zu den Deutschen sie mehr“, klagt Saar und meint das Vergessenwerden seiner Landsleute in Deutschland; das Österreich aber, in dem es ausharren heißt, wird nun auch von den Slawen preisgegeben. „Österreicher im Herzen, dünkte stets sich der Deutsche nur“, sagt in tiefer Resignation der nämliche Saar.

In den letzten Jahrzehnten des alten Österreich-Ungarn scheidet sich die Dichtung der Alpendeutschen und der Sudetendeutschen von der Wiens. Dieses gilt als angekränkt, als Tummelplatz des Verfalls. Da ist Hermann Bahr (1863–1934) Wanderer durch alle literarischen Richtungen seiner Generation, ist Hugo von Hofmannsthal (1874–1929) mit Lyrik und die Zeit ansprechendem Drama, ist eine Fülle anderer, kaum einer frei von Zügen der Morbidität oder von fremdem Element, das er in sich aufgenommen hat oder verkörpert.

Die Alpenländer bewegen sich jetzt und fortan in einer Dichtung, die sich damals Heimatkunst nannte. Die Dichtung eines Rudolf Greinz (1866–1942) für Tirol, eines Rudolf Hans Bartsch (1873–1952) für die Steiermark, der Franz Nabl (1883–1960) und Erwin Herbert Rainalter (geb. 1892) oder Emil Ertls (1860 bis 1935) für ein bodenständiges Wien sind hier zu nennen. Alle betonen das Heimatgebundene: Bergbauernleben und Gang des ländlichen Jahres. Erheblich ragen aus dieser Dichterschlar Paula Grogger (geb. 1892) mit dem mächtigen Heimatroman „Grimmingtor“ und Karl Heinrich Waggenerl (1897–1973) hervor. Echter Zauber des deutschen Südens durchweht die sehr zarten

Jugenderinnerungen des Tirolers Josef Wenter (1880–1947) („Leise, leise, liebe Quelle“).

Eine überzeitliche Dichtergestalt jedoch, die das alte Österreich hervorbrachte, zunächst ihre Heimat Böhmen enger berührend, bald aber der ganzen europäischen Welt hingegeben, ist Rainer Maria Rilke (1875–1926). Wie eine Harfe ertönt seine Dichtung, je länger je mehr klingend ohne den Untergrund behütender Heimatscholle, es sei denn aus dem bürgerlichen Gefühl vom Unerschöpfbaren des Lebensrätsels und des Eingeschlossen-seins in Gott. Aller Welt gegeben, eingegangen in die Kultur-menschheit, und doch ein Österreicher!

Bald nachdem die in melodischem Dunkel, ja in Geheimnissen tönende Stimme dieses Großen verklungen ist, erhebt sich gerade aus dem geschmähten Wien, das tot zu sagen oder doch todkrank zu erklären sich die Alpenländer zur Ehre gereichen ließen, die bodenständigste Erscheinung österreichischer Dichtung überhaupt, Josef Weinheber (1892–1945), zur allgemeinen Geltung. Ein Mann durch und durch, herb, wuchtig, kühn in seinen Oden und Gedichten, immer Bekenner, weil er sich zur Aussage gezwungen fühlt, da einer für alle reden müsse, ihm aber Gott die Gabe verliehen. Welch ein Unterschied gegen den traumhaft raunenden, oft aus einer anderen Welt her sprechenden Rilke! Entschwebt dieser Magus der Lyrik immer fast ungreifbar, fast unberührbar ins Allgemeine, ja in das All, so ist Weinhebers Schaffen, wenn auch stets ein Ringen um Höchstes, Unbegrenztes, Ungebundenes, doch allerorts wie Grillparzers Lebenswerk an das geliebte Wien, die Heimat und schließlich das ganze deutsche Volk gebunden. Daß dieser wuchtige Mann die ungeheure Katastrophe seiner Welt nicht zu überleben vermochte, sondern nach dem Einmarsch der Russen in Wien den Freitod wählte, scheint sich aus Wesen und Werk zu verstehen. Wie ein Block ist seine Dichtung aufgetürmt, die kämpferischste Lyrik, die im höchsten Kunstbereich neben Stefan George (1868–1933) erschien.

Im Bannkreis der übrigen Österreicher, doch der Eigenart ihres schönen, merkwürdigen Landes und dessen Sorgen und Hoffnungen hingegeben, erscheint die Dichtung der Siebenbürger Sachsen Adolf Meschendörfer (geb. 1877), Heinrich Zillich (geb. 1898) und Erwin Wittstock (1899–1962). Für die Banater

Schwaben hatte schon geraume Zeit vor Beginn des Ersten Weltkriegs Adam Müller-Guttenbrunn (1852–1923) von Wien aus die Stimme erhoben.

*

Von einem einheitlichen sudetendeutschen Schrifttum kann vor 1918 kam gesprochen werden. Erst seitdem wuchsen ja die Deutschen von Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien zur Einheit zusammen. Bis dahin zieht die Zentrale Wien die Bega-
bungen an sich. Sudetendeutscher Geist befruchtet das Wiener Geistesleben insbesondere seit den Tagen der Maria Theresia; ohne seine zahlreichen sudetendeutschen Helfer ist der Josephinismus nicht denkbar. Im ganzen 19. Jahrhundert, sogar noch über 1918 hinaus wird Österreich von diesem Kräftezustrom erheblich beeinflußt.

Beachtlich sind aber die früheren Einzelleistungen. Die Prager Kanzlei der Luxemburger, in der Johann von Neumarkt, eigentlich Hohenmauth, wirkte, ist eine Vorstufe des Erstehens der neuhochdeutschen Schriftsprache. Francesco Petrarca (1304 bis 1374) weilte als Gast Kaiser Karls IV. 1356 in Böhmen. Hier entstand denn auch das vollendetste Werk des deutschen Frühhumanismus, der „Ackermann aus Böhmen“, den 1400 Johannes von Tepl (um 1360–1414), Stadtschreiber von Saaz, schrieb. Wie heiß dieses Saaz damals schon von den Tschechen umstritten war, offenbart diese Dichtung, letztem Anliegen der Menschheit zugewandt, nicht. Erst im 19. Jahrhundert sollte ja den Sudeten-
deutschen die nationale Problematik, das Unheimliche, Verhaltene, trotz tausendjähriger Berührung und Verbindung in starrem Trotz Fremdseinwollende des Tschechentums vollbewußt werden.

Das geistige Leben der Sudetenländer war ein reges. Der Ruhm der Universität Prag strahlte weithin aus. Conrad Celtis (1459 bis 1508), der Führer der deutschen Humanisten, arbeitete ebenso wie in Krakau auch in Prag und Olmütz. Nicht nur den Dänen Tycho de Brahe (1546–1601), sondern auch einen Größeren wie Johannes Kepler (1571–1630) zieht der Hof Kaiser Rudolfs II. (1576–1612) an. Im 17. Jahrhundert wirkte dann der deutsche Kunstmäzen Johann Graf von Sporck (1601–1679) in Böhmen und darüber hinaus weithin anregend.

Dann jedoch kommt es zu der gleichen literarischen Lücke wie in den Alpenländern, schweigt in der gegenreformatorischen Atmosphäre die deutsche Dichtung. Ja, es fehlt das Theaterleben, das dem gleichzeitigen Wien seinen Zauber und seinen volkstümlichen Reichtum verleiht. Die sudetendeutschen Städte sind zu klein. Die Auslaugung durch Wien beginnt, das die Begabungen an sich zieht. Wie sehr erleichterte dies später den Tschechen, die Herrschaft in Böhmen zu erobern. Nur sechs Wegstunden vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet entfernt, wäre Prag die natürliche Zentrale für die Sudetendeutschen gewesen. Allein es war auf lange Sicht nur Provinzhauptstadt, und Wien lockte mehr.

Beachtlich war aber dennoch die Leistung des Prager Deutschen Nationaltheaters. Hier erlebte Mozarts „Don Giovanni“ 1787 seine Uraufführung. Mit dem Wiener Hofadel vereint finden wir dann die Spitzen des böhmischen Adels um Goethe in Karlsbad. Noch aber fehlten die besonderen dichterischen Gegenstände, die ja nur aus einer Einheitlichkeit dieser deutschen Randlandschaften herauswachsen konnten, ohne Einzelleistungen zu sein. Noch schwieg es in den deutschen Gebieten, doch auch die böhmische Mitte, das Tschechentum, war literarisch wie tot.

Kennzeichnenderweise erwuchs eine erste sudetendeutsche Dichtung, der man geschlossenen Charakter zuerkennen könnte, aus dem Landespatritismus. Dieser erfaßte, unkundig der Geheimnisse des Volkstums — denn um dieses vor allem geht es —, das Land Böhmen als ein geschlossenes Ganzes, sosehr verschiedene Sprache und Abstammung seine Bewohner in zwei deutlich getrennte Lager scheiden, sosehr die Greuel der einstigen Hussitenkriege als ein Mahnmal ragen. Böhmischer Landespatritismus ließ Karl Egon Ebert (1801—1882) sein Alexandrinerepos „Wlasta“ (1829) schreiben. Kindliche Ahnungslosigkeit gegenüber künftigen Volksgefahren: „Ebert ist ein Fellach zwischen Heimat und Weltall“, sagt Cysarz. Alfred Meißner (1822—1885) feiert den Deutschenschlächter Žižka 1846 als Vorkämpfer gegen pfäffische Finsternis, während Moritz Hartmann, in seiner Tendenz verwandt mit Heine und Börne, gar das „gedrückte“ tschechische Volk tröstet:

„An Deutschlands Halse wein' Dich aus,
an seinem schmerzverwandten Herzen,
geöffnet steht sein weites Haus
für alle großen heil'gen Schmerzen.
Vergiß, vergiß den alten Groll —
mein deutsches Herz kann Dir verkünden:
Auch Deutschland fühlt, das Maß ist voll,
und büßet seine alten Sünden.“

Fürwahr, die Tschechen hatten von Johann Gottfried Herder (1744–1803) gelernt, während die Deutschen seine Lehre dahingehend falsch verstanden, daß sie sich um das andere, ihnen zutiefst abgeneigte Volkstum annehmen sollten, anstatt — ohne Liebe, ohne Haß gegen die Tschechen — ihre eigenen Volksangelegenheiten im Auge zu haben.

Die Dichtung der Ebert, Meißner, Hartmann ist voller Halbheiten, ja geschlechtslos und vollends unbegreiflich, da doch schon Franz Palacký (1798–1876) den Schleier von dem in aller Stille vorbereiteten tschechischen Aufbruch wegzog.

Damals stand die größte Dichtergestalt des Sudetendeutschtums, Adalbert Stifter (1805–1868), schon in der Entfaltung. Aus seiner Heimat kamen ihm die Waldluft und der kaum begreiflich „seiende“ Hauch von Stille und Entrücktheit entgegen, übermächtig etwa in der sanften Gewalt engsten und doch allgemeinsten Lebens im „Granit“ oder in den feinsten Teilen der „Mappe“. Breit wurzelt der „Witiko“ in der böhmischen Erde. Die Welt der deutschen Waldbauern ist hier eng mit den böhmischen Kriegseignissen zur Zeit des Sobeslaw (1126–1140) und Wladislaw II. (1140–1173) verflochten, ein dichterisch wertvollstes Geschenk an den Landespatriotismus.

Karl Postl (1793–1864) aus Groß-Poppowitz in Mähren hat als Charles Sealsfield seine großen Erfolge errungen. Aus seiner Heimat zog er, Gegner der Metternichschen geistigen Unterdrückung, nach Amerika. Er ward ein Schilderer dieser Welt in ihrer Ursprünglichkeit, mächtig einer Sprache von unheimlicher Ausdruckskraft. Postl lebte später in der Schweiz.

Stifters Leben blieb noch von der Verdüsterung des Horizontes über den Sudetenländern verschont. Auch die viel jüngere

Marie von Ebner-Eschenbach wurde vom eigentlichen Nationalitätenkampf wenig berührt. Schon als geborene Gräfin Dubsky kam sie aus der einstigen Verzahnung deutschen und tschechischen Lebens. Sie kannte als Hocharistokratin noch dienendes Tschedientum, noch die alte Lebensgemeinschaft. In voller Schärfe begleitete dieser wie ein Verhängnis schattende Gegensatz erst das Leben der nach 1860 — dem Jahr der bösen Wende im Geschick des Südostdeutschtums — Geborenen.

Von nun ab konnte sich niemand, der in das Blut eines der beiden Völker hineingeboren wurde und dort leben wollte oder mußte, dieser unerbittlichen Gegebenheit entziehen. Es hieß für den Deutschen Stellung nehmen, um die Heimat, von der erhebliche Teile bedroht waren, zu verteidigen. Nur ein so ganz im Unendlichen beheimateter Geist wie Rilke blieb, sosehr ihn zunächst Prag, seine Vaterstadt, und die böhmische Welt bewegten, der Härte und Bitternis dieser Lage entrückt.

Der Sudetendeutsche trägt die Sorgen der Heimat auch in die ruhigere Welt mit, in die er sich aus der Heimat begibt, die beim Überhandnehmen tschechischen Beamtentums die Masse deutscher Intelligenz nicht mehr versorgen kann. Wien war in erster Linie die Stätte sudetendeutscher Wunscherfüllung, Hafen und Lebensbasis. Hier sammelten sie sich, Karl Hans Strobl (1877 bis 1946), der 1945 aus seinem Besitz ins Armenhaus verstoßen wurde und dort starb, Robert Hohlbaum (geb. 1886), Franz Spunda (geb. 1880), Bruno Brehm (1892—1974). Hier weilte zunächst auch der weitaus bedeutendste unter ihnen: Erwin Guido Kolbenheyer (1878—1962). Tausend Bande halten sie, die immer Vertreter eines Gesamtdeutschland sind, auch hier mit der Heimat verbunden, so weit sich ihre Dichtung oft von der alten Umwelt entfernen mag.

Für die Daheimgebliebenen jedoch bricht mit 1918 die Knechtung der Heimat, die Einzwängung in den tschechoslowakischen Staat — eine neue Zeit an. Sie ist der altösterreichischen an Härte unvergleichbar. Verteidigen heißt es, denn von der fruchtbaren südmährischen Scholle bis zu den Waldverlorenheiten des Riesengebirges ist jede deutsche Heimat bedroht: Schule, Haus und Hof, Acker; die Muttersprache, ja die Existenz selbst. Nun hören die Deutschen hier auf, sich Deutschböhmen, Deutschmährer,

Nordmährer, Egerländer, Kuhländler, Iglauer oder Deutsch-Ost-schlesier zu nennen. Nicht mehr die vielen Spielarten der weit auseinandergezogenen Sudetenheimat! Es gibt nur mehr sudetendeutsche Dichter schlechthin, und ihre Heimat ist überall Stück der allgemein bedrohten Heimaterde, welche Unterschiede im einzelnen auch immer bestehen mögen.

Eigentlich erst seit dieser Zeit, da die deutsche Gesamtheimat ihre Söhne mustert und zum Abwehrkampf einweist, kennen wir eine sudetendeutsche Dichtung. Früher gab es nur Dichter aus dem Sudetenbereich, aber der Bezirk, dem sie verhaftet blieben, war die österreichische Kulturprovinz innerhalb der deutschen Literatur.

Freilich fand die Zeit schon manchen bereit, der nun als entschlossener Älterer zu den oben Erweckten hinzutrat. So erscheint das frühere und das spätere Lebenswerk des Böhmerwäldlers Hans Watzlik (1879–1948) wie aus einem Guß. So urwüchsig er uns seine Heimat vorstellt, nie bleibt die Gefahr vergessen, in der sie schwebt. Auch Leutelt gliedert sich ohne weiteres in die Reihe der nach 1918 arbeitenden Dichter ein, unter denen Dr. Wilhelm Pleyer (1901–1974) („Der Puchner“) einer der bekanntesten ist.

Die Zukunft wird uns die Leidenbücher der Sudetendeutschen schenken. Vielleicht erschallt aus ihrem Land, was für den ganzen Bereich der Austreibungen gilt, der große deutsche Ruf an die Menschheit.

*

Kein Kampfraum mehr, da die Siedlung schnell darüber hinweggeschritten war, indes reich an Begabungen ist das obersächsische Gebiet. Hier hatte schon Heinrich von Meißen (um 1260 bis 1318), Frauenlob genannt, eine seine Zeit mitreißende Lyrik geschaffen. Hier entstand 1617 die „Fruchtbringende Gesellschaft“, der Palmenorden, der ungeachtet Spielerei und Mummenschanz in einer Zeit einreißender Sprachverwilderung sehr segenbringend wirkte. Kaspar von Teutleben und Ludwig von Anhalt, die Stifter und Häupter, waren von lebendigem Nationalbewußtsein erfüllt. Ein anderer Kämpfer, weit einflußreicher, Sprachreiniger mit Fanatismus, viel belächelt und doch höchst

wirksam, war Philipp von Zesen (1619–1689), der Gründer der „Teutschgesinnten Genossenschaft“ (1643). Er war ein treuer Hüter künftiger deutscher Dichtung, Steinmetz und Diener am Wort. Aus Gräfenhainichen stammt der nach Luther größte Meister des evangelischen Kirchenliedes, Paul Gerhardt (1607 bis 1677), dessen „O Haupt voll Blut und Wunden“ längst auch im katholischen Gottesdienst gesungen wird. Sachse ist auch Paul Flemming (1609–1640), Opitzens Genosse in der neuen Art der Dichtung, Sachse aber auch der nüchterne Schullektor Christian Weise (1642–1708) aus Zittau. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begegnen uns der lebenswürdige Gottlieb Wilhelm Rabener (1714–1771), jedoch auch Christian Fürchtegott Gellert (1715 bis 1769) mit seinen lange Zeit klassischen Fabeln und Erzählungen. Von den geistlichen Liedern dieses wirklichen Fürchtegott ist eines, „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, unsterblich geworden.

Als ungleich bedeutender freilich erweist sich der fast gleichzeitig lebende Dichter aus der Lausitz, Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) aus Kamenz. Er bricht der deutschen Dichtung die befreiende Bahn durch das Ranken- und Schnürwerk der Gottschedschen Regeln. Er hilft seinen Landsleuten aus dem Bannkreis der französischen Tragödie heraus und prägt selbst Mustergestalten eines neuen deutschen Dramas, ein Befreier, Wegbereiter, Kämpfer allerwege. Wie stärkte dieser tapfere Mann das deutsche Selbstbewußtsein!

Lessing ist das unbestreitbare Haupt der deutschen literarischen Aufklärung. Nie trat sie unbestechlicher, überzeugter und siegessicherer, nie gediegener auf den Plan. Sachsen aber stellt in dem Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700–1760), dem Stifter der Herrnhuter Brüdergemeinde, auch den Gegenpol zur Aufklärung! Abkehr vom kritischen Geist, tiefe Verinnerlichung und Heimischwerden in den Regionen eines wachsam, über sich selbst Prüfung haltenden, vor Gott demütigen Herzens!

An Begabungen und an Widersprüchen reich, kritisch-hell wie mystisch-dunkel, pathetisch wie nüchtern offenbart sich der sächsische Raum. In Friedrich Leopold von Hardenberg-Novalis (1772–1801) steuert er zur Romantik ihren vielleicht tiefsinnigsten und geheimnisvollsten Geist bei, während es bald danach in

den Liedern des frühverstorbenen Dessauers Wilhelm Müller (1794–1824) so klar und hell rauscht („Am Brunnen vor dem Tore“), als sänge das wandernde Volk selbst. In Theodor Körner (1791–1813) aber lauscht Sachsen dem wortbezwingendsten der deutschen Dichter, Friedrich Schiller (1759–1805), an dem es eben erst selbst beglückende Gastlichkeit geübt, die hinreißende Kraft der Sprache ab. Keinem der Dichter der Befreiungskriege, auch dem wuchtigen Ernst Moritz Arndt (1769–1860) nicht, glückten Lieder von so schimmernder Erhabenheit wie „Vater, ich rufe Dich“ oder „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“, und keinem ward wie ihm das Geschick, sie mit seinem eigenen Blute zu bezahlen.

Alle Wirkungen jedoch, die vom obersächsischen Raum ausgingen, überstrahlen an Glanz, Größe und schicksalsformender Kraft das Gesamtkunstwerk und die Persönlichkeit Richard Wagners (1813–1883). Das lieder- und tönereiche Land, die Heimat Heinrich Marschners (1795–1861), Karl Maria von Webers (1786 bis 1826) und so vieler anderer, zeugt in Wagner eine Begabung, wie sie abgesehen von Luthers Wort und Werk so gefolgschaftsheischend und gefolgschaftserzwingend selbst Martin Opitz (1597 bis 1639) und Stefan George (1868–1933) keineswegs gegeben war. Wenn Friedrich Hebbel (1813–1863) es dem Genie freigestellt erklärt, Menschen zu verzehren, so war er selbst, der Bekennnisbereite, nur ein Abglanz gegenüber dem unerhörten Phänomen Wagner.

König Ludwig II. (1864–1886) und die Vielen, die für den Sieg seines Werkes und dann das Erstehen des Festspielhauses in Bayreuth opferten – manche haben wirklich mit ihrem Lebensglück bezahlt und viele mit ihrer ganzen Existenz –, haben dieses Opfer begeistert diesem Mann dargebracht. Meister darunter wie der Österreicher Anton Bruckner (1824–1896) oder Hans von Bülow (1830–1894), dem Wagner ohne Erbarmen das Herz aufriß.

Zweifellos ein von seiner Aufgabe Besessener, doch einer mit der seltenen Gabe, die von ihm Faszinierten organisieren und auswerten zu können! Ein sehr starkes nationales Ethos, mehr, ein nationaler Imperativ, durchlodert dieses Werk, sosehr es mit „Tristan“, mit dem „Ring“ und vor allem mit „Parsifal“ in das

Allgemeine des Menschentums vorstößt. Mit der Sieghaftigkeit seiner Klangkörper, die durch die mahnende Motivik immer neu anspornen, mit den Inhalten aus der deutschen Mythologie, die unbekümmert um alles übrige auf das Heldische zugestimmt werden, mit seinen zwingenden Königsworten aus dem „Lohengrin“, mit dem strahlenden Nürnberg und seinem wogenden Volk übt der Gewaltige eine Wirkung aus, die nach Breite und Tiefe nicht gemessen werden kann. Was für eine Aufgabe, einmal Wagners Spuren in unserem Schicksal nachzuspüren! Ein gutes Stück unseres nationalen Schicksals von der „schimmernden Wehr“ und der „Nibelungentreue“ Wilhelms II. bis zum Abschiedsgruß Hitlers an den toten Hindenburg (1934), „Toter Feldherr, geh nun ein in Walhall!“ oder zu seinem „Wer meines Speeres Spitze fürchtet“ vor der Stalingrader Katastrophe und der ganzen Unbedingtheit seines „Wir kapitulieren niemals!“ kam aus dieser Quelle. In Schein und blutigem Ernst, in Glanz und Tragik, im Guten wie im Bösen hat Wagner weithin die folgenden Generationen bestimmt.

Richard Wagner hat den ungeheuren Aufbruch des deutschen Selbstgefühls zwar nicht allein verursacht, sondern viele Persönlichkeiten haben daran mitgewirkt: Man denke an Julius Langbehn (1851–1907) und Paul de Lagarde (1827–1891), denke an den ungleich kleineren Felix Dahn (1834–1912), denke auf anderer Ebene an die jahrzehntelange Durchdringung unserer Jugend und so vieler Älterer durch die Romanflut eines Karl May (1842–1912), auch er ein Sachse. Von all diesen Männern strömte ein starkes deutsches Selbstgefühl aus. Wagner aber nistete im Gehör, im Gehirn und in der Seele der Deutschen. Ein machtvoller Drang, ein Rausch; jede Zeit nahm ihn anders. Das friedfertige Deutschland vor 1914 holte von ihm das große Wort, die heroische Pose, noch früher die romantische Sagenwelt und die Namen für die Söhne und Töchter. Diese Zeit verkörperte Wilhelm II. Dann, nach dem düsteren Ernst des Ersten Weltkrieges und seiner Fülle furchtbarer Geschehnisse, nach dem Erleben des Auslöschens einer ganzen Welt im bolschewistischen Rußland, wandelte sich der Wagnerianismus vom Wort zur Tat. Noch fehlen die Einzelstudien, die es ermöglichen könnten, in Hitlers Seele die Antriebe klarzulegen, die ihr aus Friedrichs des Großen

Tat und Wagners Auftrag erwachsen. Tatsächlich verehrte der Führer des nationalsozialistischen Deutschland Wagner und seine Musik ganz besonders, und es kann kaum bezweifelt werden, daß die in ihm liegenden, alle Maße sprengenden Antriebe und Zielsetzungen aus dem fortwährenden Erleben und Nachleben Wagnerscher Musik reiche Nahrung empfangen haben. Göring wurde freilich wie Wilhelm II. mehr durch den großen Theatraliker und Verwandler Wagner angezogen, durch sein Gepränge.

Ein ganz anderes Sachsen stellt sich zuletzt in Kurt Kluge (1886 bis 1940) vor: köstlicher Humor in wehmütig erkannter Vergänglichkeit. Ein Leuchten aus dem bescheidensten Sein, aber auch ein Hineinleuchten in die Tiefenräume, die unerkant neben dem Alltag ruhen, kein Pathos und Glänzenwollen, doch ein fast unheimliches Brückenschlagen zur Ewigkeit.

*

Die Mark Brandenburg wird seit dem 18. Jahrhundert durch eine wachsende Fülle von Begabungen gekennzeichnet, besonders aus Berlin. Aus dem Lande selbst kamen die Romantiker Friedrich Baron de la Motte-Fouqué (1777–1843) und Heinrich von Kleist (1777–1811), letzterer zweifellos die bedeutendste dichterische Erscheinung des Preußentums überhaupt. Im Sturm seiner Worte braust Preußens Größe und Deutschlands Auferstehung aus der Knechtung durch Napoleon. Es gibt keine leidenschaftlichere politische Dichtung als die „Herrmannsschlacht“, keine bewußtere Hingabe an das Vaterland, wie sie der „Prinz von Homburg“ lehrt. Dieses Dichters überreiche Begabung wurde ebenso wie sein Leben von einer aus den Fugen geratenen Zeit verschlungen.

Berlin bedeutete vor dem Aufenthalt Lessings (1748) dichterisch noch wenig. Lessing begründete die Berliner Aufklärung, die nach seinem Wegzug und vollends nach seine Tode (1781) durch den Buchhändler Friedrich Nicolai (1733–1811), den der Geist des Freundes nun nicht mehr erhellte, einen Zug in das Platte und gehässig Nüchterne bekam. Mit seinen satirischen Märchenkomödien wandte sich Ludwig Tieck (1773–1853), auch ein Sohn der Stadt gegen Nicolai. Tieck setzte in der preußischen Hauptstadt, deren lebhafter Geist vom Ideen-Feuerwerk

der älteren Romantik entflammt wurde, den Sieg der jungen Bewegung gänzlich durch. Sein Lebenswerk kennzeichnete Reichtum an Phantasie und ein außerordentliches formales Geschick, aber auch ein überaus wacher, das eigentlich Poetische oft störender Intellekt. Reiner, zarter, poetischer stellt sich uns das Wenige dar, das Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773–1798), Tiecks Landsmann, zur älteren Romantik beitrug. Dieser inbrünstigen Dichternatur war nur ein kurzes Leben beschieden. Eine männliche Erscheinung durch und durch ist Ludwig Achim von Arnim (1781–1831), Herausgeber der Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ zusammen mit seinem Schwager Clemens Brentano (1778–1842) und dessen Schwester Bettina (1785 bis 1859), seiner Frau, die in Berlin heimisch wurde, eine der repräsentativen Gestalten der jüngeren Romantik.

Ist das Berliner Geistesleben bis 1866 noch durchaus auf den preußischen Staat ausgerichtet – nur bis zu einem gewissen Grade war die romantische Zeit eine Ausnahme –, so ballen sich in der nunmehr sehr schnell anwachsenden Stadt die Kräfte des ganzen Bismarckreiches zusammen. Die Hauptstadt wurde der Schauplatz der literarischen Kämpfe der Zeit, wie sie früher schon ihrem Sohn Karl Gutzkow (1811–1878) – Dramatiker und Romantiker – ein Bollwerk des Jungen Deutschland gewesen war, dessen intellektualistische Richtung und kesser Gegenwartstolz ihrem Wesen entsprach. In Berlin wird um den Naturalismus und gegen die erlahmende Poesie eines Emanuel Geibel (1815–1884) und eines Viktor von Scheffel (1826–1886) gestritten, wird mit dem Sieg der neuen Bewegung auch die reichentfaltete Dichtung Paul Heyses (1830–1914), eines Sohnes der Stadt, als eine solche nur für die Feiertage, für die Salons und die höheren Töchter verdammt. Die führenden Begabungen des Naturalismus sind keine Berliner, aber das Berliner Publikum setzt den Sieg von Gerhart Hauptmann (1862–1946) und von Hermann Sudermann (1857–1928) durch. Es fehlt der Stadt aber an einer bodenständigen Begabungsreihe vom Rang wie in Wien und der eigentliche Berliner Dichter ist noch nicht erschienen. Um so mehr dagegen zog die Stadt das deutsche Theaterleben an sich und beherrschte die Kritik.

Die Mark steuerte zur Romantik das liebenswürdige Talent

Franz von Gaudys (1800—1840), zum Realismus Willibald Alexis (Wilhelm Häring) (1798—1871), der geradezu der Dichter ihrer Vergangenheit wurde, zum Symbolismus Richard Dehmel (1863 bis 1920) bei. In seinem langen Leben von der ausklingenden Romantik bis zum strengen Realismus bestimmt, immer jugendlich und aufgeschlossen, wurde Theodor Fontane (1819—1898), der eigentliche Dichter der Mark, ihrer Seen und Sandäcker, ihrer Föhrenwälder und Eichen, des neuen Berlin mit seiner alten und neuen Gesellschaft.

*

Aus der fest in sich gefügten Welt Mecklenburg kam Johann Heinrich Voß (1751—1826), der Idylliker des Göttinger Hainbundes und unübertroffene Übersetzer Homers. Ernst Moritz Arndt (1769—1860) aus Rügen mischte in den Schlachtruf der deutschen Freiheitssänger die männlichsten und entschlossensten Töne, hier und in seinem gesamten Schaffen dem deutschen Volke und der Idee des Reiches verhaftet. Sein Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ behauptete sich lange als der Nationalgesang aller Deutschen. Zum größten plattdeutschen und zum beliebtesten deutschen Mundartdichter überhaupt entwickelte sich in der zweiten Jahrhunderthälfte Fritz Reuter (1810—1874), lange einer der meistgelesenen Dichter des deutschen Hauses. Das bodenständig Gesunde seines Wesens und die idyllische Behaglichkeit seines Werkes zogen die Zeit an. In Heinrich Seidel (1842—1906) erschien dann aus dem gleichen behaglichen Mecklenburg nochmals ein echter Vertreter der Idylle. Ein außerordentlich begabter Formkünstler war der Mecklenburger Adolf Friedrich Graf von Schack (1815—1894), der dem Münchner Dichterkreis der Geibel, Heyse, Leuthold und Greif angehörte.

Dichterisch fast stumm mit Ausnahme von Ernst Moritz Arndt blieb Pommern.

*

Als eine ganze, geschlossene Kulturprovinz, eine der schönsten Heimstätten des deutschen Geisteslebens, reich, ja unerschöpflich an Begabungen, die sich aus einer fruchtbaren Mischung deutscher Stämme und aus einem Boden erhoben, der wie wenig an-

dere des Neulandes zur Heimat an sich wurde, entfaltete sich Schlesien. Bei allen Unterschiedlichkeiten zwischen Nieder- und Oberschlesien besteht doch eine überraschende Einheit des langgestreckten Landes mit seinen traulichen Städten! Hier ist der letzte Posten der eigentlichen abendländischen Kultur, hier hat sie die letzten tiefen Wurzeln geschlagen, hier ist sie noch Volks-sache, nicht nur das Eigentum von Adelsfamilien. Dieses Schlesien lebte keineswegs geistig vom fortgesetzten Nachschub aus dem deutschen Altland. Es hatte lange menschliche und dichterische Substanz gespeichert und vermochte, wie es auch immer wieder seinen Menschenüberschuß nach dem Osten weitergab, auch in der Dichtung mit vollen Händen zu schenken. Im 17. Jahrhundert, in der großen Zeit der schlesischen Dichtung, war Schlesien das Zentrum des deutschen Geisteslebens. In Joseph von Eichendorff (1788–1857), dann nochmals in Moritz Graf von Strachwitz (1822–1847) und in Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (1790–1862) stellte es im 19. Jahrhundert Dichter eigener Substanz, und mit Gerhart Hauptmann (1862–1946) und Hermann Stehr (1864–1940) erkämpfte es sich im 20. Jahrhundert erneut eine führende Stellung.

Der schlesische Aufbruch des 17. Jahrhunderts trägt alle Zeichen eines Phänomens. Hier erhebt 1618 Martin Opitz (1597 bis 1639), der aus Bunzlau an der Bober stammt, erstmalig seine Stimme, und es ist ein Ruf zur Ehre, zur Rettung der deutschen Sprache vor der drohenden Verwelschung. Als bald (1624) ruft er in seinem „Buch von der deutschen Poeterey“ nach der Erweckung einer eigenständigen, sich zur Höhe der gleichzeitigen National-literaturen der Westvölker erhebenden deutschen Dichtung. Noch reich an Irrtümern ist diese Lehre, und unzulänglich sind die praktischen Beispiele, die Opitz in der Folge für seine Theorie anbietet! Aber über diese zeitbedingte Einschränkung hinweg, welch ein Zeichen ehrlichen Eifers, welch eine Sieghaftigkeit dieser Gesamterscheinung, welch eine die Zeit bis hin nach Siebenbürgen erfüllende Wirkung! Mehr als der heutige Befund seines Werkes spricht die Zahl der von ihm angeregten Dichter, die ihm wie verschworen folgen, spricht die Wirkung seiner Persönlichkeit im gesamten deutschen Ostraum von Danzig bis Siebenbürgen für ihn.

Man verzeichnet zwei schlesische Schulen, und auch Dichter anderer Landschaften gehören ihnen an. Über eine Vielzahl von kleineren aber erheben sich drei bedeutende Dichter und zwei trotz schwerer Irrungen und maßloser Übertreibungen namhafte Wegbereiter deutscher Dichtersprache und deutscher Sprachbewältigung.

Friedrich von Logau (1604–1655) ergreift bis heute durch seine schlichte, ernste, ja oft düstere Wahrhaftigkeit, mit der er auf die Wunden des damaligen deutschen Volkskörpers verweist: Glaubenshaß, Selbstzerfleischung, Unterwürfigkeit gegenüber Fremdem, Nachäffung der französischen Vorbilder in allen Bereichen des Lebens, besonders in der Mode.

Wilhelm Scheffler (Angelus Silesius) (1624–1677), ein gebürtiger Breslauer, Konvertit, formt in den mystischen Zweizeilern seines „Cherubinischen Wandersmanns“ Erschautes, Erfühltes, Erkanntes über Gott, Menschenleben und Menschenweg zu einer bezwingenden Prägung, aus deren gehämmerten Worten so oft Tore in unendliche Tiefen leiten.

Durch Umfang und Fülle des Lebenswerkes jedoch überragt alle Schlesier Andreas Gryphius (1616–1664) aus Großglogau. Dramatiker, der sich selbst an das zeitnahe Thema (die Entthronung des englischen Königs Karl I. im Jahre 1649) heranwagt, Lustspieldichter von auch heute noch gewahrter Lebendigkeit, Dialektdichter, Spruchdichter, Verfasser tieferster Alexandrinersonette, in denen sich die ganze Tragik der wildbewegten Zeitläufte seines Lebens spiegelt! Unter erfreulicheren Gestirnen, bei günstigerem Stand der Lage Deutschlands und edlerer Gestaltung des deutschen geselligen Lebens wäre diese Begabung wohl noch ganz anders ausgereift.

Die Dichter der zweiten schlesischen Schule waren der schwülstigen Sprache, die Italien modern gemacht hatte, verfallen. Hofmann von Hofmannswaldau (1617–1679) und Daniel Casper von Lohenstein (1635–1683), letzterer Verfasser eines vierbändigen Arminius-Romans, waren zu ihrer Zeit hochangesehene Dichter. Über inhaltliche Verirrungen und sprachliche Ausschreitungen hinweg darf aber die Leistung beider Dichter, die der Stärkung und Formgewährung unserer im 17. Jahrhundert sehr bedrohten Hochsprache diente, nicht gering geachtet werden.

Während insbesondere die jüngeren Schlesier einen deutlichen Gegensatz zwischen Dichtung und Leben aufweisen und der eigentliche Mensch bei ihnen in der Dichtung nicht erkennbar wird, hat der unglückliche Johann Christian Günther (1695 bis 1723) das Schicksal eines frühzerbrochenen Lebens in vulkanisch offenen Versen bekannt. Menschliches Irren, Verzweiflung, Härte der Eltern, Hunger und frühes Erliegen, jedoch in aller Not die göttliche Gunst, sein trauriges Geschick in Worten aussagen zu können.

Nach den großen literarischen Leistungen Schlesiens im 17. Jahrhundert bleibt das Land zu beiden Seiten der Oder dann hundert Jahre fast stumm. Als es erneut hervortritt, geschieht dies wieder mit einer wahrhaft bezwingenden Begabung. Joseph Freiherr von Eichendorff (1788–1857) aus Schloß Lubowitz bei Ratibor gehört zu den wenigen Dichtern, die man unbedenklich sofort nennt. Will man den tiefsten Gehalt deutscher Seele zum Ausdruck bringen. Zartestes und Echtestes des deutschen Wesens, seine herbe Gottesfurcht und tiefe Naturverbundenheit, die unergründliche Vermählung irdischer mit überirdischer Heimat, das Lauschenkönnen und wiederum frohes Bekennen: einfacher, unbestrittener, frischer vermochte es niemand vor und nach ihm zum Ausdruck zu bringen. Vom wandernden Taugenichts bis zu den Liedern der Totenklage und manchem Schauern in einsamer Natur, fast immer ist dahinter ein weiter strahlender Morgen, in den selbst über den Tod hinaus Wege des Trostes führen. Dem sudetendeutschen Bereich diesseits und jenseits des Gebirgskammes verhaftet, in Berlin Beamter, aber nach Österreich neigend, in seinem zu Danzig gedichteten „Taugenichts“ das Wiener Kolorit mit den zartesten Farben der Romantik malend, in jedem Wald deutscher Heimat daheim, obwohl es die schlesischen Wälder sind, in denen sein Lied erschallt, ist Eichendorff ein Dichter für ganz Deutschland. „Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund“ lautet ohne Pathos das Bekenntnis des Mannes, der in Meißen, dem schlesischen Nürnberg, seine letzte Ruhestätte fand.

Mit seiner „Nächtlichen Heerschau“ ist heute noch Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (1790–1862), Schlesier des österreichischen Landesteiles, lebendig geblieben. Ungleich stärker jedoch

war die Begabung eines anderen schlesischen Aristokraten, des jung verstorbenen Grafen Moritz von Strachwitz (1822–1847), eines Balladendichters von hohem Rang. Seine politischen Gedichte weisen ihn als Konservativen aus.

Zwei Bühnenpraktiker ungleichen Ranges waren der heute vergessene Breslauer Karl von Holtei (1798–1880) und Heinrich Laube (1806–1884) aus Sprottau. Laube entfaltete als langjähriger Direktor des Wiener Burgtheaters, der größte, den diese Bühne gesehen hat, eine segensvolle Wirkung. Er hat Grillparzer wieder entdeckt und zu dauerndem Ruhme geführt.

Nachhaltiger als Laubes dichterisches Bühnenwerk wurde der Theaterruhm Gustav Freytags (1816–1895) („Die Journalisten“) und unverwüstlich sein Roman „Soll und Haben“. Bald ist es ein Jahrhundert, daß sich Deutschland an diesem Buch erfreute, das offenbar das deutsche Leben in der Tiefe berührt. Probleme des deutschen Grenzraumes erkannte Freytag schärfer als andere Beobachter.

Mit Gerhart Hauptmann (1862–1946) steigt dann die schlesische Dichtung noch einmal steil empor. Der zuerst im wahren Sinne des Wortes umkämpfte Naturalist offenbarte mehr und mehr die spezifisch schlesischen Eigenschaften mit seinem Blick in die Tiefen der Seele, dem Hinausgreifen über eine noch so scharf beobachtete und in jedem Zuge fast nüchtern geschilderte Wirklichkeit, dem Vordringen in mystische Bereiche. Der Dichter der „Weber“ und des „Florian Geyer“ wird auch zum Dichter des „Hannele“, der „Pippa“ und des „Weißen Heilands“, des „Narr in Christo“. Wie unerschöpflich bewahrte noch der Alte, ja der Greis seine dichterische Kraft. Kurz bevor die Barbarei, die über ostdeutsches Recht und ostdeutschen Besitz hereinbrach, auch den Weltberühmten aus der Heimat austreiben sollte, wovor der Tod den Vierundachtzigjährigen in letzter Stunde bewahrte, überraschte er Deutschland noch mit einer Dichtergabe.

Schlesisch ist auch in jedem Zug seines zwar begrenzten, aber wackeren Werkes der Heimatdichter Paul Keller (1873–1932), der vor dem Ersten Weltkrieg vielen Deutschen Wärme und Frohsinn geschenkt hat. Über diesen besinnlichen Geist ging die Hast einer härteren Zeit hinweg, die schärfere Stellungnahmen

erheischte. Der schlesische Lehrer Hermann Stehr (1864–1940) zeigte dann in seinen Novellen und Romanen nochmals den bohrenden schlesischen Tiefsinn und gab inmitten eines strengen Realismus der Mystik Raum. Es ist wie bei Hauptmann der Blick zwischen und unter die Dinge, verbunden mit einer kaum überbietbaren Kraft realistischer Beobachtung.

Wie wenige von so vielen wurden hier genannt! Und nun wirken die Überlebenden alle, die Niederschlesier und die Oberschlesier, die Leute der Ebene und des höchsten deutschen Mittelgebirges, als Flüchtlinge im Westen, fern der alten Heimat. Verrat hier, Gewalt dort, Herren und Diener im Ungeist, möchten das deutsche Schlesien als ausgelöscht erklären. Aber eben dieses tragen die Millionen Schlesier unverlierbar in sich. Ihr Geist drängt der alten Heimat zu. Was immer geschieht, überaus kostbar glänzt der geheimnisvolle Edelstein Schlesien in der Krone der deutschen Dichtung.

*

Seltsamer, körniger, wenn auch an Fülle dem weitaus dichter bevölkerten Schlesien nicht vergleichbar, ist der Beitrag Ostpreußens an Dichtern.

Er beginnt nicht früh. Immerhin jedoch schenkt ein Simon Dach (1605–1659), der menschlich Wärmste unter den Angehörigen der ostpreußischen Dichter, uns das unverlierbare Lied „Anke van Tharau“. Johann Christoph Gottsched (1700–1766) aus Judithenkirchen bei Königsberg war eine Zeitlang, bis Lessing ihn endgültig stürzte, Diktator der deutschen Dichtung, gewiß auf Irrwegen mit seiner platten Nüchternheit und Regelsucht, ein gröblicher Verkenner des Wesens genialer Begabung, aber doch ein warmfühlender Deutscher, den patriotischste Absichten beseelten.

„Magus des Nordens“ wurde wegen seines dunklen Tiefsinns Johann Georg Hamann (1730–1788) genannt. Er gehört, obwohl er nur eine poetisch bestimmte Sprache in seinen Werken schrieb, doch mehr der deutschen Dichtung als der Philosophie an; der deutschen Dichtung wurde er unmittelbar und durch Johann Gottfried Herder (1744–1803) ein großer Anreger. Hamann erblickte in der Poesie die „Muttersprache des Menschenges-

schlechts“. Herder und der Sturm und Drang, überhaupt die ganze, nach 1770 jäh aufstrebende junge deutsche Dichtung sind durch ihn beeinflußt.

Herder selbst, 20 Jahre jünger als Immanuel Kant (1724–1804), war aus Mohrungen gebürtig. In der deutschen Literatur steht er nicht durch seine kleineren dichterischen Werke in vorderster Linie, auch nicht durch seine Nachdichtung des „Cid“, sondern als einer der größten Anreger und Bahnbrecher für das Verständnis der nationalen Kulturen. Er wirkte unmittelbar auf Goethe, und zwar so entscheidend, daß sich seine Spuren in dessen Schaffen nie mehr verwischen lassen. Er stand dem Sturm und Drang Pate, und seine Wirkung ist noch in der späteren Romantik greifbar. Er sah die Völker als Organismen, die wie der Mensch verschiedene Alter durchmachen, ehe sie vergeisen und absterben. Er pries die Jugend, die Unmittelbarkeit, die Kraft des Gefühls und verwies auf die Fülle von Denkmälern, die als Quellen und Wahrzeichen dieses Werdeganges bestehen, je älter um so verehrungswürdiger, weil unmittelbarer, frischer, in größerer Jugend des Volksorganismus geschaffen.

Mit seinem Ruf nach der Jugend, nach der Ursprünglichkeit, nach der Entfaltung des Natürlichen gegen alle Hemmung eines ausdörrenden Rationalismus regte Herder nicht nur die Deutschen, sondern auch weithin die Westvölker und die Italiener, besonders aber die Slawen an. Für die Italiener und Slawen wurde er zum Paten ihres nationalen Erwachens. Die ersteren wandten sich, alsbald in scharfem Nationalismus entbrannt, gegen die 1815 erneut begründete österreichische Machtstellung auf der Apenninhalbinsel, diesen Rest des von den Deutschen stets so liebend umfaßten, sonnendurchglühten Italien. Die Westslawen aber strebten nunmehr ihre vollständige geistige Eigenständigkeit an, nachdem sie unter zunächst sehr starker Übernahme deutschen Literaturgutes eine eigene Dichtung begründet hatten, die Polen, die ja eine unerfaßbar große Zahl von deutschen Bürgern in sich aufgesogen hatten, rascher und zunächst erfolgreicher als die Tschechen oder gar als die noch weit zurückliegenden Slowenen. Die Westslawen wandten sich unter der Wirkung des Herderschen Geistes nach Osten und damit auf die Dauer vom abendländischen Wesen ab.

Zur jüngeren Romantik steuerte Ostpreußen die überaus interessanten, jedoch innerlich zerrissenen Gestalten von Zacharias Werner (1768–1823), dieses seltsamen, ungestümen Bekehrten und Bekehrers, und von E. T. A. Hoffmann (1776–1822) bei. Dieser, äußerst phantasie reich und bei aller äußeren Kühle und realistischen Schärfe der Beobachtung doch im Innersten von starkem Gefühlsleben beseelt, ist heute noch lebendig und wird es wohl immer bleiben!

Aus Tilsit stammt Max Freiherr von Schenkendorf (1783 bis 1817), dem die weichsten, am schlichtesten aus dem Herzen kommenden Verse der Säng er der Freiheitskriege (1813–1815) vergönnt waren.

Der Insterburger Wilhelm Jordan (1819–1904) schrieb sein umfangreiches Stabreimepos „Die Nibelunge“. Er gehört trotz seiner räumlichen Entfernung zum Geist des Münchner Dichterkreises, gegen den sich später die naturalistische Bewegung so laut wandte. Zum Naturalismus stießen zwei Ostpreußen, Arno Holz aus Rastenburg (1863–1929) und Hermann Sudermann (1857–1928). Beide riefen zu Beginn ihres Auftretens ein lebhaftes Für und Wider hervor. Heute sind der „Phantastus“ von Holz ebenso wie seine Dramen und Alarmrufe zur zeitgenössischen Literatur nur noch von literaturhistorischem Interesse. Aber auch Sudermanns Romane und Dramen, die seinerzeit ganz Deutschland erregten, gehören heute bei all ihrem formalen Können, bei aller Beherrschung der Feinheiten von Bühne und Buch der Vergangenheit an. Weit über Deutschland hinaus riefen die Dramen Sudermanns in den neunziger Jahren und noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts starke Bewegung hervor. Bis nach Sibirien hin drang das eine oder andere dieser höchst bühnenwirksamen Stücke. Sudermann lag eine Zeitlang im Wettbewerb mit Gerhart Hauptmann.

Unserer Gegenwart leuchtet noch das reine Dichtungswerk der Agnes Miegel (1879–1964) aus Königsberg, das wie ein mildes Gestirn über der ostpreußischen Heimat erglänzt, wie auch die stark vom Kolorit seiner unmittelbaren Heimat, aber auch von der Dämonie der Zeit umwitterte Dichtung von Ernst Wiechert (1887–1950) und das bei scheinbarer Kühle von stärksten inneren Spannungen bestimmte Werk Werner Bergengruens (1892

bis 1964). Inwieweit das Erleben der entsetzlichen Ereignisse von 1945 in dem so reich begabten ostpreußischen Menschenschlag große Begabungen erwecken wird, die aussagen können, müssen die nächsten Jahre erhärten. Dringt unser deutsches Leben aber nicht endlich zu einer gewissen Stabilisierung und Besinnung vor, so ist freilich nicht allzuviel zu erhoffen.

*

Von den ostdeutschen Denkern seien hier nur die großen und bahnbrechenden genannt. Sofort überrascht uns die Armut des Südostens an ausgesprochenen Denkern. Der bairisch-österreichische Raum neigt nicht zur abstrakten Philosophie; bis auf den Verfasser der „Diätetik der Seele“, Ernst von Feuchtersleben (1806–1849), ist niemand zu nennen, so stark philosophisch bestimmt das Lebenswerk Grillparzers auch ist. Aus dem absterbenden Österreich-Ungarn erhob sich dann die anthroposophische Lehre von Rudolf Steiner (1861–1925), einer überaus ausstrahlenden und wirksamen Persönlichkeit, die gegen alle Ablehnung der herrschenden Lehrmeinungen große, keineswegs landchaftlich oder stammesmäßig begrenzte Gemeinden um sich zu scharen vermochte. Die Sexualphilosophie von Otto Weininger (1880–1903), die Psychoanalytik von Sigmund Freud (1856 bis 1939) sowie die Individualpsychologie von Alfred Adler (1870 bis 1937), die im Bereich des Südostdeutschtums zuerst wirksam wurden, beleuchten die Umwelt, in der sich das Deutschtum im vielgestaltigen und seiner deutschen Führung zunehmend entgleitenden Österreich-Ungarn seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu behaupten hatte.

Auf der Suche nach einem großen Philosophen ostdeutscher Herkunft gelangen wir zuerst nach Leipzig, der Vaterstadt von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716). Hier tritt uns ein wirklich umfassendes und erfindungsreiches Genie entgegen, das dem 18. Jahrhundert seinen heiteren, klaren Geist geschenkt hat. Leibniz ist der Schöpfer der Monadenlehre und der „Prästabilierten Harmonie“, in beidem Gegner des Mechanismus, in den sich die westliche Philosophie zu verlieren drohte, ist aber auch der Erfinder der Differentialrechnung und Anreger der Geschichtswissenschaft und der Jurisprudenz. Er müßte kein Ost-

deutscher gewesen sein, wenn in ihm nicht zugleich ein reges vaterländisches Empfinden, das sich dem gesamten Deutschland zuwandte, lebendig gewesen wäre. Seine Sorgen galten auch der Versöhnung der beiden einander trotz des Westfälischen Friedens unentwegt weiter bekämpfenden Kirchen, und tatsächlich schien es eine Zeitlang, als würde seinem unermüdlichen Bemühen diese Verständigung, gipfelnd in einer Wiedervereinigung ohne Sieger und Besiegte, gelingen.

Keiner der weiteren deutschen Philosophen stieg zu so umfassender Höhe des Denkens auf, keinem war es gleich Leibniz gegönnt, auf die Mächtigen seiner Zeit entscheidend zu wirken, keiner erhob sich zur Höhe des handelnden Staatsmannes wie dieser rastlos Tätige und in großer Klarheit seine Zeitgenossen Bestimmende.

Die Lehren von Leibniz wurden von Christian Frhr. von Wolff (1679–1754) volkstümlich gemacht, in breit gefaßten deutschen Werken – Leibniz hatte französisch geschrieben – erklärt und dabei rationalistisch abgeflacht. Durch Wolff vermochte Leibniz weiteste Wirkung zu erzielen, ganz von selbst aber stellte sich auch das breite Schriftwerk von Wolff vor den Lehrer und Urheber.

Auch den anderen Obersachsen, Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781), dem ein kärgliches Los die besten Möglichkeiten sich zu entfalten, vorenthielt, darf man mit seiner 1780 erschienenen Schrift „Über die Erziehung des Menschengeschlechts“ in den Kreis der ostdeutschen Denker einbeziehen. Auch hier der gleiche Lessing wie in seiner Dichtung: unbestechlich, wahrhaftig, mutig.

Es ist im selben Jahre, da Lessing stirbt (1781), daß der große Königsberger Immanuel Kant (1724–1804) mit seiner „Kritik der reinen Vernunft“ den Optimismus des Jahrhunderts vom Denken her erschüttert, Bahnbrecher einer nüchternen, sich bescheidenden Zeit. Kant wurde zum Überwinder des Aufklärungsoptimismus Wolffs, aber auch Voltaires, indem er das von den Aufklärern als unfehlbar angesehene Organ des menschlichen Verstandes einer kritischen Prüfung unterzog und als durchaus bedingt feststellte. Kant erklärte es zwar für ausgeschlossen, daß der Mensch mit seiner gebundenen geistigen Formung des Den-

kens das Dasein Gottes beweisen könne, er forderte jedoch, ausgehend von seinem berühmten „Kategorischen Imperativ“, der ein sittliches Handeln gebiete, die Freiheit des menschlichen Willens, das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele als „Postulate der reinen praktischen Vernunft“ anzuerkennen. Nicht nur, daß Kant durch seine Werke Schiller auf das tiefste beeinflusste, seine Wirkung ergriff ganz Deutschland und auch den österreichischen Josephinismus sowie besonders Grillparzer, sie erfaßte darüberhinaus auch weite Gebiete außerhalb Deutschlands. In der Zucht des ehemaligen preußischen Beamtentums, in seiner unbestechlichen Nüchternheit und Pflichttreue, in der allgemeinen Wehrpflicht, in der Arbeit von Heer und Generalstab lebte neben den altpreußischen Traditionen ein Gutteil säkularisierten Geistes des großen Königsbergers.

Mit der Romantik zugleich erklingt auch Schlesiens Stimme unter den deutschen Denkern. Nicht zum ersten Mal; wie sollte auch das grüblerische, eng der Scholle der Heimat verhaftete und doch stets gottsuchende Land früher geschwiegen haben! In Schlesien hatte sich, um nur den Wichtigsten zu nennen, der zugleich neben Hans Sachs die ansprechendste Zierde des deutschen Handwerks ist, der Schuster Jakob Böhme (1575–1624) aus Seidengörlitz zu einer Mystik des letzten Tiefsinns erhoben. Kaum einer hat so wie er auf kühnsten Wegen, über den Widerspruch und das Dunkel hinweg, Gott gefunden.

Ein ganz anderer ist Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) aus Rammeneid in der Lausitz, aber er verleugnet dennoch den Schlesier nicht. Bei aller diktatorischen Art des Vortrages und aller Siegesicherheit seiner Schlüsse verrät Fichte doch mit deren „Schau“, an deren Übernahme der Gläubige seines System gebunden ist, eine Verwandtschaft mit der Mystik, so weit auch immer hier das Tor der scheinbar kältesten Vernunftüberlegung geöffnet ist. Fichte hat zugleich in der großen Notzeit Deutschlands während der napoleonischen Knechtung durch seine „Reden an die deutsche Nation“ (1807–1808) dieser aus den Regionen höchsten Geistes her Hilfe geleistet. Stiller blieb das Wirken des anderen Schlesiens dieser Zeit, des älteren Romantikers und Theologen Friedrich Schleiermacher (1768–1834) aus Breslau.

Ein Danziger führte dann die philosophische Diskussion für

den Osten weiter, nachdem das deutsche Altland in Georg Wilhelm Hegel (1770—1831) einen wahren Diktator und Welteroberer des Geistes hervorgebracht hatte, dessen Zepter über Europa glänzte. Arthur Schopenhauer (1788—1860) teilte den geistigen Optimismus des Systematikers und Ordnungsgeistes Hegel nicht. Er wies, auf die Dauer seine Zeitgenossen tief und nicht immer glücklich beeinflussend, auf den Leidensuntergrund dieser, einer dunklen, von der Willensgewalt durchdrungenen Welt hin.

Wirkte Schopenhauer gegenüber den Lehrgebäuden von Kant, Fichte und Hegel als kritischster Beobachter seiner für sein Empfinden noch immer viel zu optimistisch gerichteten Zeit auflösend, so stürmte der Naumburger Friedrich Nietzsche (1844 bis 1900) geradezu frontal gegen sie an, deren tragende Kräfte er als tief geschwächt, als angefault und nicht mehr lebensberechtigt erklärte. Wie der Sturmvogel eines nahenden, unsagbar schweren Zeitalters kündigte er seiner Gegenwart eine sorgenvolle und verwirrende Zukunft an.

DIE TRAGÖDIE DES DEUTSCHEN OSTENS

Die Völker erwachen

Das 18. Jahrhundert kannte das nationale Problem noch nicht. An der weiten mitteleuropäischen Ostgrenze, an der später die nationalen Kämpfe entbrannten, lebten die mit ihren Wohnsitzen ineinander verzahnten Völker friedlich in den patriarchalischen Ordnungen der alten Zeit, und die Geltung des Deutschen war nirgends angefochten, nirgends bedroht.

Der aufgeklärte Absolutismus in Österreich trug ebenso wie der preußische ein durchaus deutsches Gepräge. Um die Einheitlichkeit der Staatsverwaltung, die man anstrebte, zu erreichen, bedurfte man der deutschen Sprache und verbreitete ihre Kenntnis auch in den nichtdeutschen Provinzen. Es gab auch in dem Vielvölkerstaat Österreich kein nationales Problem. Während Maria Theresia jedoch mit ihren Maßnahmen an der Grenze des eigentlichen Österreich haltmachte, führt ihr Sohn Joseph die deutsche Sprache auch in Ungarn als Gerichts- und Verwaltungssprache ein. Welcher Gesichtspunkt ihn dabei beseelte, weisen seine Worte an den Grafen Esterházy vom 26. April 1784 aus: „Wie vorteilhaft es ist, wenn in einer Monarchie nur eine Sprache besteht und in selber allein geschrieben wird, wie sehr solches alle Teile mit einem Ganzen verbrüdet, dieses werden Sie von selbst leicht beurteilen und durch den Zusammenhalt der französisch, englisch und russischen Nationen unter sich leicht erkennen.“

Gegen Josephs deutschbestimmten Zentralismus hatte sich lebhafter Widerspruch erhoben. Aber nur bei den Madjaren trug er ein nationales Gepräge. Der Türkenkrieg, in den sich der Kaiser zuletzt verwickeln ließ, wie die durch Josephs religiöse und zentralistische Maßnahmen in den Niederlanden entstandene Erhebung zwangen den Reformator, der im Feldzug erkrankt war, auf dem Totenbett seine Maßnahmen zum größten Teil zurückzunehmen. Der mißlungenen Aktion des Kaisers folgte eine scharfe Reaktion. In Ungarn wurden die Zeichen von Josephs Reformen in

zum Teil turbulenter Weise beseitigt, wobei sich eine scharfe Wendung gegen die deutsche Sprache, ja gegen die Deutschen selbst kundtat, allerdings ohne daß dies die Erziehung des in weitem Maße bereits eingedeutschten Hochadels sehr zu beeinflussen vermochte. Noch die Erinnerungen eines so spezifisch madjarischen Staatsmannes wie des Grafen Albert Apponyi (1846 bis 1933) offenbaren, wie tief das Deutsche in der Magnatenschicht Fuß gefaßt hatte und daß dort vielfach die ungarische Sprache nicht mehr verstanden wurde.

Als Leopold II. (1790–1792), Josephs Bruder und Nachfolger die Regierung übernahm, fand er einen Adel vor, der sich gegen die Wiener Zentralbürokratie einig war. Anläßlich seiner Krönung zum König von Böhmen, wozu sich Joseph nie verstanden hatte, wurde der Krönungseid zuerst in tschechischer, dann in deutscher Sprache gesprochen. Ein erstes leises Beben machte kund, daß man auf einem geschichtlich vulkanischen Boden des Völkerlebens stand, wenn auch danach wieder Stille, bald gar die tiefe Stille der Ära des Kaisers Franz (1792–1835) eintrat; freilich oft nur eine vermeintliche Stille.

In dieser Stille nämlich bildete sich etwas außerordentlich Bedeutungsvolles heraus: Das tschechische Volk erwachte aus einem mehr als hundertjährigen Schlaf.

Schon der aufgeklärte Absolutismus hatte auf die Pflege des Tschechischen ein gewisses Gewicht gelegt. Es kam ja der Regierung darauf an, daß ihre Weisungen in der Volkssprache erläutert wurden, damit sie desto leichter befolgt werden konnten. Kaiserin Maria Theresia führte 1762 Klage, daß die böhmische Sprache sosehr in Abgang geraten sei. Es gebe — und hier begegnet uns ein Umstand, der später zum Krebschaden des deutschen Beamtentums in Böhmen und Mähren werden sollte — zu wenige Individuen, die dieser Sprache mächtig seien, und sie erteilte den Auftrag, „diese so weit verfallene Sprache wiederum emporzubringen“. Später allerdings trachtete sie durch verstärkte Ausbreitung der deutschen Sprache dem der Verwaltung hinderlichen Umstand beizukommen. Joseph nannte gar das Deutsche in Österreich „die wahre Landes- und Muttersprache“. Aus Widerstand gegen seinen Zentralismus und insonderheit gegen die von ihm durchgeführte Bauernbefreiung begannen die böhmischen Aristo-

kraten tschechischer Herkunft, von denen kaum einer mehr richtig tschechisch sprechen konnte, sich auf die Landessprache der beiden Länder Böhmen und Mähren zu besinnen, in denen ihre großen Güter lagen. Sie betonten deren Selbständigkeit.

Aus diesem der Zentrale Wien abholden Landespatritismus förderten sie das Aufkommen der zunächst noch außerordentlich schmalen tschechischen Intelligenzschicht; diese war eben erst in der Bildung begriffen. Noch konnte man bei einigen dieser Männer, zum Beispiel bei dem berühmten Slawisten Josef Dobrowsky (1753—1829), gar nicht mit Bestimmtheit sagen, welchem Volke, dem deutschen oder dem tschechischen, er eigentlich zuzurechnen sei. 1784 war die königlich-böhmische Akademie der Wissenschaften begründet worden. Verteidigungen des Tschechischen wurden geschrieben, größtenteils von Deutschen, bis auf eine alle in deutscher Sprache. Deutsche gliederten sich führend in die junge tschechische Nationalbewegung ein.

Die Anfänge des tschechischen Slawismus jedoch sind von einem tiefen Pessimismus getragen. In seiner Antrittsrede an der über den Wunsch der Stände 1791 gegründeten Lehrkanzel für das Tschechische an der Prager Universität meinte der dafür bestellte Professor Peltzel, man werde einst in Prag, ja in ganz Böhmen ebenso wie in Meißen, Brandenburg und Schlesien nur deutsch sprechen. Joseph Jakob Jungmann (1773—1874), trotz seines deutschen Namens einer der Erwecker der Tschechen, soll vor einem kleinen Kreis, den für die Wiedererweckung des Tschechentums Begeisterten, gesagt haben: Stürze jetzt das Dach ein, so sei es um die Zukunft der Tschechen geschehen.

Woher jedoch wuchs, abgesehen von den doch stark gelehrten Bemühungen der Peltzel, Dobrowsky und anderen, den Tschechen jener innere Antrieb zu, der erforderlich war, ein Bauern- und Kleinleutenvolk, das seine Sprache als Aschenputtel empfand, aus seiner Bescheidung herauszureißen, die Adelsschichten zu erfassen und eine eigenständige Bildung hervorzubringen?

Dem Erwachen der Tschechen, der Westslawen überhaupt, und der anderen Völker auf dem Boden Altösterreichs kam eine mächtige Geisteswende zugute. Die Aufklärung hatte bei allem administrativen Interesse an der Durchdringung der breiteren Schichten des Volkes schließlich doch, wie es die Verfügungen des

konsequentesten Aufklärers — Joseph II. — erkennen lassen, im Vielvölkerstaat Österreich die e i n e Kultursprache durchgesetzt. Nur der Sieg der deutschen Sprache bedeutete in Österreich oder auch in den polnisch sprechenden Bezirken des preußischen Ostens auch den Sieg der Vernunft, der Zweckmäßigkeit und der Einfachheit, wie ihn die Aufklärung erstrebte. Nun aber brachte eine Richtung, die der Aufklärung den schärfsten Kampf ansagte, eben für die Klein- und Untersprachen die Auferstehung.

Noch nicht Rousseau, vielmehr Herder leitete die Wende ein. Indem er auf die Sprache als ein ursprüngliches Gut des Menschen verwies, indem er Kindheit, Jugend, Mannesalter und Vergeisung der Sprachen und damit der Völker unterschied, brach er einer ganz anderen Anschauung Bahn. Die Aufklärung hatte nicht geschichtlich gedacht. Nun rückte die Geschichte mit Macht in das Denken der Menschen ein. Abgestanden, überholt, nicht mehr lebensfähig, so war das Einstige dem konsequenten Aufklärungsmenschen erschienen. Dem Gegenwärtigen, vor dem sich die Aufklärung als der letzten Fortschrittsstufe verbeugt hatte, stand Herder skeptisch gegenüber. Frischer, ursprünglicher ist die Quelle als der breite Fluß. Ursprünglichkeit aber war jetzt das Ideal.

So kam Herder dazu, gegenüber dem fortgeschritteneren, seinem Empfinden nach indes bereits gealterten Zustand der westlichen Völker, auch des deutschen Volkes, das einfache, seinem Gefühl nach ursprünglichere und darum unverdorbenere, zukunftsreichere Wesen der Slawen zu preisen. Herders und der Romantiker Einfluß schwächten das nationale Selbstvertrauen der deutschen Führungsschichten allgemein in den Ostgebieten, im Südosten besonders. Es ist eine Linie der Slawophilie, manchmal später Slawomanie, die zu Grillparzers „Libussa“ mit ihrer Prophezeiung der slawischen Weltherrschaft führte.

Für die zahlenmäßig so geringe, noch in den Anfängen befindliche tschechische Intelligenz waren dies goldene Worte. Herder sprach von dem „friedlichen und unkriegerischen Charakter der Slawen“, die erst zu Kampf und Krieg gezwungen worden seien durch die Überfälle der sie „bedrängenden“ Germanen mit ihrer „räuberisch-kriegerischen Natur“. Dies konnte bei einem Volk wie dem tschechischen, das, wie wir gesehen haben, in früheren

Jahrhunderten leicht zum Widerstand gegen die Deutschen bereit war, nur den Glauben auf den Plan rufen, man müsse sich mit Recht gegen das deutsche Wesen, gegen die deutsche Fremdherrschaft zur Wehr setzen. In der Tiefe des tschechischen Nationalcharakters schlummert der Hussitismus, und er kann leicht geweckt werden. Auf Herders Rechnung ist viel von dem Fanatismus und der Voreingenommenheit Palackýs (1798–1876) und insbesondere auch von Karl Havlíček (1821–1876) „metaphysischem Haß“ gegen das Deutschtum zu setzen.

Eine Fälschung unerhörter Art gab dem jungen tschechischen Nationalgefühl mächtigen Auftrieb. Wenzel Hanka (1791–1861) „fand“ am 10. September 1817 zu Brennhof bei Königinhof eine Handschrift angeblich alter tschechischer Poesie. Die damalige Zeit setzte in ihre Echtheit keine Zweifel. Der „Entdecker“ hatte auch seinen glühenden Deutschenhaß in das Jahrhundert übertragen, aus dem die Gedichte stammen sollten. Hankas Fälschung beeinflusste den Geschichtsschreiber Böhmens und Führer der späteren altschechischen Partei Franz Palacký erheblich. Der üble Unterton des Hasses, der fortan die Tschechen in ihrer Auseinandersetzung mit den Deutschen bestimmte und der 1945 seine grausigen Triumphe feiern sollte, stammt noch von der sogenannten Erweckergeneration und ist nicht zum geringsten Teile durch den Inhalt der Hankaschen Fälschung bestimmt.

Der böhmische Landespatritismus war ein idealer Nährboden für das Erwachen des Tschechentums. Er wurde ja auch von den romantisch gerichteten, dem zentralistischen Wien abgeneigten Deutschen des Landes ohne irgendeine Witterung für die furchtbaren Gefahren der Zukunft gefördert und finanziert. Die Leistungen des tschechischen Teiles der Bevölkerung Böhmens wogen damals gering gegen die der noch sehr starken, finanziell leistungsfähigen Deutschen, zu denen doch eigentlich noch der gesamte Hochadel zu rechnen war. Palackýs „Geschichte Böhmens“ erschien im ersten Bande nur in deutscher Sprache (1836), die folgenden bereits in deutscher und tschechischer Sprache. Der junge Palacký schreibt noch in beiden Sprachen. Deutsche verherrlichen Gestalten der spezifisch tschechischen Geschichte. Grillparzers „Libussa“, eines der tiefstinnigsten deutschen Dramen, verkündete um die Jahrhundertmitte die slawische Weltherrschaft

der Zukunft. Und noch nach der Jahrhundertmitte, als bereits den Deutschen die Augen aufgegangen sein mußten, fiel die Stoffwahl Adalbert Stifters (1805–1868) für seinen historischen Roman „Witiko“ auf die böhmische Geschichte. Das vollendete Werk wurde der Stadt Prag gewidmet. Welch ungeheure Förderungen für das Erwachen und alsbald den Vorsturm eines kleinen, ehrgeizigen Volkes! Schon offenbarte sich aber beim böhmischen Großgrundbesitz, ob deutscher oder tschechischer Herkunft, die Neigung, sich wie auf den böhmischen Landespatritismus so auf das in ihm wurzelnde Tschechentum gegen die Krone und vornehmlich gegen den Zentralstaatsgedanken zu stützen, mit dem man nie innerlich Frieden geschlossen hatte, seit Maria Theresia und besonders ihr zentralistischer Sohn den Feudalen die Unterlagen ihrer früher fast schrankenlosen Herrschaft weggenommen hatte.

Dabei wirkte sich gewichtig aus, daß dieser Adel eben doch nicht unbeträchtliche Zeit auf seinen oft inmitten des tschechischen Sprachgebietes liegenden Schlössern verbrachte. Hier hatte er tschechisches Dienstpersonal um sich, das geschmeidig und gefügig war; hier hatte er mit seinen Gutsverwaltern zu schaffen, die sehr häufig Tschechen waren. Tatsächlich spielten ja die Gutsverwalter eine bedeutende Rolle beim Aufbau einer tschechischen Oberschicht, ohne deren Bildung eine Wiedererweckung des Volkes und seine Bereitstellung zum nationalen Kampf unmöglich war. Tschechische Geistliche hielten die Gottesdienste ab, später kamen auch tschechische Lehrer sehr oft als Erzieher in die Schlösser. War der Adel bereit, sich politisch auf die Tschechen zu stützen, so konnte er, von solcher Umgebung schließlich doch nicht unberührt, entweder den deutschen Firnis abstreifen, den er durch Jahrhunderte getragen, oder, wenn er reindeutscher Abstammung war, gar seinem eigenen Volkstum gegenüber gleichgültig, später geradezu untreu werden, zumal alle diese Hochadelskreise neben den gemeinsamen Interessen das vielfältig verschlungene Band uralter Eheverbindungen umschloß. So sind die Schwarzenbergs ihrem deutschen Volkstum völlig verlorengegangen und mächtige Förderer des Tschechentums geworden.

Aber nicht nur die Tschechen erwachten. Das Beben ging damals durch die ganze westslawische Welt, wenn es auch die einen

früher, die anderen später erfaßte. Als Preußen 1815 wieder die Provinz Posen erwarb, ging der so straff organisierte Staat der Hohenzollern mit aller Milde den Polen gegenüber vor. Preußen trieb in der ersten Zeit nicht nur eine Versöhnungspolitik reinsten Wassers, sondern bevorzugte vielfach noch die Polen. Man beließ soweit irgend möglich die im Amt befindlichen, zumeist polnischen Beamten. Ein Pole, Fürst Anton Radziwill (1776 bis 1833), wurde zum Statthalter ernannt. Die Polen in Posen bedurften keines nationalen Erwachens. Der dem polnischen Volk mit geringen Unterbrechungen in seiner Geschichte eigene nationale Angriffswille, des öfteren sogar ein höchst aktiver Nationalismus, war hier in der Provinz des Erzbistums Gnesen durchaus lebendig. Zahlreich strömten die Polen aus dem preußischen Posen im November 1830 über die Grenze, um am Aufstand gegen Rußland teilzunehmen. Das polnische Großgrundbesitzertum nahm eine feindselige Haltung gegen die Deutschen ein. Der nun 1830 eingesetzte Oberpräsident Eduard von Flottwell (1786 bis 1865) war kein wilder „Germanisator“. Er mußte gegenüber den Polen das etwas weiche Selbstbewußtsein der Deutschen stärken, ohne hier wirklich durchgreifende Erfolge erzielen zu können. Nicht die Polen wurden in der Provinz Posen unterdrückt, sondern das hier immerhin 38,9% der Bevölkerung ausmachende Deutschtum bedurfte der Stütze gegen das ausgreifende Polentum, das im Großgrundbesitz, in der katholischen Kirche sowie in der von beiden geförderten polnischen Intelligenz über genügend Angriffskräfte verfügte. Gleich bei Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. (1840) wich die Krone gegenüber polnischen Sprachforderungen zurück, und der energische Flottwell wurde nach Magdeburg versetzt. Zwei Jahre später wurde die Macht der Kirche über das Schulwesen begründet und damit in Posen dem polnischen Klerus die Möglichkeit gegeben, unter der Gleichsetzung der Begriffe katholisch und polnisch einen Teil der Posener Deutschkatholiken zu polonisieren. Bereits 1846 wurde ein Aufstandsversuch entdeckt.

In Ungarn hatte bis zum Jahre 1784 das Lateinische als Amtssprache gegolten und war nach Beseitigung der josephinischen Reformen erneut eingeführt worden. Die Umgangssprache der Magnaten blieb zunächst noch das Deutsche. Schon aber gründete

Graf Stephan Szechényi (1792–1860), eine der edelsten Gestalten magyarischen Führertums, eine ungarische Akademie der Wissenschaften und ging seinem Volk in maßvollem Nationalbewußtsein voran. Die Nation jedoch folgte seit 1840 mehr und mehr den radikalen Parolen des Ludwig von Kossuth (1802–1894). Unter dem mitreißenden Einfluß dieses Mannes beschloß der ungarische Reichstag die Ersetzung des Lateinischen durch die ungarische Amtssprache, ein bedeutsames Zeichen für das Ende der ruhigen Zustände in der Habsburgermonarchie.

Auch die Südslawen im Kaisertum Österreich begannen sich zu rühren. Napoleon hatte von 1809 bis 1813 aus den Österreich entrissenen Ländern und Landesteilen das slowenische und kroatische Siedlungsgebiet zu den „Illyrischen Provinzen“ zusammengefaßt. Hier wurde die „illyrische“ Sprache verwendet. Die Erinnerung an eine slowenische Amtssprache verschwand nicht, auch als diese Gebiete in die patriarchalische Ordnung Österreichs zurückkehrten. Ludwig Gaj (1809–1872) wurde so zum Schöpfer einer kroatischen Schriftsprache. 1847 brach ein scharfer Gegensatz zwischen dem ungarischen Reichstag und dem kroatischen Landtag aus.

*

Solcherart traf die Revolution des Jahres 1848 auf einen vorbereiteten Boden, um im gesamten östlichen Mitteleuropa nationale Forderungen und alsbald auch Bewegungen zu ihrer Durchsetzung auszulösen. Den nichtdeutschen Völkern, die so lange durch die Ideen der Romantik in ihrem Erwachen begünstigt worden waren, bedienten sich nunmehr des Liberalismus als Deckmantel für ihre nationalen Bestrebungen, während der Nationalinstinkt der Deutschen Österreichs in der Metternichschen Ära vor 1848, in welcher der Staat Österreich ganz selbstverständlich deutsch zu sein schien, nicht geweckt worden war.

Schon die Ausschreibung zur Frankfurter Nationalversammlung brachte die eingetretene Wendung an den Tag. Für die Tschechen, die ja als Bewohner von Böhmen und Mähren dem Deutschen Bund zugehörten, waren 70 Parlamentssitze vorbehalten. Palacký indessen antwortete auf die Einladung nach Frankfurt in einem offenen Brief, es sei ein Irrtum, daß Böhmen

zum Deutschen Bund gehöre. Österreich werde durch das Bestehen des Frankfurter Parlamentes geschwächt. Seine Integrität sei jedoch notwendig, um der Gefahr der russischen Universalmonarchie zu begegnen. Die südosteuropäischen Völker seien nur unter Habsburg zur Selbstbehauptung fähig. Existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, so müßte man sich im Interesse Europas beeilen, ihn zu schaffen. Er, Palacký, trete für die Gleichberechtigung der Nationen und Konfessionen ein. Als Böhme müsse er nach Wien und nicht nach Frankfurt blicken, das Wien schwächen, wenn nicht gar vernichten wolle. Nicht der Anschluß Österreichs an Deutschland, sondern der Anschluß Deutschlands an Österreich sei im europäischen Interesse gelegen. Wäre dies wegen des deutschen Nationalgefühls undurchführbar, dann könnte ein Schutz- und Trutzbündnis, allenfalls eine Zollunion zwischen Deutschland und Österreich abgeschlossen werden. Selbst die Entsendung zweier Mitglieder des Frankfurter Fünfziger-Ausschusses nach Prag führte keine Änderung des tschechischen Standpunktes, das heißt des Standpunktes der noch immer verhältnismäßig dünnen, aber schon radikalisierten tschechischen Führungsschicht, herbei. Die tschechischen Sitze in der Frankfurter Nationalversammlung blieben leer.

Mit Haß und Hohn, die jede Verhandlungsbereitschaft vermissen ließen, erklärte der einflußreiche Havlíček am 28. April 1848: „Rhein und Donau sind die Hauptadern Großdeutschlands, das ihre“ (der Frankfurter!) „Phantasien angefüllt hat — eine Ader hat ihnen Frankreich abgeschnürt, und die andere müssen die Slawen abschnüren. Die Donau ist ein slawischer Strom, die Donau ist unser, und das ist eigentlich der erste und der letzte Akt des ganzen Schauspiels. Uns Tschechen wies das Schicksal den ehrenvollen und gefährlichen Platz der ersten slawischen Bastion im Westen zu. Wir verteidigten unseren Bergwall ehrenvoll durch viele Jahrhunderte, wir werden ihn so lange verteidigen, bis die Donau unser slawischer Strom sein wird.“

Von dieser Erklärung — einem Dokument abgründiger, durch kein empfangenes Unrecht begründeter Feindseligkeit — sind es nicht zu viele Schritte weiter zum Jahre 1918, in dem sich die Tschechen, der Parole von Eduard Benesch (1884–1948) „Détruisez l'Autriche“ folgend, aus der Gemeinschaft der österreichisch-

ungarischen Monarchie lösen. Österreich, das von Palacký mit soviel Wärme genannte Österreich, war nach den ersten Atemzügen des völkischen Erwachens für den tschechischen Nationalismus nur ein taktischer Begriff, keine Sache des Herzens oder einer tieferen Bindung.

Noch aber sollten die tschechischen Blüenträume nicht zum Reifen kommen. Zu Pfingsten 1848 tagte in Prag ein Slawenkongreß, schon die Tatsache allein Ausdruck der gehegten Hoffnungen, der Ort ein Hinweis, wie sehr die revolutionären Slawen ihre Hoffnungen auf die Tschechen setzten. Freilich mußten die hier versammelten Männer, um sich untereinander verständigen zu können, sich der deutschen Sprache für die Verhandlungen bedienen. Der Kongreß, auf dem der russische Sozialrevolutionär Michael Bakunin (1814–1876) sprach, löste eine revolutionäre Erhebung in Prag aus, die durch den Fürsten Alfred zu Windischgrätz (1787–1862) rasch zu Boden geworfen wurde. Mit Schrecken erkannten die Tschechen, daß sie sich in ihrer panslawischen Begeisterung zu weit vorgewagt hatten. Sie suchten die Verständigung mit der Zentrale, sogar mit den Deutschen. Ende Oktober 1848 wurde auch in Wien durch denselben Fürsten Windischgrätz die Revolution niedergeworfen. So gingen die Tschechen, zur Mitarbeit bereit, in den österreichischen Reichstag. „Wir hätten den Reichstag in Wien nie beschickt, wenn nicht der Windischgrätz gewesen wäre“, sagte Havlíček.

Dieser erst zu Wien, dann in der mährischen Stadt Kremsier versammelte Reichstag, dem indessen die Madjaren fernblieben, offenbarte das ganze bunte Bild des österreichischen Völkerstaates, offenbarte mit einem Male das starke Gewicht der slawischen Völker. Hier forderten die Tschechen, unter deren Führern nun auch Franz Ladislaus Rieger (1818–1903), der Schwiegersohn Palackýs auftauchte, ebenso wie die Polen die Autonomie der historischen Länder. Erstere hofften damit die Sudetendeutschen, letztere die Ruthenen leichter niederhalten zu können. Die von den Tschechen 1848 in der Wenzelsbader Adresse geforderte Gleichberechtigung mit den Deutschen war von ihnen nie im vollen Umfange ernst genommen worden. Die aufstrebenden Tschechen wünschten zunächst den deutschen Verwaltungscharakter im Gesamtstaat und in der Landesregierung von Böhmen und

Mähren zu beseitigen. Tatsächlich aber beehrten sie für sich als der Mehrheit in Böhmen, das wahre böhmische (!) Volk, den Vorrang, für die Deutschen nur die denkbarsten kulturellen „Erleichterungen“. Auch hierin sehen wir die Konsequenz des tschechischen Denkens, das von Anfang an auf die Beherrschung der deutschen Mitbürger hinzielte.

Die Slowenen verlangten auf dem Reichstag die Auflösung der historischen Länder und die Bildung eines slowenischen Königreiches. So konnten sie, die nur in Krain die Mehrheit innehatten, sich aus den deutschen Ländern Kärnten und Steiermark lösen.

Wie indessen verhielten sich die Deutschen, die nach Auffassung auch der gemäßigten Slawenführer die Zeche bezahlen sollten?

Bei den Deutschen überwog von Anfang an der liberale Solidaritätsgedanke. Sie waren gewissermaßen berauscht von der Revolution an sich, ohne zu erfassen, was diese Revolution für ihre sehr konkreten Rechte und Einflußbereiche bedeuten würde. Sie waren sofort zu Opfern bereit, das bewies schon die national höchst bedenkliche Mitunterzeichnung der Wenzelsbader Petition durch sie, dazu noch die Übernahme der letzten Abfassung des Wortlautes dieser Adresse, die höchst unklug ausfiel. Sie hofften damit ein freies Österreich aus der Taufe zu heben. Ludwig von Löhrer — und er war der erste — trat mit einem Plan zu nationaler Autonomie hervor. Zugunsten möglichst rein nationaler Territorien sollte mit den historischen Ländern aufgeräumt werden. Diesen Plan nun übernahm, als das erste tschechische Begehren auf möglichste Autonomie der historischen Länder gescheitert war, der anpassungsfähige Palacký, jedoch mit bestimmten Abschwächungen. Der „Kessel“ Böhmen freilich dürfe nicht angeschnitten werden, weil man Kessel nicht teilen könne. Die saubere Durchführung der Länderaufteilung zugunsten der Schaffung national geschlossener Länder wäre für die Deutschen eine Lösung gewesen, die ihnen in ihrem damals noch weit größeren Besitzstand Sicherheit gegeben und zugleich die nationale Verbissenheit der späteren Jahrzehnte ausgeschaltet hätte. Leicht wäre zugleich die Geltung des Deutschen für die Verwaltung des Gesamtstaates zu verankern gewesen, denn noch empfanden die

Völker die Notwendigkeit eines gemeinsamen Bandes. Doch die damalige Generation der Deutschen Österreichs beachtete die Notwendigkeiten für das eigene Volkstum und die Sicherung der deutschen Führung des Habsburgerreiches vielzuwenig. Einesteils waren sie zu optimistisch, wußten sie sich doch den nichtdeutschen Völkern an Bildung, Arbeitsleistung und Besitz weitaus überlegen. Dann aber folgten sie der Staatsräson, der sie sich als altes Staatsvolk stets verhaftet fühlten, und meinten schließlich auch, daß man die Länder als historische Gebilde nicht so leicht und nicht so deutlich national zerteilen könne. So entschieden sich die Deutschen für die Beibehaltung der bisherigen Länderordnung, forderten jedoch die Errichtung national bestimmter, möglichst autonom gehaltener Bezirke.

Tschechen und Polen ihrerseits bemühten sich, die Autonomie der national einheitlichen Bezirke, deren Errichtung sie zustimmten, sogleich einzuschränken, hingegen die Unabhängigkeit der Länder von der Wiener Zentrale zu verstärken.

So fand man sich auf einer mittleren Linie, einem Kompromiß, der keine der Fragen gelöst hätte.

Das Werk von Kremsier wurde indessen durch die Auflösung des Reichstages und die folgende Reaktion in Österreich zerstört. Daß die geplante Neuordnung nicht zustande kam, wurde deshalb besonders verhängnisvoll, weil nur in diesem ersten Reichstag durch die neugestärkte Machtstellung der — deutschbestimmten — Zentrale, ferner durch die den Tschechen und Polen gerade damals als notwendig erscheinende taktische Mäßigung, endlich durch den Willen der mit der deutschen Autonomie-Auffassung einverstandenen kleineren Völker eine dem Gesamten wie den Einzelinteressen dienende Lösung möglich gewesen wäre.

Die Madjaren, die auf Grund der Kremsierer Einigung die hauptsächlichen Zugeständnisse hätten machen müssen, waren auf dem Reichstag gar nicht erschienen. Sie lebten ja, nachdem bei ihnen der Radikalismus von Kossuth jede besonnene Erwägung überwältigt hatte, bis zu ihrer militärischen Demütigung von Világos (13. August 1849) in ihrem Traum eines gänzlich unabhängigen Ungarn, in welchem nur die Madjaren herrschen sollten. Nicht einmal den Kroaten wollte der madjarische Nationalismus Zugeständnisse machen, wie die Erklärung Kossuths, des

allgewaltigen Diktators der Revolution, bekundet, daß er Kroatien auf der Landkarte nicht finden könne. Unterdrückung wäre das Los der nichtmadjarischen Mehrheit im Königreich Ungarn gewesen, dies auch für die Siebenbürger Sachsen. Welche Zukunft ihnen aus diesem Ungarn der siegreichen Nationalisten zuteil geworden wäre, beleuchten zahlreiche Ermordungen von Sachsen im Jahre 1849, darunter vor allem die Erschießung des großen siebenbürgischen Patrioten und weitblickenden Deutschen Stephan Ludwig Roth. Unseligerweise hatte sich der geistesschwache Kaiser Ferdinand I. (1835–1848) noch vor der Unabhängigkeitserklärung des Königreiches Ungarn die Unterstellung Siebenbürgens unter die ungarische Krone ablisten lassen.

*

Dem österreichischen Reichstag von Kremsier folgte die absolutistische Reaktion in Österreich, das nach der Niederwerfung des italienischen und des madjarischen Aufstandes wieder ganz dem zentralistischen Willen gehorchte. Dieser Wille war ein germanisierender, Österreich sollte im Zeichen der deutschen Staatssprache ein durchaus einheitliches Staatswesen sein, ohne allerdings das in Kremsier beschlossene Prinzip der Gleichberechtigung der Völker aufzugeben. Im inneren Dienst, im Dienst von Amt zu Amt, wurde nun auch in Ungarn das Deutsche die einzige Amtssprache.

Die Tschechen blieben das Schicksalsvolk des Nationalitätenkampfes auf dem Boden Altösterreichs. Zunächst freilich übten sie auf den Rat Havličeks hin Zurückhaltung. Die durch den Kremsierer Reichstag bewirkte völlige Bauernbefreiung kam, wie den Slawen überhaupt, auch dem tschechischen Volk zugute. Zudem stärkte die erlangte Selbstverwaltung in den Gemeinden die Kräfte der Tschechen. Die Deutschen aber, welche die Masse der staatlichen Vertreter des absolutistischen Kurses unter Staatsminister Alexander Bach (1813–1893) stellten, erfuhren den allgemeinen Haß der sich durch die Regierungsbevormundung unterdrückt fühlenden Völker, während sie selbst zur gleichen Zeit einer schweren Täuschung unterlagen. Der amtlich deutsche Staatscharakter der Bachschen Ära (1849–1859) täuschte ihnen

ein deutsches Österreich vor, das überhaupt nicht bestand. Sie erkannten ihre sehr bedrohte Lage nicht. Ein zweiter Vormärz gewissermaßen behinderte sie in der Entwicklung der nationalen Abwehrkräfte.

Um so böser wurde für sie die Überraschung, die sich mit dem plötzlichen Ende des absolutistischen Systems verband. In einer der jähren Schwankungen, die für die Jugend und das erste Mannesalter des Kaisers Franz Joseph (1848–1916) charakteristisch sind, schwenkte der Monarch vom Absolutismus, der 1859 im Kriege mit Frankreich offenkundig versagt hatte, zu einem Verfassungskurs um. War der Absolutismus zentralistisch und dadurch allein schon deutsch bestimmt, so gab sich das vom Kaiser erlassene Oktoberdiplom föderalistisch. Den größeren antideutsch gesinnten Slawenvölkern, den Tschechen und den Polen, verhiess es die Erfüllung alter Hoffnungen, während sich die Madjaren mit der nur teilweisen Wiederherstellung ihres Königreiches nicht zufriedengeben wollten, obgleich ihnen nun die deutsche Beamtenschaft in den Komitaten geopfert wurde.

Das Oktoberdiplom (20. Oktober 1860) des polnischen Grafen Agenor Goluchowski (1812–1875), bisher Statthalter in Galizien, räumte den Ländern erhebliche Selbständigkeit ein. Die Regierung schwächte die Geltung der deutschen Sprache im Gymnasialunterricht der nichtdeutschen Länder. Aber auch einzelne der kleineren Nationen, wie die Ruthenen und die ungarischen Serben, erfuhren Beeinträchtigungen. Dieses System der „historisch-politischen Individualitäten“ stützte sich auf den föderalistischen Großgrundbesitz und die Kirche in den Einzelländern. Es war der „Staatsstreich des Hochadels gegen die Zentralbürokratie“.

Jedoch die deutsche Politik Österreichs, die gegenüber dem in Gegensatz zu seinem Abgeordnetenhaus stehenden preußischen Königtum die Werbekraft eines deutsch geführten, parlamentarisches Leben unterstützenden Habsburgerreiches einsetzen wollte, erzwang eine rasche Änderung. Anton Ritter von Schmerling (1805–1893), Österreichs einstiger Vertreter in Frankfurt, wurde am 13. Dezember 1860 zum Staatsminister ernannt. Er stellte im Februarpatent 1861 den deutschen Zentralismus in Österreich-Ungarn wieder her und stützte sich in dem nun berufenen Reichsrat auf das deutsche Großbürgertum, das jetzt seine letzte

große Zeit in Österreich erlebte. Eine günstige Wahlordnung sicherte den Deutschen die Mehrheit. Der ungarische Reichstag wurde wieder aufgelöst, die deutsche Verwaltung im Königreich „provisorisch“ erneuert. Allenthalben wurden die kleinen Nationalitäten gegen die großen föderalistischen gefördert. Der Siebenbürger Landtag setzte die Gleichberechtigung der Rumänen, des stärksten bisher politisch rechtlos gebliebenen Teiles der Landesbevölkerung, mit den Deutschen (Sachsen), den Madjaren und den Szeklern fest. Diese Rechtsetzung für die kleineren Nationen konnte auch im Königreich Ungarn die Deutschen sichern, die damals noch einen namhaften Teil der Bevölkerung bildeten. Der Kaiser beschritt aber diesen Weg zur Brechung der madjarischen Zwingherrschaft in Ungarn nicht. Nur die Kroaten wurden gegen die Madjaren gesichert wie in Galizien die Ruthenen gegen die Polen.

Dem deutschliberalen Reichsrat (Parlament) Schmerlings blieben die Madjaren und eine Zeitlang auch die Tschechen fern. Der Monarch, zu keiner Zeit seiner Regierung von einem tieferen Verständnis für die schicksalhafte Bedeutung des nationalen Problems in seiner Monarchie beseelt, ließ, unzufrieden mit dem Stand der Dinge, 1865 den deutsch-zentralistischen Staatsmann fallen und verfügte durch den neuen Staatsminister Richard von Belcredi (1823–1902), den „Grafen mit dem italienischen Namen, der deutschen Sprache und dem tschechischen Herzen“ die „Sistierung“ der Februarverfassung von 1861. Das bedeutete einen antideutschen Kurs zugunsten der „historischen“ Nationen und zum Nachteil der kleinen. Siebenbürgen wurde in völliger Verkennung der Verhältnisse und der Tragweite dieses Entschlusses gegen den Willen der weitaus überwiegenden Mehrheit seiner Bewohner der Selbständigkeit beraubt und in Ungarn eingegliedert. Die Madjaren hoben sogleich die neue Landtagswahlordnung auf und entrechteten die Rumänen von neuem. Auch die Kroaten wurden angewiesen, sich mit den Madjaren abzufinden.

Stärkte der Kaiser durch so weitgehende Zugeständnisse gerade jene Nation der Gesamtmonarchie, die stets am zähesten und einsichtslosesten Leistungen für die Gesamtheit abgelehnt hatte, so schwächte er noch besonders die Stellung der allein mit dem Staat verwachsenen Deutschen. Den Tschechen wurde die Krö-

nung Franz Josephs zum König von Böhmen versprochen. Durch Druck der Krone auf den Großgrundbesitz, der zwischen den Deutschen und den Tschechen das Zünglein an der Waage darstellte, erhielt der böhmische Landtag eine tschechische Mehrheit.

In solcher inneren Lage ging Österreich in den Krieg des Jahres 1866, der über die Vorherrschaft in Deutschland entschied. Bekanntlich rief Bismarck, der zunächst mit einer längeren Dauer des Kampfes gerechnet hatte und sich im Kriege jeden Mittels gegen den Gegner bedienen zu müssen glaubte, beim Einmarsch der preußischen Truppen in Böhmen die Tschechen zur Erhebung für ihre Unabhängigkeit auf. Es war ein vom Standpunkt des gesamten deutschen Ostens gesehen unseliger Entschluß, dies nicht sosehr, weil sich nun tatsächlich die Tschechen gegen den deutschen Zentralismus von Wien erhoben hätten, sondern weil die außerordentlich geschickten tschechischen Führer unter Berufung auf die in dieser Stunde der Verlockung der Krone Habsburgs gegenüber bewiesene Treue dem Kaiser erneut einen austroslawischen Kurs nahelegen konnten.

Eine neue Wendung der inneren Verhältnisse Österreichs kam von der ungarischen Frage her. Den Kaiser verließ die Geduld, von den Führern des madjarischen Volkes durch kluge Zähigkeit einen vernünftigen Ausgleich zu erwirken. Er hatte den Krieg mit Preußen verloren, Österreich hatte der Auflösung des Deutschen Bundes zustimmen müssen und war damit der Vormachtstellung in Deutschland verlustig gegangen. Nun meinte Franz Joseph, Ungarns ganz sichergehen zu müssen, um für die große Politik, in der er die Revanche für Königgrätz anstrebte, gerüstet zu sein. Unter Anerkennung der Eigenstaatlichkeit des Königreiches Ungarn wurde der Ausgleich von 1867 abgeschlossen. Das alte Kaisertum Österreich wurde in die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn umgewandelt, die außer der Person des Monarchen nur gewisse gemeinsame Angelegenheiten (Heerwesen, Finanzen, Außenpolitik) zusammenhielten. Den Madjaren wurde zugleich das gesamte ungarische Staatsgebiet ausgeliefert, und sie gaben nicht mehr als platonische Zusicherungen für die Rechte der nichtmadjarischen Bevölkerung Ungarns ab.

Dem Ausgleich folgte die feierliche Königskrönung Franz Josephs in Budapest (8. Juni 1867), auf welcher der Monarch den

eben abgeschlossenen Ausgleich beschwor. Nun war er auch durch seinen Eid gebunden.

Diese Königskrönung rief bei den Tschechen, die sich um eine solche in Prag betrogen fühlten, die größte Erbitterung hervor. Sie fürchteten nun eine straff zentralistische Staatsführung in Restösterreich und damit eine nicht mehr zu erschütternde Vorherrschaft der Deutschen westlich der Leitha. Einer der Tschechenführer, der Publizist Julius Gregr (1831–1896), schreibt: „Ich war ein eifriger Anhänger der Idee Österreichs, nun habe ich diesen Glauben nicht mehr, und es wird nur wenige in Böhmen geben, die sich ihn bewahrt haben.“ Ohne daß sich die Krone der Tragweite dieses Beginns bewußt wurde, erfolgte nunmehr die Orientierung der Tschechen nach Rußland und nach Frankreich hin.

Zum Unterschied von den vagen Erklärungen in Ungarn wurde in der am 21. Dezember 1867 zustande gekommenen, liberal orientierten Verfassung für Zisleithanien (wie die österreichische Staatshälfte, die eines eigentlichen Namens ermangelte, so oft nach dem Grenzflusse Leitha genannt wurde, während die amtliche Bezeichnung „die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ lautete) der Grundsatz der Gleichberechtigung der Völker staatsgrundgesetzlich verankert. Die Deutschen verfügten im Reichsrat beinahe über eine Zweidrittelmehrheit. Die Landtage von Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg waren rein deutsch, weitaus überwiegend deutsch der Landtag von Schlesien, fast ganz deutsch (36 zu 1) der von Kärnten, vorwiegend deutsch die von Steiermark (44 zu 19) und Tirol (45 zu 23); deutsch war auch die Mehrheit des Krainer Landtages (20 zu 16). In Böhmen, wo 77 Deutsche 94 Tschechen gegenüberstanden, gaben die 70 Stimmen des Großgrundbesitzes jeweils den Ausschlag, welchem von beiden Völkern die Mehrheit zufiel. 1867 bis 1884 war es eine entschieden deutsche. Der mährische Landtag hatte 1867 eine tschechische Mehrheit (56 zu 44), wies aber bald darauf wieder eine deutsche auf, die sich dann bis 1906 behauptete. In der Bukowina machten die deutschen Abgeordneten etwa $\frac{2}{3}$, die Rumänen und die Ruthenen je $\frac{1}{3}$ der Landtagssitze aus. In Galizien, Istrien, Triest und Dalmatien gab es keine deutschen Abgeordneten. 36,05% der Gesamtbevölke-

rung Österreichs waren deutsch; das war zahlenmäßig kaum weniger als das Verhältnis der Madjaren zu den nichtmadjarischen Völkern in der ungarischen Reichshälfte. Die Deutschen hatten jedoch in ihrer Reichshälfte mit dem sehr lebhaften Nationalgefühl, richtiger gesagt mit dem Nationalismus der Tschechen, Polen, Italiener und bald auch der Slowenen zu rechnen. Alle diese Völker waren im Vormarsch begriffen, insbesondere die Tschechen, deren Entwicklung eine geradezu stürmische war.

*

Es ist hier nochmals zu betonen: Solange der preußische Staat in geschlossener Kraft bestand, also bis zum Umsturz von 1918, solange er, in das machtvolle Reich eingefügt, die gesamte Kraft Kleindeutschlands hinter sich hatte, ist Österreich und nicht Preußen der mitteleuropäische Kampfplatz der Nationalitäten. Nicht im nationalen Grenzraum von Westpreußen bis Oberschlesien, sondern in der alten Habsburgermonarchie wurden bis zum Ausgang des Ersten Weltkrieges grundlegende Fragen des deutschen Volksbodens entschieden.

Dennoch aber war die Lage an der deutschen Sprachgrenze Preußens durchaus keine befriedigende. Wenn sich auch die deutsche Kraft im Deutschen Reiche gegenüber den Polen unvergleichlich stärker darstellte als die der Deutschen Österreichs gegenüber den nichtdeutschen Völkern, gar nicht zu sprechen von der Lage der Deutschen in Ungarn, so war doch das Ergebnis gering. Innerlich waren die Verhältnisse im preußischen Ostraum brüchig. Unter der Oberfläche bereitete sich eine Bedrohung vor, die im Falle einer Niederlage des Staates, erst recht bei einer Katastrophe größten Ausmaßes wie 1918 eine sehr verhängnisvolle Lage für das Deutschtum zeitigen mußte.

Eine Neusiedlung von Deutschen war an der preußischen Ostgrenze nicht erfolgt. Die Einwanderung der paar Hundert Zillertaler 1837 in Oberschlesien blieb Episode. Im Gegenteil war im Bereich der friderizianischen Ansiedlungen mancher Verlust zu verzeichnen. Das Polentum, das 1848 unter Führung von Ludwig von Mieroslawski (1814–1878) einen mit grausamen Ausschreitungen gegen die Deutschen verbundenen Aufstand in Posen unternommen hatte, blieb hier, eng mit der katholischen

Kirche verbunden, dauernd schwierig. Langsam begann der polnische Nationalismus auch nach Oberschlesien auszugreifen. Er fand Anhänger im Großgrundbesitz, in der Intelligenz und in der Kirche, weit weniger bei den Bauern auf dem flachen Lande.

Die preußischen Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Posen, also die im deutschen Nordostraume am meisten gefährdeten Provinzen des Staates, aber auch Brandenburg und Teile von Schlesien waren durch ein überstarkes Gewicht von Großgrundbesitz, die Rittergüter, gekennzeichnet. Der Bauer trat gegenüber diesen Latifundienbesitzern zurück. Seit der Neuregelung des Grunderwerbs durch das Gesetz von 1816 war das Bauernland im Osten um annähernd 2,7 Millionen Morgen gemindert worden. Gerade hier indessen hätte der Raum der engeren Verwurzelung mit dem Boden, nicht aber der weitmaschigen Bewirtschaftung durch wenige Besitzer und eine große Masse besitzloser Arbeiter bedurft, unter denen später, da die deutsche Arbeitskraft nach dem lockenden Westen Deutschlands, dem Deutschland der Industrie und der höheren Löhne, abströmte, die polnischen Sachsengänger in großer Zahl erschienen. Unvermeidlich war bei dieser Lage des Grundeigentums, daß eines Tages eine Bodenreform kam. Diese herbeizuführen, sie anständig, vernünftig und unter Rechtswahrung durchzuführen war das Gebot der Stunde schon seit 1848. Die polnischen Aufstände von damals, die sich blutig genug an der deutschen Grenzbevölkerung auswirkten, hätten ein Menetekel sein müssen. Deutsche Bauern, und waren es auch arme, mußten Fuß fassen, wo sich die endlosen Weiten siedlungsarmer Güter breiteten. Gewiß, die deutsche Landwirtschaft wäre durch eine Aufteilung des Bodens zunächst in ihren Erträgen wohl nicht unerheblich beeinträchtigt worden. 1918 aber bewies, daß selbst nach dem völligen Verlust der reichen Landwirtschaftsgebiete von Westpreußen und Posen das dann noch dichter bewohnte Deutschland durch Verbesserung der landwirtschaftlichen Arbeitsmethoden zu leben vermochte. Und stets, auf jeden Fall und über Leben und Tod entscheidend, muß in einem Staatswesen der biologisch-politischen Forderung mehr Gewicht als den wirtschaftlichen Vorteilen beigemessen werden.

Eine vernünftige Bodenreform durchgreifender Art wurde

jedoch in dem sich zu sicher fühlenden Preußen nie vorgenommen. Die Besiedlung blieb so nach dem Osten hin, wo das polnische Volkstum begann, zu dünn. Das deutsche Haus hatte an der Wetterseite eine morsche Wand. So bereiteten sich die Verhängnisse von 1918 und 1945 schon viele Jahrzehnte vorher vor.

Einem Staatsmann vom Range Otto von Bismarcks (1815 bis 1898) konnte die deutsche Bedrängnis im Osten nicht verborgen bleiben. Er brachte das Gesetz vom 26. April 1886 durch, das einen Betrag von 100 Millionen Mark für die Ansiedlung von deutschen Bauern und Arbeitern ermöglichen sollte. Domänen, Forstbesitz, aber auch Privatgüter wurden angekauft; man erstrebte die Errichtung in sich geschlossener Landgemeinden. Die Ansetzung von Kleinbauern bewährte sich dabei weniger als die von Handwerkern. 1898, 1902 und 1908 wurden neue Mittel bereitgestellt. Die Erstarkung der Polen erschwerte den Ankauf verschuldeter polnischer Güter. Die Bodenpreise stiegen durch den Einsatz der Reichsmittel. Das Gesamtergebnis war kein großartiges. Insgesamt wurden 21 886 Familien auf 350 000 Hektar Land angesiedelt. Im ganzen war es doch nur gelungen, dem Rückgang der Deutschen in der Provinz Posen Einhalt zu gebieten. Eine durchgreifende Wirkung war es nicht. In seinem einseitigen Charakter mußte das Unternehmen auf die Polen aufreizend wirken, halb begonnen und noch schwächer durchgeführt, überwogen seine Vorteile die Nachteile nicht. Die Polen sahen sich um so mehr in ihrem Nationalismus bestärkt. Sie behaupteten durchaus ihr Volkstum. Die häufig fanatische nationale polnische Kirche stand ihnen unbedingt zur Seite. Starke polnische Organisationen entstanden, und das polnische Volk wurde auf dem Boden der Provinz Posen, der so oft von den Deutschen kultiviert worden war, durchaus widerstandsfähig erhalten.

Es wird nie in runden Zahlen zu erfassen sein, wieviel die Provinz Posen, die immer so wie in Österreich Galizien ein Zuschußgebiet blieb und auf Kosten der rein deutschen Provinzen Preußens entwickelt werden mußte, der deutschen Hilfe, der deutschen Ordnung, der deutschen Bildung, all den Mächten, denen sich der polnische Nationalismus haßerfüllt entgegenstellte, zu verdanken hat. In aller Ruhe jedenfalls konnte sich hier ein

polnischer Mittelstand heranbilden, der dann das Rückgrat des nationalen Kampfes werden sollte.

So bedeutete die preußische Herrschaft für die Polen eine Zeit der inneren Stärkung. Der Staat vermochte die deutsche Bevölkerung nur wenig zu kräftigen, ja, die Polen vermochten vielmehr die katholischen Bamberger Bauern zu polonisieren.

Gab es also in Österreich, nachdem die Völker erwacht waren, die offene Wunde des Nationalitätenkampfes, so in Preußen die nicht weniger gefährliche innere Schwäche in der Ostgrenze, während das polnische Element erstarkte.

*

Es war für die Deutschen eine böse Überraschung, mit der man nur schwer fertig zu werden vermochte, daß man nach Jahrhunderten, in denen man Herr und Führer gewesen war, aber auch der alleinige Träger der Bildung und des Fortschrittes im ostmitteleuropäischen Raume, nun das Erwachen so vieler Völker, eine babylonische Verwirrung von Sprachen, begehrlische Ansprüche, dazu Abneigung und Haß gegen alles Deutsche wahrnehmen mußte. Dabei konnte man im deutschen Lager den vollen Ernst der Lage und die Tragweite der sich vorbereitenden Wandlungen lange genug nicht begreifen, in Österreich ebenso wenig wie in Preußen. Die Worte Friedrich Hebbels, des Dithmarschen, der die Revolution von 1848 in Wien mitmachte, sind der deutliche Ausdruck für dieses Staunen, dieses Nichtbegreifen, dieses geradezu Überrumpeltsein:

„Auch die Bedientenvölker rütteln
Am Bau, die längst man tot geglaubt,
Die Tschechen und Polacken schütteln
Ihr struppig Karyatidenhaupt.“

Deutsche Tragik und deutsche Verblendung

Noch einmal müssen wir, um den Unheilsgang der folgenden Entwicklung voll verstehen zu können, innehalten und den Blick zurücklenken.

Das 19. Jahrhundert war unter gefahrdrohenden Vorzeichen für den gesamten deutschen Ostraum heraufgerückt. Zu seinem Beginn allerdings ließ sich noch nicht ahnen, welche schweren Probleme dem deutschen Volke vom Baltikum bis zum Eisernen Tor gestellt werden würden. Im Keim aber lagen sie bereits in den Tendenzen der Zeit, wie sich diese nach dem Wiener Kongreß dartat, und drängten nach ihrer Entscheidung. Volkshere und nicht mehr nur die alten Berufssoldaten hatten 1813 bis 1815 den Sturz Napoleons herbeigeführt, wie es Volksmassen gewesen waren, mit denen die französische Revolution gegen Mitteleuropa vorgestürmt war, Volksmassen waren es, die für die Freiheit Spaniens gekämpft, ein Volk der Hirten und Bauern, das 1809 am Berg Isel die Schlachten geschlagen hatte. Die Völker hatten gekämpft, und sie blieben fortan politisch nicht mehr stumm wie früher. Immer bestimmter mußte sich ihr Ruf nach Mitwirkung im Staate erheben. Sie forderten schließlich Verfassungen, Pressefreiheit, Geschworenengerichte, um die wichtigsten Punkte zu nennen, für die sich die westlichen Völker, die Deutschen inbegriffen, einsetzten.

Rüttelten diese Parolen der Zeit, hinter denen das Ungewisse lag, vor dem es Metternich graute, an den alten Fundamenten der Staaten, ein schweres Kopfzerbrechen für die Höfe am Manzanares, an der Seine, an der Spree und an der Donau, am schärfsten und augenfälligsten mußte von ihnen das Reich der Habsburger betroffen werden. Das Schicksal fing an, an die Tore jener Monarchie zu pochen, deren Staatsgrenzen sich um zwölf verschiedene Völker breiteten, die bisher friedlich miteinander gelebt hatten. Nur ein begrenztes Maß von Einheitlichkeit hatte die Arbeit der zentralistisch gerichteten Wiener Behörden in Österreich zu erreichen vermocht, Ungarn hatte sie nie ganz erobert.

Einst und bis zu einem gewissen Grade auch noch unter dem patriarchalischen Regiment des Vormärz stellten die Vielzahl von Völkern, Völkerspittern und Stämmen Österreichs, diese Fülle

voneinander verschiedener Eigenarten, die mannigfaltigen Schattierungen und Abwandlungen von der Hochkultur der Deutschen und Italiener bis zur Primitivität der Huzulen in der Bukowina oder der walachischen Schafhirten Siebenbürgens, der Bedürfnislosigkeit der Goralen in den Beskiden und der sonnverbrannten Dalmatiner einen Reichtum der Donaumonarchie dar. Es war ein farbiges Vielerlei der Kostüme und Bräuche gegenüber dem uniformierenden Einen der anderen modernen Großstaaten. Angesichts der Richtung der neuen Zeit jedoch wurde es zu einer Gefahr für den Staat und das diesen tragende Volk.

Verfassungen forderte der auf die Dauer unüberhörbare Ruf der Intelligenz und des Bürgertums auch in Österreich, also in erster Linie der Deutschen. Verfassungen aber mußten Rechte gewähren, und als das vornehmste und entscheidende wurde die Volksvertretung empfunden. Volksvertretungen machen die Völker reden. Wenn indes die Völker der Donaumonarchie einmal zu reden anfangen und die eigenen politischen Wünsche entdecken, dann hörte das bunte Vielerlei auf, eine Freude zu sein, der innere Zwiespalt hub an und mit ihm die Frage der Staatsexistenz.

Gewiß waren es zunächst, vor 1848, nur drei Völker der Monarchie, bei denen sich das Drängen nach freiheitlichen Rechten so laut kundtat, daß es die Herrschenden nicht überhören konnten. Noch schlief der böhmische Löwe, wenn auch das tschechische Volk in vollem Erwachen war. Den Ausschlag gaben die Deutschen, die Madjaren und die Italiener der Monarchie, so verschieden jedes einzelne Volk seine Wünsche auch gestaltete. Und letztlich fiel die Entscheidung nicht in Mailand, nicht einmal in Budapest, sondern in Wien.

Die Deutschen, nicht sosehr die lebhafteren Madjaren, wurden trotz Kossuths Taufrede der Revolution die Bahnbrecher der neuen Zeit. Bei den Italienern von Mailand und Venetien waltete der Drang, aus Österreich hinaus zur italienischen Einigung zu gelangen. Für den Habsburgerstaat hatten sie kein Interesse. Ihre Erhebung, zu der Papst Pius IX. (1846–1878) sich sympathisch äußerte, berührte Österreich am äußersten Südrande und zwang es zu einer militärischen Kraftprobe. Die innere Entwicklung aber mußte durch die Ereignisse in Wien bestimmt werden, und

diese entschieden am 13. und 14. März 1848 für den Sieg der Revolution.

Rechte indessen, die von den Deutschen dem Monarchen abgerungen wurden, galten nicht nur für sie, diese Träger der höchsten Bildung und Besitzer der weitaus stärksten Kapitalmacht im Staate. Zwangsläufig mußten sie ja, als für den ganzen Staat bewilligt, sofort auch die Rechte der übrigen Völker der Monarchie sein, gleichgültig welche Gesittung, Bildung und Gesellschaftsgestaltung diese besaßen, gleichgültig, ob ihre innere Entwicklung dadurch eine sehr unnatürliche, eine künstliche Belebung erfuhr. Wie die Deutschen früher im gesamten Ostraum Zivilisation und Entwicklung aus der Taufe gehoben hatten, standen sie auch jetzt Pate für die Geburt der Rechte der anderen Völker. Ihre errungenen Verfassungsrechte wurden unverzüglich auch die der Tschechen, Slowenen, Polen und der übrigen. Nur die Madjaren haben es ja 1848/49 und nach 1867 zuwege gebracht, im apostolischen Königreich, in welchem sie nur eine Minderheit, wenn auch die stärkste, bildeten, den anderen Völkern das zu verweigern, was sie selbst vom Kaiser als ihr Natur- und geschichtliches Recht erpreßt hatten. Shylock und Grandseigneur in einer Person! Als sie ihre Verfassungs- und Staatsforderung durchgesetzt hatten, hielten sie die übrigen Völker Ungarns, darunter auch die zwei Millionen Deutsche in ihrem Staate nieder, obwohl man nach außen durch ein lebhaftes ungarisches Parlament Verfassungsleben vortäuschte. Freilich drückten sie damit zugleich ihre eigenen breiten Volksschichten in Unmündigkeit. Ein hoher Preis.

In den Verfassungen von 1848 war das Wahlrecht verankert. Zunächst, da ja das Bürgertum die Revolution gemacht hatte, war es gemäß der Herkunft und Interessenschichtung seiner Erbkämpfer, doch auch der waltenden Zeitströmung entsprechend, an ein bestimmtes Maß von Einkommen, Grundbesitz und Bildungsgrad gebunden und danach abgestuft. Wurde es aber weiter ausgedehnt, was eine unaufhaltsame Tendenz der Entwicklung war, ließ man schrittweise das bevorzugte Wahlrecht und die zunächst so oft vorgesehenen Sonderstimmen fallen. Kam dann eines Tages — und diese Entwicklung war nicht aufzuhalten — das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, dann

entschied künftig nur mehr die Zahl, nicht mehr die Qualität. Dann zählten alle bestehenden Stufungen und Unterschiedlichkeiten, das jahrhundertealte Kultur- und Besitzgefälle nicht mehr, auch wo es sich um die entscheidenden verfassungsmäßigen Beschlüsse handelte. Historische Verdienste und darauf basierende Rechte, die Überlieferung einer langen Zeit, Bildung, Geburt und Besitz, das Können in Handwerk, Gewerbe und Handel, sie standen dann hilflos gegenüber der Elementargewalt der Zahl, der Mehrheit. Über diese jedoch entschieden die Massen, und in einem Vielvölkerstaat konnte so auf einmal das alte Herrenvolk zur Minderheit im Staate werden.

Mit jedem Schritt dieser Entwicklung wurden die Deutschen an vielen Stellen des Ostraumes unter schweren Druck gesetzt. Es war ja die Eigenart und das Schicksal der großen deutschen Kolonisation des Mittelalters und der späteren Nachkolonisation gewesen, daß die Siedlungsgrenzen nicht überall klar gezogen waren, daß ein Teil des geschlossenen deutschen Sprachgebietes — in Westungarn — nicht der österreichischen Reichshälfte zugehörte, von der Uneinheitlichkeit unter den österreichischen Ländern ganz zu schweigen. Nicht nur waren die Wohngebiete der einzelnen Völker tief ineinander verzahnt, sondern das deutsche Volk hatte an zahlreichen Stellen mit Adelssitzen und Sprachinseln, die meist um einzelne deutsche Städte lagen, im Bereich der anderen Völker seit vielen Jahrhunderten Fuß gefaßt. Ja selbst in der Tiefe von Ungarn, in den Karpaten und in den Transsylvanischen Alpen sowie in Galizien saßen sie, wie sie eben von fremden Königen oder — später — vom Kaiser angesiedelt worden waren, um eine fortschrittliche Bodenbestellung, Städtewesen und damit Handel und Wandel, Bergbau und Industrie und so insgesamt Geld ins Land zu bringen. Von besonderem Wert und fast überreich an geschichtlichen Erinnerungen waren vor allem die ältesten unter diesen Siedlungsgebieten, die Inseln der Zipser und der Siebenbürger Sachsen in erster Linie, um Namen zu nennen. Aber an Zahl der Menschen waren sie insgesamt, gemessen an den Nachbarvölkern nur Minderheiten, zum Teil unterspült und durch die Unterwanderung schon vom volklichen Untergang bedroht. Wie gar, wenn die neue Zeit nicht den Wert wog, sondern nur noch Stimmen zählte, die dann alle in

einen Schicksalstopf fielen! Gefahr für die Deutschen der Habsburgermonarchie bestand zudem überall dort, wo sie, wie in Böhmen, Mähren oder Österreichisch-Schlesien, nicht die Mehrheit im Lande stellten, wenngleich ihre Wohnsitze teils dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet zugehörten, teils in Sprachinseln diesem nahelagen. Verloren die Deutschen hier ihre zunächst innegehabte führende Stellung, prägte sich die slawische Mehrheit in den Landtagen aus und erfolgte die Madjarisierung der Gemeinderäte oder wurden gar durch Majorisierung der Sprachinselstädte die deutschen Bauerndörfer rings um sie entdeutscht, trat die Majorität dann immer radikaler auf, um die Spuren der einstigen Deutschheit auszutilgen, so mußte sich das Antlitz ganzer Länder und das Gesicht der alten ehrwürdigen Städte ändern. Noch lag es in der Ferne, denn diese Entwicklungen geschahen langsam.

Aber der Umsturz der Verhältnisse, der die Entwicklung eines Jahrtausends zunichte machen sollte, kündigte sich doch an, wenn es auch vor dem Zusammenbruch Österreichs 1918 nur das Land Krain war, in dem sich diese Wendung vollzog. Die Tendenz war unverkennbar, und die Formen der antideutschen Bewegung, die schon früh sichtbar war, offenbarten sich bereits geraume Zeit vor 1918 höchst bedrohlich. Von den beinahe selbstverständlichen Überfällen des tschechischen Pöbels auf die deutschen Studenten in Prag, auf deutsche Turner, ja selbst auf deutsche Schulkinder und ihre Lehrer, von der durch lange Jahrzehnte betriebenen Hetze gegen die Deutschen waren es gerade Wege, die zu den barbarischen Vorgängen des Mai 1945 in Prag und im gesamten Bereich der Sudetenländer führten.

Wie aber stellte sich das deutsche Volk mit seiner Menschenkraft und überlegener Volkszahl, mit seinen überquellenden geistigen und wirtschaftlichen Kräften zu dieser Entwicklung? Nicht in Posen drohte, wenn wir uns nur eine halbwegs vorsichtige Regierung vorstellen, eine Gefahr für das Deutschtum des Ostens. In Österreich ging es um die entscheidenden Positionen des Ostdeutschtums. Wurden die sich hier vorbereitenden und nach 1860 offenkundigen Gefahren von den Deutschen erkannt?

Bei solcher Entwicklung, die man so lange über der zivilisatorischen und äußerlich reichen Fassade des 19. Jahrhunderts über-

sah, ward es für die Deutschen zum Verhängnis, daß sie gerade vor Beginn der neuen Zeit — 1806 — ihr uraltes Reich verloren hatten. Man weiß, wie unzulänglich das 1815 geflochtene Band des Deutschen Bundes bleiben mußte, kein Ersatz für die unermesslichen Traditionen und die mystische Verankerung des alten Kaisertums. Beide deutsche Großmächte konnten sich ja auf dem Wiener Kongreß nur einig werden, wenn sie die dem Deutschen Bund zugedachten Rechte so gering wie möglich gestalteten und wenn Österreich, die geschäftsführende Macht, sich mit einem bescheidenen Einfluß zufriedengab. Man weiß, wie erfolgreich Bayern damals noch über das Mindestmaß hinaus in letzter Stunde diese Bundesbefugnisse abzuschwächen wußte, um die eigene, durch Napoleons Gnade errungene Souveränität nur ja nicht beeinträchtigen zu lassen.

Es bestand, als die Nationalitätenfrage brennend zu werden begann, was die Kraft und die Wirksamkeit der gesamtdeutschen Institutionen betrifft, eine Lage, die nicht viel günstiger war als im 15. Jahrhundert, da die ersten Axthiebe gegen den Bau der deutschen Ostsiedlung fielen. Gefahrengelände der Nation durften nur in begrenztem Maße auf den Schutz des Volksganzen rechnen. Die Lage verschlechterte sich dann noch erheblich, als Österreich 1866 aus dem Deutschen Bunde ausscheiden mußte und 1871 das Deutsche Reich ohne Österreich entstand.

Waren es im 15. Jahrhundert als Wegbereiter des Verhängnisses die innere Auflockerung und die fast überall bestehende Sonderbindung der deutschen Kräfte gewesen, so war es im 19., ganz abgesehen von der nicht verwirklichten Einheit der gesamten deutschen Nation, noch ganz besonders die geistig-politische Richtung der deutschen Intelligenz, die dem Ansturm der Sprachkämpfnationen zugute kam.

In der von Metternich künstlich still gehaltenen Zeit des Vormärz war es der Länderpatriotismus, der das Aufkommen des nichtdeutschen Volkslebens am Ostrand von Mitteleuropa förderte. Nach ihm kam der Liberalismus, und er drang siegreich im deutschen Gesamtvolk vor. Er verbündete sich mit dem nationalstaatlichen Gedanken, der außerhalb Österreichs aufkam. Aus mannigfaltigen Wurzeln und aus dem bitteren Gefühl erwachsen, daß den Deutschen als Gesamtheit ein machtvolleres Reich

versagt geblieben war, erhob sich auch unter ihnen jetzt die Nationalstaatsidee mit unaufhaltsamer Kraft.

Dabei wurde es zur tragischen Ironie, daß eben diese Idee, die bei jedem anderen Volk die Kräfte des Ganzen antrieb und danach strebte, alle Teile in e i n e m Staatsganzen zusammenzuschließen, ja oft sogar darüber hinaus im Drang nach Erweiterung auf Kosten anderer Völker sich zeigte, wie es der italienische Nationalstaatsgedanke (Südtirol) tat, bei den Deutschen zuletzt auf die Verkleinerung ihres einstigen Reichsgebietes hinauslief. Schuld daran trugen die innerdeutschen Machtverhältnisse.

Im Deutschen Bund standen mit Österreich und Preußen zwei Großmächte mehr gegen- als nebeneinander, und um sie herum gab es noch die zahlreichen Klein- und Mittelstaaten, die ebenso machtmäßig schwach wie eifersüchtig auf ihre Souveränität waren. Für eine Einigung Deutschlands mußte, da ja noch die Dynastien als Faktoren bestanden, die man nicht wegdenken konnte, mit e i n e m der regierenden Häuser gerechnet werden, und niemand außer den Habsburgern und den Hohenzollern kam dafür in Betracht. Wie aber sollte eines der beiden Häuser bewogen werden können, sich dem anderen als nationalstaatlichem Oberhaupt zu fügen? Diese Schwierigkeit hätte nicht bestanden, wäre man in den Jahren des Befreiungskrieges auf die unermüdlichen Mahnungen des Reichsfreiherrn vom und zum Stein eingegangen, die auf eine Erneuerung des alten Kaisertums hinausliefen. Da dies nicht geschehen war, sah man sich unrettbar auf einen Weg geraten, der in Zukunft zu einer kriegerischen Lösung des Problems Österreich-Preußen führen mußte.

Wirklich großdeutsch konnte bei solcher Lage der Dinge eigentlich nur eine republikanische Richtung empfinden. Für diese bestand ja das heikle Problem der Dynastien, das die Nation zu zerspalten drohte, nicht. Aber es ging bei allem sehr deutlich auch um staatliche Probleme, und darum stand am Ende auch die demokratische Richtung nahezu ratlos vor dem Problem, das sich in der Eigenart des Vielvölkerstaates Österreich dartat. Preußen hatte vor Österreich den ungeheuren Vorsprung, daß es als ein beinahe rein deutscher Staat angesehen werden konnte, und daß seine Interessen auch durch den Besitz des zur Mehrheit polnischen Posen nicht aus dem Reiche hinausgewachsen waren. Öster-

reich hingegen, wo die nichtdeutsche Bevölkerung bei weitem stärker als die deutsche war, sah sich durch seine innere Beschaffenheit in der deutschen Frage geschwächt. Schon durch den Besitz von Ungarn war es mit sehr ausgedehnten Gebieten aus dem Reiche hinausgewachsen, und 1772 hatte sich dazu noch das ebenfalls volksfremde Galizien gesellt.

Selbst eine Richtung also, die weder Habsburg, noch Hohenzollern, noch irgendeine der vielen anderen deutschen Dynastien sonst respektieren wollte, um aus den Bausteinen der deutschen Nation in voller Freiheit den Dom des neuen Reiches zu bauen, mußte mit dieser Tatsache rechnen. Hielt sie an dem Standpunkt des Nationalstaates fest, so mußte sie sich schließlich von der Habsburgermonarchie ab- und Preußen zuwenden, sobald klar erkennbar wurde, daß Österreich nicht bereit war, sich durch radikale Maßnahmen — vor allem einer streng eingehaltenen reinen Personalunion zwischen den dem Deutschen Bund angehörenden und den außerhalb dieses Bundes liegenden Teilen des Kaiserreiches — den nationalstaatlichen Erfordernissen zu fügen. Versagte dieser Appell an die südostdeutsche Großmacht, und Österreich konnte und wollte ihm seiner Überzeugung nach nicht nachkommen, dann mußten auch die Demokraten, welche die republikanische Richtung verkörperten, für eine Führung durch das ihnen eigentlich unsympathischere Preußen eintreten.

Wohl gab es noch eine dritte Lösung der deutschen Frage. Die aus den Stürmen der österreichischen Revolution im November 1848 hervorgegangene Regierung Schwarzenberg forderte zu Beginn des Jahres 1849 den Eintritt des gesamten österreichischen Staates in den Deutschen Bund. Schwarzenberg verfocht die Idee eines einigen Mitteleuropas, und der österreichische Minister Karl Ludwig Freiherr von Bruck (1798—1860), ein gebürtiger Elberfelder, glaubte die großartigsten Aussichten für Handel und Industrie in einem Zollverein dieses Deutschen Bundes erblicken zu können, der die weiten landwirtschaftlich bestimmten Länder der Habsburgermonarchie mit dem industriellen deutschen Westen verbunden und in der gewaltigen Ausdehnung von Hamburg bis zum Eisernen Tor dem deutschen Unternehmerwillen freie Bahn erschlossen hätte. Innerhalb dieses Projektes konnten die kühnen Gedanken eines Friedrich List (1789—1846), der

kurz zuvor so unglücklich geendet hatte, ihre Verwirklichung finden. Eben erst war doch eine siegreiche österreichische Armee in das aufständische Budapest eingezogen. Dadurch war für den Staatswillen Österreichs die Möglichkeit erschlossen, frei von den Fesseln der bisherigen Verfassung des ungarischen Königreiches, die man jetzt als verwirkt erklärte, den Gesamtstaat neu zu organisieren. Selbst an eine Aufnahme der überschüssigen deutschen Bevölkerung, die bisher den Weg der Auswanderung nach Amerika beschritten hatte, eine Auswanderung, die schon die Frankfurter Nationalversammlung beschäftigte, dachte das Kabinett des Fürsten Felix zu Schwarzenberg (1800–1852).

Eine solche Lösung entsprach allerdings nicht der Idee des Nationalstaates, dem sich die Mehrheit des deutschen Volkes zugewandt hatte. Das Mitteleuropa-Projekt war eine Lösung im Sinne des alten Universalismus. Dieser hatte eine größere Weite besessen und hätte vielleicht allein einen brauchbaren Rahmen für eine gesamtdeutsche Lösung der deutschen Frage geboten. Nur in seinem Geiste hätte man um eine Zerreißung des deutschen Sprachgebietes herumkommen und die Preisgabe altdeutschen Landes vermeiden können: allerdings wären damit die drängenden nationalen Wünsche der anderen Völker unberücksichtigt geblieben.

Die deutsche Nation indes hatte sich – und sie folgte damit durchaus einer Zeitströmung – in weitestem Maße vom Universalismus abgewandt. Schon lange war er unzeitgemäß geworden; seinen Möglichkeiten schien keine Kraft zur Verwirklichung mehr innezuwohnen, und sie galten als rückschrittlich. Reaktion sollte sich nicht, so meinte man, dem Glück der mündig gewordenen Völker in den Weg stellen.

Daß die Deutschen eine staatliche Einigung anstrebten, war ihr natürliches Recht. Nur Gewissenlosigkeit und völliger Mangel an Einsicht könnte darin etwa eine nationalistische Verirrung erblicken. Die Spanier, die Engländer, die Franzosen besaßen sie bereits längst, um nur die alten großen Kulturvölker zu nennen. Italien strebte sie mit aller Leidenschaft eben damals auch an. Durch Gewalt, die ein fremder Eroberer geübt hatte, war das alte Reich der Deutschen letztlich untergegangen. Warum sollte es ihnen versagt sein, dieses Reich zu erneuern? Nur darum stand

es bei den Deutschen schwieriger als bei den Italienern, daß sie im Südosten so verzahnt mit anderen Völkern wohnten, daß der größte deutsche Staat so uneinheitlich und alle seine Teile zusammengenommen nur noch in der Minderheit deutsch waren.

Wollte man also nicht zum alten Reich zurückkehren, so mußte man so oder so zu einem Schnitt bereit sein.

Der Weg der Eingliederung nur der Teile Österreichs, die zum Deutschen Bund gehörten, wie ihn die obengenannte Personalunion bedeutete, die mit der Gesamtpersönlichkeit des österreichischen Staates allerdings aufgeräumt hätte, war auf jeden Fall auch ein nicht ungefährlicher.

Das Kernproblem lag für Österreich und die Nationalversammlung in der ungarischen Frage. Dieses ausgedehnte, mit Kroatien und Slawonien, Siebenbürgen und dem Banat sieben nichtdeutsche Völker in sich bergende Königreich gehörte schon früher nicht zum Heiligen Reiche und damit auch nicht zum Deutschen Bund. Es hatte nur eine Minderheit von Deutschen aufzuweisen. Anders stand es um Böhmen, Mähren, das österreichische Schlesien, um die Karstländer Krain und das Küstenland mit Triest. Diese alle gehörten seit alters zum Reich und auch zum Deutschen Bunde. Auf sie wollte auch die Frankfurter Nationalversammlung nicht verzichten. Die Verfassungsparagraphen, die das erste deutsche Parlament annahm und die jene Personalunion zwischen dem deutschen Österreich und den nicht zum früheren Reich gehörenden Teilen der Monarchie vorsah, schlossen selbstverständlich die genannten Länder mit in das neu zu schaffende Reich ein.

In Frankfurt fielen 1849 erstmalig die Würfel über das alte Österreich. Die Vorschläge der Regierung Schwarzenberg über eine deutsche Auswanderung nach Ungarn wurden von der Mehrheit der Paulskirche mit Spott abgewiesen, und damit wurde der uralte Weg deutscher Ostwanderung nicht mehr beschritten. Der Beschluß der Nationalversammlung vom 22. März 1849 dagegen, der dem König von Preußen die Krone eines „Kaisers der Deutschen“ zusprach, bedeutete eigentlich bereits den Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bunde. Die Begriffe eines engeren und eines weiteren Bundes, wie sie besonders durch den Freiherrn von Gagern (1799–1880) in der Nationalversammlung

vorgetragen wurden, also eines engeren Bundes unter preußischer Führung, dem dann ein Zusammenschluß mit Österreich zu einem weiteren Bunde mit Gesamtösterreich folgen sollte, waren doch nur Umschreibungen für die schmerzliche Grundtatsache der Trennung. Freilich darf, vor allem angesichts der verhängnisvollen Wendung der Dinge, die schließlich im 20. Jahrhundert folgte, nicht geleugnet werden, daß der engere und der weitere Bund Gagerns ein wesentlich festeres Band gefügt hätten, als dies Bismarcks Zweibund später nach der inzwischen eingetretenen Aufspaltung Österreichs in Österreich-Ungarn zu vollbringen vermochte. Das Unglück der deutschen Trennung lag ja 1879 bei der Gründung des deutsch-österreichischen Defensivbündnisses schon fast ein halbes Menschenalter zurück.

Wollte man die deutsche Gesamtnation über die Einzelstaaten erheben, dann hätte wahrscheinlich bereits der Deutsche Bund, verständig ausgebaut, ausgereicht, den deutsch bestimmten europäischen Mittelraum vor jeder möglichen Anfechtung zu behüten. Allerdings hätte als Voraussetzung hierfür die alte Rivalität zwischen Österreich und Preußen durch einen gerechten Ausgleich beseitigt und der Selbständigkeitsdünkel der deutschen Mittel- und Kleinstaaten gebändigt werden müssen. Deutsche Einigkeit hätte an die Stelle konkurrierenden Machtwillens treten müssen. Insofern behalten die grimmigen Worte Franz Grillparzers, gesprochen nach der Tragödie von 1866, ihre Geltung:

„Der Deutsche Bund war nicht schlecht von Haus,
Er gab Euch Schutz in jeder Fährlichkeit.
Nur setzt' er etwas Altmodisches voraus:
Die Treue und die Ehrlichkeit.“

Noch jüngst erklärte der große gesamtdeutsch eingestellte Historiker Heinrich Ritter von Srbik (1878–1951), und es ist vielleicht sein letztes geschichtliches Urteil vor seinem Tode gewesen: „Es bleibt allerdings die sehr ernste Frage, ob nicht in der Tat eine föderalistische Vereinigung wie der Deutsche Bund einem christlichen und humanitären Gedanken von metaphysischer Höhe und den Völkern Mitteleuropas wertvollere Dienste geleistet hätte als ein verhältnismäßig zentralisierter militärstarker, von Preußen unter Ausschluß Österreichs geführter Großstaat, der

dem alten Begriff Reich ideenmäßig abgewandt war und zur nationalen Absonderung führte.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß gerade die nationalstaatliche Festlegung der Mehrheit des deutschen Volkes und deren Verwirklichung in den Jahren 1866 und 1871, die doch auch einem deutschen Verzicht auf bisher im Deutschen Bund geübten Einfluß über weite nichtdeutsche Räume bedeutete, ihre Folgen hatten, denn nun wandten sich die nichtdeutschen Völker Österreich-Ungarns stürmisch und oft unter Äußerung eines wahren Deutschenhasses gegen den deutschen Führungscharakter der Habsburgermonarchie, in Rußland entstand der Panslawismus, der sich im Inneren des Zarenreiches durch die beginnende Russifizierung der baltischen Länder und später nach Bismarcks Entlassung sich nach außen in einer Abkehr der öffentlichen Meinung von dem alten Bündnis mit Preußen-Deutschland offenbarte. Nach 1866 und 1871 begann sich allenthalben das Band zu lockern, das Deutsche und Slawen durch tausend Jahre miteinander verknüpft hatte.

War es nun eine deutsche Verblendung, unter so obwaltenden Umständen nach der nationalstaatlichen Einigung zu streben, die notwendigerweise nach der Ablehnung der Habsburger das Alpen- und Sudetendeutschtum wie auch das Deutschtum der Karpatenländer, das freilich größtenteils in Sprachinseln lebte, seines für sein gedeihliches Weiterbestehen unerläßlichen direkten Rückhaltes beraubte? Es fällt schwer, das geschichtliche Geschehen, das grandios, wenn auch schließlich verhängnisvoll die hundert Jahre deutscher Geschichte von 1848 bis 1945 ausfüllte, einer Zensur unterwerfen zu wollen, obwohl das berühmte Gleichnis von den Früchten, die den Wert eines Baumes erkennen lassen, dazu geradezu verlocken könnte. Noch, so muß es uns erscheinen, haben wir zudem nicht den letzten Akt der großen Tragödie erlebt, einer Tragödie, die fortschreitend immer weniger nur eine deutsche war und jetzt bereits zur Welttragödie und zum Weltproblem von Sein oder Nichtsein geworden ist, in denen der deutsche Raum augenblicks als Träger eigener Schicksalsentscheidung völlig ausscheidet. Weit über das Schicksal der Deutschen und der ostmitteleuropäischen Völker hinaus ist heute eine Erdbebenlinie über die ganze Erde hin erkennbar, die auf neue, noch furcht-

barere Katastrophen hindeutet. Gegenüber dieser sich vorbereitenden, aller bisherigen Dimensionen spottenden Entwicklung hat das gestern, vorgestern und früher Geschehene fast schon die Richtbarkeit verloren, denn es gleitet in einem Strom dahin, dessen wildeste Hochwasser erst kommen werden.

Freilich können die Politiker der Paulskirche, die ihre kleindeutsche Gesinnung gegen das Lebensgesetz der Habsburgermonarchie und vielleicht des Gesamtdeutschtums durchgesetzt haben, nicht damit entschuldigt werden, daß sie das Kommende ja nicht vorausszusehen vermochten. Hatte denn nicht Franz Palacký, der Führer der Tschechen, in seiner Begründung der Ablehnung einer Beteiligung des tschechischen Volkes an der Nationalversammlung es als einen Irrtum bezeichnet, daß Böhmen zum Deutschen Bund gehöre? Ließ sich nicht aus diesem offenen Brief ungeachtet seiner österreichisch-patriotischen Verbrämung herauslesen, wie sehr es dem Slawentum der Monarchie darum zu tun war, aus der Bindung der österreichischen Länder an die Gemeinschaft des Deutschen Bundes entlassen zu werden?

Überwiegt indes die Tragik der Gegebenheiten in den kritischen Jahren vor der Bildung Kleindeutschlands, so darf, ja muß es Verblendung genannt werden, was nach 1866 und 1871 geschah. Seit damals nämlich wurden in fortschreitendem Maße zwischen den Deutschen außerhalb der Grenzen des neuen kleindeutschen Kaisertums und den Reichsdeutschen auch Schranken der inneren Gemeinschaft errichtet. Einerseits hielten die Deutschen des Bismarckreiches die Deutschösterreicher von dem Nationalbewußtsein ausgeschlossen, das im neuen Deutschland gepflegt wurde, andererseits wollten sie auch in ihrer weitaus überwiegenden Masse nichts mit den Sorgen und Problemen zu schaffen haben, welche die Deutschen Österreichs betrafen. Die schwere Versündigung der Schule an dieser deutschen Solidarität ist dabei offenkundig. Dieser Vorwurf trifft in erster Linie die für den Schulbetrieb Verantwortlichen, reicht aber bis auf die Lehrerschaft der einzelnen Anstalten aller Art hinunter. Auch die Allgemeinheit war gleichgültig geworden. Der „Allgemeine Deutsche Schulverein“, den 1881 solidarisch fühlende Deutsche für die schulischen Belange der Deutschen außerhalb des Reiches errichteten, vermochte trotz der mehr als fünffach größeren Zahl der

Reichsdeutschen und ihrer ungleich größeren finanziellen Kraft niemals die Bedeutung des 1880 in Wien gegründeten „Deutschen Schulvereins“ zu erreichen.

Wußte bald der Lehrer in der Volksschule, aber so oft auch der der höheren Schule, nicht mehr recht Bescheid über die Dinge östlich des Inns und südlich des Elbsandsteingebirges, so wurde es zudem unternommen, auch das Bild der deutschen Geschichte nach rückwärts zu korrigieren. Wir meinen jene schließlich zur höheren Ehre der Hohenzollern gelehrte kleindeutsche Geschichtsauffassung, welche Historiker von blendender Rhetorik und großer Wirkung auf die Jugend an den deutschen Universitäten vortrugen. Österreichs Bild in der deutschen Geschichte wurde einseitig belastet, oft verzerrt. Den Habsburgern wurde das Brandmal undeutscher Politik aufgedrückt, während man im Wirken der brandenburgischen Kurfürsten seit dem Großen Kurfürsten die Ausübung einer gottgewollten Mission erblickte. Was Wunder, wenn diese Auffassung vergrößert ins Volksbewußtsein einging!

Steht aber ein Teil eines großen Volkes in einem schwierigen nationalen Abwehrkampf, staatlich dazu von seinen Brüdern getrennt, dann ist Gleichgültigkeit, ja Unwissenheit etwas Verhängnisvolles. Der Bedrängte sieht sich allein gelassen und muß das Gefühl haben, daß er auf verlorenem Posten kämpft. Seine Abwehr wird dadurch belastet, und die Gefahr der Entmutigung mit all ihren Folgen, nicht zuletzt solchen biologischer Natur, kann um sich greifen.

Gleichzeitig jedoch wurde durch diese Entwicklung das nationale Blickfeld des größeren Teiles des Volkes verengt. Indem man wie ein Vogel Strauß vor den österreichischen Sorgen den Kopf in den Sand steckte, merkte man zugleich auch nichts von der Verdüsterung des Horizontes in der nächsten Nähe des deutschen Wohnraumes und träumte von deutscher Weltgeltung, während es an der Sprachgrenze bereits allenthalben knisterte, da und dort unheimliche Beben und oft auch schon Einstürze erfolgten, wobei deutsches Volksgut für immer versank.

Gab es indessen nicht auch eine gleichzeitige Verblendung der der österreichischen Deutschen?

Diese, die sich seit 1879 in einen Existenzkampf in Österreich

verwickelt sehen konnten, vermochten doch nicht jene Solidarität zu entfalten, die angesichts ihrer Lage unumgänglich gewesen wäre. Noch erkannten die Alpendeutschen und die Wiener die Gefahren keineswegs in dem Maße wie die Sudetendeutschen. Die Kräfte der Abwehr waren zersplittert. Es bedurfte erst der aufwühlenden Ereignisse während der Ära des aus Galizien stammenden Ministerpräsidenten Graf Kasimir Badeni (1846–1909), um die Deutschösterreicher in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Bis zuletzt trübten weltanschauliche Gegensätze die notwendige Einheit. Der Klerikalismus stand nach 1879 lange in einem verhängnisvollen Bund mit den Slawen und bestimmte damit eine letztlich deutschfeindliche Mehrheit im österreichischen Reichsrat. Die Deutschliberalen wieder waren vielfach von ihrer Doktrin gebunden. Schließlich löschte die Sozialdemokratie in der österreichischen Arbeiterschaft das nationale Empfinden aus, sowenig dies einem national verantwortlich Fühlenden ihrer Führer, Engelbert Dörmstorfer, entsprechen mochte.

Das neue Reich besaß kein lebendiges Empfinden für die Sorgen der Deutschösterreicher mehr. Diese wiederum fühlten sich nach langen, entscheidungsvollen Jahren, nicht mehr ausreichend mit den in erster Linie bedrohten Sudetendeutschen gemeinschaftlich verbunden, die um ihr Volkstum und die Geltung der deutschen Sprache mit einem zähen, mächtig aufstrebenden und national fast geschlossen auftretenden Gegner harte Kämpfe ausfechten mußten. Reichsdeutsche und Alpendeutsche, Liberale und Klerikale, Monarchisten und Republikaner — alle verkannten sie die Gefahren, bei allen herrschte ein falsches Sicherheitsgefühl vor.

Die Nationalitätenkämpfe in Österreich

Auch ohne den deutschen Bruderkrieg und seinen für das Ostmarkdeutschtum so verhängnisvollen Ausgang wäre es natürlich zu Nationalitätenkämpfen in Österreich gekommen. Ritter Anton von Schmerling (1805–1893), des „Vaters der Verfassung“, Parlament, der österreichische Reichsrat von 1861 bis 1865, hatte

sich auf Großgrundbesitz und Großbürgertum gestützt, die beide eine deutsche Mehrheit gewährleisteten. In Böhmen aber konnte die deutsche Landtagsmehrheit nur noch künstlich, durch hohen Wahlzensus und „Wahlgeometrie“ in den gemischten Bezirken aufrechterhalten werden. Nur mit Vorbehalt traten die Tschechen in den Reichsrat ein und verließen ihn 1863 wieder. Ganz kurz nach Königgrätz, als der Kaiser schon längst Schmerling entlassen hatte, berief Franz Ladislaus Rieger (1818–1903), der Führer der Alttschechen, einen Slawenkongreß nach Wien. Hier entwickelte er seinen Plan von drei österreichischen Generallandtagen, einem innerösterreichischen, einem böhmischen und einem galizischen; der böhmische hätte für die Deutschen der Sudetenländer die Auslieferung an das Tschechentum bedeutet.

Nicht also erst Österreichs Niederlage gegen Preußen und sein erzwungenes Ausscheiden aus dem Deutschen Bund entfesselten jene langdauernden Kämpfe, in denen sich die Nationen der Habsburgermonarchie trotz allen Bemühungen mahnender Vernunft, trotz vorbildlicher Gerechtigkeit des Staates gegenüber dem nationalen Eigenleben der Völker, trotz an zwei Stellen erzwungenen Teilerfolgen der Verständigung immer mehr auseinanderlebten und sich zum Schlusse oft mit Haß gegenüberstanden.

Wohl aber bewirkte das Jahr 1866 den übereilten Abschluß des Ausgleichs mit Ungarn, der fortan das Staatsleben der Monarchie als Gesamtmacht schwer beeinträchtigte und mit den übrigen Nationen des Königreiches auch die Deutschen den Madjaren auslieferte; 1866 und die folgende kleindeutsche Reichsgründung verursachten endlich jene tatsächliche und vor allem auch moralische Isolierung der Deutschen Österreichs, auf die der tschechische Nationalinstinkt alsbald mit einer radikaleren Haltung reagierte.

Unmittelbar nach Königgrätz versicherte Palacký den unter dem Eindruck der Niederlage dafür empfänglichen Kaiser der Treue der Tschechen. Um so größer war dann ihre Enttäuschung, als beim Ausgleich mit Ungarn 1867 die tschechischen staatsrechtlichen Wünsche keine Erfüllung gefunden hatten. Die zentralistische österreichische Dezemberverfassung war die zweite Enttäuschung. Dann aber schien 1871 die Krone mit dem Kabinett des Grafen Karl Sigmund von Hohenwarth (1824–1899) den Erbit-

terten weit entgegenzukommen. Der Wunsch der Regierung verschaffte den Tschechen zum zweitenmal (zuerst 1865) die Mehrheit im böhmischen Landtag. Durch die Königskrönung Franz Josephs in Prag und die Berufung eines Generallandtages für die böhmischen Länder sollten die staatsrechtlichen Wünsche der Tschechen erfüllt werden. Jedoch der österreichische Reichskanzler Friedrich Ferdinand Graf von Beust (1809–1886) und der ungarische Ministerpräsident Julius Graf Andrassy (1823–1890) brachten zur äußersten Erbitterung der Tschechen das Kabinett Hohenwarth und seine böhmischen Fundamentalartikel zu Fall.

Schon 1868 hatten die maßgebendsten Führer des Tschechentums, darunter Palacký, Rieger und Gregř, eine Art Wallfahrt nach Moskau unternommen, die erste. Nun, nach dem Scheitern der böhmischen Staatsrechtsforderungen, erklärte Palacký in seinem Schlußwort (1874), daß sein österreichisches Programm von 1848 sein größter politischer Fehler gewesen sei. Rußland und Frankreich waren fortan im Bewußtsein der tschechischen Führer die einzig möglichen Helfer.

Überblicken wir diese Entwicklung im großen!

1869 weilte Rieger bei Napoleon III. (1852–1870). Zwei Jahre später erhob der böhmische Landtag in seiner Mehrheit einen provokatorischen Protest gegen die Abtretung von Elsaß-Lothringen an das Deutsche Reich. Für diese Hilfe dankbar, fing Frankreich an, sich in jeder Weise für die Tschechen zu interessieren. Die französischen Slawisten Louis Leger (geb. 1843) und Denis begannen ihre ausgreifende Arbeit. 1891 erschienen französische Turner bei der Prager Landesausstellung, 1892 andererseits Sokoln in Nancy. Eduard Benesch (1884–1948) ging später als Stipendiat der Alliance Française nach Dijon. Bei der Enthüllung des Palacký-Denkmal's erklärte der in Prag stürmisch gefeierte russische General Michael Tschernajeff (1828–1898), die Deutschen seien die Feinde der Slawen. Auf dem Slawen-Kongreß 1908 präsiidierte Karl Kramarsch (1860–1937), das Haupt der russisch eingestellten Tschechen.

Mit nationalem Elan, mit ihrer durch Fleiß und Sparsamkeit rasch erstarkten wirtschaftlichen Kraft, mit ihrer aggressiven Intelligenz standen die Tschechen unbedingt an der Spitze der Angreifernationen im Nationalitätenkampf. Nur die Slowenen,

und zwar die aus Krain wie auch die slowenische Intelligenz überhaupt, nicht aber die slowenischen Bauern Kärntens und der Südsteiermark, die sogenannten Windischen, kamen ihnen an Ungestüm nahe. Mit den Tschechen vor allem, fast mit ihnen allein, mußten ja die Deutschen den eigentlichen Nationalitätenstreit ausfechten.

Deutsche und Italiener waren voneinander sehr deutlich, zum Teil durch Gebirge getrennt. Im südöstlichen Tirol wohnte zwischen beiden großen Völkern der deutschfreundliche Stamm der Ladiner. Nur im Fersental gab es eine bedrängte deutsche Minderheit. Die Frage der Welschtiroler, von denen die Bauern in nüchterner Erkenntnis ihrer wirtschaftlichen Interessen Österreich loyal gegenüberstanden, war nur eine Sache des österreichischen Staates, nicht jedoch umstrittener und durch die Mittel des Sprachenkampfes (Schule und Umvolkung) aufgeregter Grenz-zonen. Die Hauptmasse der italienischen Intelligenz war irredentistisch, sie drängte in Trient, wie in Görz und Triest, aus Österreich hinaus, dem italienischen Nationalstaat zugewandt. Deutsche und Italiener an sich brachte nur der Universitätsstreit gegeneinander. Die österreichische Regierung hatte die Errichtung einer italienischen juristischen Fakultät in Wilten bei Innsbruck geplant. In Trient oder Triest nämlich wäre von einer solchen Anstalt zweifellos eine Stärkung des irredentistischen Nationalismus ausgegangen. Die Deutschtiroler aber und die übrigen Deutschen setzten diesem Plane in Eingaben an das Parlament, Presseartikeln und zuletzt in handfesten Demonstrationen die schärfste Abwehr entgegen.

Nur in dem begrenzten östlichen Teil von Österreichisch-Schlesien hatten die Deutschen mit den Polen Berührung. Hier waren sämtliche maßgebenden Positionen, auch die Städte Teschen und Bielitz, fest in deutscher Hand. Die Deutschen waren kulturell und wirtschaftlich den übrigens ausgesprochen deutschfreundlichen „Wasserpölschen“ (Schlonsaken) bei weitem überlegen. Bis zum Schluß (1918) blieb die Alleinherrschaft der deutschen Sprache in Österreichisch-Schlesien im großen gewahrt, obwohl die Deutschen im Verhältnis zu Tschechen und Polen zuletzt nicht mehr die Mehrheit im Lande innehatten.

In der Bukowina, wo die deutsche Bevölkerung mit Ukrainern

(Ruthenen) und Rumänen zusammenlebte und Hunderte von Kilometern vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet entfernt war, gab es keinen eigentlichen Nationalitätenkampf. Hier wurden die zahlreichen Juden den Deutschen zugezählt, ohne daß jedoch ihre Stimmen bei Wahlen voll gezählt wurden, um eine Überfremdung der Deutschen zu vermeiden. Der recht erbitterte Kampf zwischen Polen und Ukrainern in Galizien, ein Kampf unter slawischen Brüdern, des weiteren das Andringen der Slowenen und Kroaten gegen die Italiener im Küstenland und in Dalmatien berührten die Deutschen nicht, trugen aber das ihre dazu bei, die Stimmung in Österreich gespannt zu erhalten.

Die Deutschösterreicher sahen sich außerstande, das Los der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen zu beeinflussen. Von diesen besaßen die Siebenbürger Sachsen ein wohlorganisiertes Schulwesen (Gymnasien), das der evangelischen Kirche zugehörte, also gegen die vom Staat geübte Madjarisierung widerstandsfähig war. Die juristische Fakultät in Hermannstadt, für die Selbstverwaltung der Sachsen unentbehrlich, fiel allerdings ebenso wie bald danach die durch den Sachsengrafen ausgeübte Selbstverwaltung der madjarischen Unduldsamkeit zum Opfer. Entdeutschungen erfolgten in Siebenbürgen indes nicht. Die Sachsen besuchten die österreichischen oder reichsdeutschen Hochschulen, ihre Intelligenz ging nicht verloren. Bewunderungswürdig rege entfaltete die Sprachinsel ein allseitiges deutsches Leben. Die Deutschen im eigentlichen Ungarn dagegen hatten nur noch eine Zeitlang ein örtlich begrenztes Schulwesen in deutscher Sprache und unter katholischer Führung. Auf die Dauer waren sie jedoch durch die Madjarisierung bedroht. Sie hatten keine deutschen höheren Schulen, ihre Intelligenz, an madjarischen Schulen herangewachsen, wurde vom ungarischen Staat und dem herrischen Auftreten der ungarischen Staatsorgane fasziniert. Sie ging allgrößtenteils ihrem Volk als Madjaronentum verloren. In der Sprachinsel Zips war schon 1830 die deutsche Sprache als Buchsprache von der madjarischen verdrängt worden — ohne eigentlichen Zwang. Was aufsteigen wollte, madjarisierte sich. Wie hoffnungslos die Dinge für die übrigen Völker Ungarns standen, zeigt am deutlichsten der Umstand, daß 1910 bei einer Bevölkerung des Königreiches von 20 886 000 die Madjaren ungeachtet aller Künste der Volks-

zählung und vorher der Umvolkung nur etwas weniger als die Hälfte (10 061 574 von über 20 Millionen, darunter 2 037 435 Deutsche) zählten, jedoch von sämtlichen Abgeordnetensitzen des ungarischen Parlamentes 392 ihr eigen nannten, während den Siebenbürger Sachsen 13, den Rumänen und den Slowaken nur wenige zufielen, ein geradezu ungeheuerliches Mißverhältnis.

Die Slowaken, die Serbo-Kroaten und die Rumänen offenbarten auch ihre Unzufriedenheit über die nationale Unterdrückung durch die Madjaren. Dies trug viel zum Zusammenbruch der Donaumonarchie bei. Das geschlossene deutsche Sprachgebiet wurde durch die Madjarisierung nur in den Städten des Streifens betroffen, der nach Westungarn hinübergreift, um so mehr aber in den Sprachinseln. Außer den Städten Siebenbürgens behaupteten sich nur einzelne bis 1918 noch einigermaßen in Westungarn, aber in der Zips überlebte keine der einstmals so blühenden deutschen Städte des Königreiches die für sie vernichtenden fünfzig Jahre von 1867 bis 1918, da die Madjaren zum erstenmal seit 1526 die alleinigen Herren in Ungarn waren.

*

Im eigentlichen österreichischen Nationalitätenkampf nimmt das Kronland Mähren eine erfreuliche Sonderstellung ein. Das mährische Tschechentum ist mit dem böhmischen nicht wesensgleich. Es zeichnete sich in den Nationalitätenkämpfen wie schon früher in den Hussitenkriegen durch eine gewisse Mäßigung und Bedachtsamkeit aus. Der tschechische Mährer darf, abgesehen von den eigentlich doppelsprachigen Windischen Kärntens und den einstigen Schlonsaken Schlesiens, als der dem Deutschen als Nächster unter den Slawen bezeichnet werden. In seiner menschlichen Wärme steht er dem gemütlich veranlagten Deutschmährer sehr nahe. Ob nicht in Mähren doch stärkere germanische Spuren nachwirken, eine unbewußte Verwandtschaft? Zweifellos gingen auch deutsche Sprachinseln, mit denen das Land einst viel mehr durchsetzt war, im dortigen Tschechentum auf. Mährischer Radikalismus war stets nur ein Prager Import. Mähren war das erste und mit der Bukowina auch das einzige Land, wo ein Ausgleich zwischen den widerstrebenden Völkern glückte. Wohl hätte dieser das Muster für eine ähnliche Befriedung in Böhmen wer-

den können, wenn es der Radikalismus der böhmischen Tschechen erlaubt hätte — oder die Monarchie siegreich aus dem Völkerringen des Ersten Weltkrieges hervorgegangen wäre. Die tschechischen Mährer haben übrigens lange den Ausdruck „böhmisch“ für tschechisch, den die Rieger und Palacký einbürgerten, abgelehnt.

Die Deutschen behaupteten in Mähren bis 1906, unterstützt durch den hier vorwiegenden Großgrundbesitz, die Mehrheit im Landtag. Fortan wurde dieser gemäß den Vereinbarungen des 1905 abgeschlossenen deutsch-tschechischen Ausgleichs gewählt und hatte eine gesicherte deutsche Minorität (40 gegen 73), die noch durch die überwiegend deutschen Stimmen aus der Kurie des Großgrundbesitzes und durch Sonderstimmen und Mandate der Handels- und Gewerbekammern verstärkt wurde. In Mähren, wo die Deutschen überall ohne größere geschlossene Siedlungen im Lande verteilt waren, gab es auch kein geschlossenes tschechisches Gebiet. So fand der Ausgleich die vorbildliche Lösung des Personalrechts durch Erstellung von nationalen Katastern. Jeder Nation war der Besitzstand gesichert, nationale Autonomie wurde hergestellt. So war keine Majorisierung eines der beiden Völker bei Annahme von Gesetzen, denen nationale Bedeutung zukam, möglich. Der Ausgleich war „eine im Bereich des Möglichen vorbildliche Lösung des Nationalitätenrechts, die um so höher zu werten ist, als die fast unentwirrbare Gemengelage der beiden Nationen die Gesetzgebung vor besonders schwierige Aufgaben stellte“.

*

Das Hauptland des Nationalitätenkampfes blieb Böhmen. In dem gebirgsumschlossenen Lande, wo sich fast schon 900 Jahre hindurch die Auseinandersetzung zwischen den deutschen Kulturinflüssen, denen es Unermeßliches zu verdanken hatte, mit erst heidnischen, dann slawisch-nationalen Gegenwirkungen vollzog, stießen die Tschechen mit einem den mährischen Verhältnissen in keiner Weise vergleichbaren Schwung, mit stärkstem Nationalgefühl, Nationalismus schlechthin, der sich zu Haßgefühlen steig, gegen die deutschen Positionen vor. War alles dies zuerst nur Sache der zahlenmäßig sehr schwachen Intelligenz, von der

der Kampf gesteuert wurde, so verankerte es sich bald mehr und mehr im Lande, da ihm eine diesem tüchtig-starren Volk eigene Abneigung gegen die Deutschen entgegenkam. Die tschechische Intelligenzschicht erweiterte sich rasch; ein starkes Kleinbürgertum wuchs auf und nahm die von der Intelligenz ausgegebenen Parolen begierig in sich auf, gefügig dem organisatorischen Geschick und dem agitatorischen Schwung seiner Führung. Dieses Kleinbürgertum, das dem deutschen Großbürgertum auch aus sozialen Gründen abhold war, stärkte, sparsam und genügsam, die wirtschaftliche Stellung der Tschechen. Sein Aufstieg verschärfte den Nationalitätenkampf, und bald wurde auch das Bauerntum, zuletzt auch die Arbeiterschaft von der tschechischen Bewegung erfaßt.

Die Tschechen stützten sich auf das sogenannte böhmische Staatsrecht, wonach Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien als Länder der „Wenzelskrone“ zusammen einen Staat bilden sollten. Nur unter Wahrung ihrer Rechte, so erklärten sie, hätten die Stände dieser Länder 1526 den Habsburger Ferdinand I. (1526–1564) zum König gewählt. Als Rechtsnachfolger der alten Stände seien die Landtage Träger des böhmischen Staatsrechts. Die „vernewerte Landordnung“, die Kaiser Ferdinand II. (1619 bis 1637) als Sieger über die böhmische Rebellion 1627 Böhmen und ein Jahr später Mähren auferlegt hatte, sahen sie genauso wie die von Maria Theresia vollzogene Vereinigung der obersten böhmischen mit den Behörden der österreichischen Erblande oder den Zentralismus Josephs II. als Rechtsbruch an. Solange die alte Monarchie bestand, wiesen darum auch die Tschechen es mit Entrüstung ab, anders als Böhmen benannt zu werden, und erreichten tatsächlich, daß sie amtlich so bezeichnet wurden. Mähren indessen weigerte sich 1871, als die bald enttäuschten tschechischen Hoffnungen auf rasche Verwirklichung ihres Staatsrechtes den Höhepunkt erreichten, sich diesem zu fügen, Schlesien, bis zum Schluß mit deutscher Landtagsmehrheit, setzte sich ihm mit aller Entschiedenheit entgegen.

*

Der Kampf in Böhmen entbrannte zuerst um die Anerkennung der sprachlichen Gleichberechtigung im Lande. Die Tsche-

chen, deren Sprache ja seit 1620 immer mehr von selbst vor der deutschen zurückgetreten war, standen nun im Angriff, die Deutschen verteidigten ihren Besitz. Es handelte sich zunächst um die sogenannte äußere Dienstsprache, also den Verkehr der Behörden und Gerichte mit den Parteien. Diese war seit langem die deutsche. Die Tschechen forderten nun die Gleichberechtigung ihrer Sprache, nicht nur in ihrem geschlossenen und im gemischtsprachigen, sondern auch im rein deutschen Gebiet Böhmens. Es handelte sich bei ihnen, die eine größere Vermehrung ihrer Bevölkerung als die Deutschen hatten und die sich schon durch die Selbstbezeichnung „Böhmen“ als die eigentliche Landesnation erklärten, darum, ihre Sprache, wo sie es wollten, auch im deutschen Gebiet durchzusetzen. Dabei berührte es sie nicht, daß nun umgekehrt auch die Deutschen weiterhin im rein tschechischen Gebiet deutsche Eingaben und deutsche Bescheide erhalten durften. Es gab hier seit den Hussitenkriegen kaum noch Deutsche. Diese waren zudem nach 1860 nicht mehr im Vordringen. Die gebildeten Tschechen ferner, also die tschechischen Beamten, beherrschten das Deutsche, das eine Weltsprache war. Umgekehrt lernten die Deutschen ungern das Tschechische, welches für sie nur eine der zehn Provinzialsprachen Österreichs war. Mit dem Ertrotzen der äußeren tschechischen Amtssprache mußte sich die Zahl der tschechischen Beamten gegenüber der der Deutschen ständig steigern, ein wirksamer Hebel für tschechischen Einfluß auch im deutschen Siedlungsbereich. So geschah es teilweise schon vor 1918, rapide und durchgreifend aber nachher.

Eben darum lehnten die Deutschen die allgemeine Zweisprachigkeit im äußeren Dienstbetrieb ab. Sie forderten, als sie sich seit 1880 überall in der Defensive befanden, immer wieder eine nationale Abgrenzung der Bezirke, hier jedoch außer in den gemischtsprachigen, eine einsprachige Behandlung.

Die Zweisprachigkeit im äußeren Dienst wurde für Böhmen und Mähren am 19. April 1880 durch den Justizminister Karl Edler von Stremayr (1823–1904) angeordnet. Als Entgelt dafür traten die Tschechen in das 1879 gebildete, nun einen slawenfreundlichen Kurs steuernde Ministerium des Grafen Eduard von Taaffe (1833–1895) ein. Da sich die Gerichtsbehörden, auf ältere Erlasse gestützt, spröde zeigten, schärfte ihnen der tschechische

Justizminister Aloys Freiherr von Pražak (1820–1901), der auch in Krain, Südsteiermark und in Kärnten auf die Zurückdrängung der deutschen Sprache bedacht war, 1881 und 1886 die Beachtung des Erlasses ausdrücklich ein, ohne allerdings auf die Dauer völlig durchzudringen.

Innere Dienstsprache blieb für ganz Österreich, ausgenommen Galizien, Welschtirol und Dalmatien, bis zum Untergang der Monarchie das Deutsche, auch in Böhmen und Mähren. Hier schlugen nur die Erlasse des Ministerpräsidenten Kasimir Graf von Badeni (1846–1909), eines Polen, vorübergehend eine Bresche. Auch nach ihrer Aufhebung behauptete das Tschechentum einige der durch Badeni errungenen Bastionen.

Im böhmischen Landtag, dessen Wahlrecht nach Besitz und Steuerleistung abgestuft war, wurde für die Deutschen der Anschluß einflußreicher Adelsfamilien, wie vor allem der urdeutschen Schwarzenberg, ans Tschechentum verhängnisvoll. Dieser Übertritt des hohen Adels aus den Reihen der Deutschen ins Tschechentum ist ein Symbol für die Stoßkraft der tschechischen völkischen Parolen. Solange die Deutschen, das heißt die deutsch-liberale Partei, die Gunst der Krone genossen und in Österreich regierte, stimmte die Großgrundbesitzerkurie im böhmischen Landtag für sie. Als dann Taaffe ohne sie, ja oft gegen sie regierte, die Tschechen aber Ministerstühle innehatten, wandte sich die Mehrheit der Großgrundbesitzer, der konservativen, wie sie sich nicht ganz mit Berechtigung nannte, gegen die Deutschen. Diese verloren 1884 dadurch endgültig die Landtagsmehrheit. Nur der sogenannte verfassungstreue deutsche Großgrundbesitz stimmte noch mit den deutschen Abgeordneten.

Unter Badeni vermeinten die Tschechen bereits dem Ziel ihrer Wünsche ganz nahe zu sein. Der polnische Graf erließ Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren, in welchen den Tschechen auch die Gleichberechtigung in der inneren Dienstsprache zugestanden wurde. Die Beamten mußten fortan beide Landessprachen beherrschen. Die Durchführung dieser Verordnungen hätte für das geschlossene deutsche Gebiet das Eindringen tschechischer Sprache, tschechischer Regierungsbeamter und Richter bedeutet. Diesmal erhob sich bei den Deutschen, die noch die Stremayrschen Sprachenverordnungen hingenommen hatten, ein

wahrer Entrüstungssturm. Selbst die katholische Volkspartei, bisher eine feste Stütze des berühmten „eisernen Ringes“ von Slawen und Klerikalen, schwenkte nun von der Regierung ab. Der österreichische Reichsrat, das Parlament, erlebte jetzt zum erstenmal eine stürmische Gegenwehr. In Dauerreden, zu denen erregte Auftritte kamen, wurde die Zurückziehung der Verordnungen gefordert; Ministeranklage wurde gegen Badeni eingebracht, die Erledigung des Staatshaushaltes gefährlich verzögert. Ein Pistolenduell zwischen dem alldeutschen Abgeordneten Karl Wolf (geb. 1862) und dem Ministerpräsidenten am 25. September 1897, wobei dieser verwundet wurde, andere Duelle, die sich ergaben, offenbarten die hochgradige Erregung. Mächtige Volkskundgebungen flammten auf; in den Sudetenländern, in Graz, endlich aber und nun elementar in Wien. Hier erklärte der Bürgermeister Dr. Karl Lueger (1844–1910) dem Monarchen, für Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt nicht mehr eintreten zu können. Der Kaiser entschloß sich, Badeni zu entlassen und die Aussöhnung mit den Deutschen zu suchen. Das Ministerium des Grafen Manfred von Clary (geb. 1852) hob schließlich, als sich die Deutschen mit Abschwächungen nicht zufrieden gaben, die Badenischen Verordnungen auf. Nun traten freilich die Tschechen in Obstruktion. Mehrmals mußte man in der Folge mit Hilfe des Paragraphen 14 der Verfassung, durch den sich eine Ausschaltung des Parlamentes von der Gesetzgebung ermöglichen ließ, regieren. Nur so konnte die Staatsmaschinerie in Österreich weiterlaufen. Mehrmals jedoch mußte in Prag das Standrecht proklamiert werden.

So fristete die Regierung mit dem letzten Mittel, das ihr die Verfassung bot, den Bestand des Staates notdürftig weiter. Sie versäumte es, mit dem gleichen Mittel Böhmen zu befrieden. Hier entsprach der Obstruktion der Tschechen im Reichsrat die der Deutschen im Landtag. Das Funktionieren des Selbstverwaltungskörpers war dadurch bedroht.

Guter Wille hätte nun gerade in Böhmen leicht einen Ausgleich zwischen den beiden Völkern des Königreiches herbeiführen können. Unschwer waren die Grenzen zwischen den beiderseitigen Volksräumen zu ziehen. „Von 2½ Millionen Deutschen in Böhmen“, so führte der christlich-soziale Abgeordnete Prinz

Alois von Liechtenstein (geb. 1846) am 28. April 1898 im österreichischen Parlament aus, „wohnt der allergrößte Teil kompakt und ungemischt nebeneinander. Das Schlagwort im nationalen Streite von dem geschlossenen Sprachgebiete ist hier nicht bloß ein Schlagwort, sondern es ist eine Tatsache der Geographie und Statistik. In 37 deutschen Gerichtsbezirken wohnt $\frac{1}{2}\%$ Tschechen, in 40 Gerichtsbezirken wohnt 1% Tschechen, in 55 Gerichtsbezirken wohnen 2% Tschechen und in 65 Gerichtsbezirken 3% Tschechen. 75 Gerichtsbezirke mit einer Bevölkerung von 1 600 000 Deutschen haben unter sich nicht mehr als 19 000 Tschechen. Ein Gebiet also, welches doppelt so viele Einwohner ernährt als Oberösterreich, hat nicht mehr als $1\frac{1}{8}\%$ slawischer Bevölkerung, das ist also weit weniger als in Niederösterreich, wo wir mit Einschluß von Wien 4% tschechischer Bevölkerung haben.“

Zu spät allerdings entschlossen sich die Deutschen Böhmens, in die Zweisprachigkeit des inneren Dienstes zu willigen; die Tschechen dagegen wollten die Verwaltungs- und Gerichtseinheit von Böhmen, das Bollwerk ihrer staatsrechtlichen Forderungen, nicht durch eine Verwaltungsdrittellung (deutsches, tschechisches und gemischtsprachiges Gebiet) zerreißen lassen. Nur einmal, in der letzten Zeit des Kabinetts Taaffe, glückte unter dem Vorsitz der Regierung eine durchgreifende Vereinbarung beider Parteien. Am 19. Januar 1890 wurde der deutsch-tschechische Ausgleich abgeschlossen. Seine wesentlichen Punkte waren: Neuaufbau der Gerichts- und politischen Bezirke nach nationalen Gesichtspunkten; im Landtag zwei nationale Kurien, jede mit Vetorecht in Dingen, die ihr Volk betrafen, dazu die national gemischte Kurie des Großgrundbesitzes; nationale Aufspaltung des Landesschulrates und des Landeskulturrates. Es war ein sehr gründlich durchdachtes Werk.

Welche Befriedung hätte von diesem Ausgleich ausgehen können! Allein diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Obwohl mit Rieger und Zeithammer die angesehensten Tschechenführer zugestimmt hatten, brachte die aufstrebende überradikale Partei der Jungtschechen, die Partei der Kleinbürger, das Werk zu Fall. Nur die Teilung des Landesschulrates, des Landeskulturrates und der Ärztekammer erwiesen sich als dauerhafter Gewinn.

Unverdrossen versuchten die österreichischen Regierungen, das Ausgleichswerk wieder in Gang zu bringen. Sowohl die Regierung des Ernest von Koerber (1850–1919) wie noch die letzte Vorkriegsregierung unter Karl Graf von Stürgkh (1859–1916) bemühten sich darum. Es fehlte nicht an wohlgedachten, beiden Nationen gerecht werdenden Entwürfen. Den Tschechen jedoch, die im Bewußtsein ihrer Stärke innerlich Österreich bereits zu erwachsen begannen, war es nicht mehr ernst damit. Noch im Ersten Weltkrieg bemühte sich Wien um die Lösung der Frage. Jetzt erst, längst zu spät, entschloß man sich, nachdem schon 1912 unter Ausschaltung der Landesverfassung für Böhmen ein Landesausschuß eingesetzt worden war, zu einer Lösung der böhmischen Frage durch Regierungsverordnung zu gelangen. Am 19. Mai 1918 verfügte der damalige Minister des Inneren die Einsetzung von 12 Kreishauptmännern in Böhmen, wobei 4 deutsche Bezirke (Eger, Trautenau, Leitmeritz und Reichenberg) sowie die deutsche Abteilung des Kreises Budweis vorgesehen waren. Trautenau erhielt zugleich ein eigenes deutsches Kreisgericht.

Ehe indessen diese Verordnung der Regierung Seidler-Hussarek zum Tragen gelangen konnte, erfolgte der Zusammenbruch der beiden Mittelmächte. Das große Werk, um das sich der Scharfsinn der Juristen und Verwaltungsfachleute durch lange Jahre abgemüht hatte, ging mit der alten Monarchie zugrunde. Die Tschechen, die nun die Macht in Böhmen und Mähren an sich rissen, räumten alsbald mit dem Gedanken eines wirklich gerechten, die einst von ihnen so unermüdlich geforderte Gleichberechtigung verwirklichenden Ausgleichs auf. Sie hoben den für Mähren bestehenden sofort auf.

Welche Wandlung sich aber im Sudetenraum seit 1880 vollzog, ohne daß man im Deutschen Reich überhaupt davon Notiz nahm, kennzeichnet der Engländer Sidney Whitman etwa 1892 folgendermaßen: „Wer Böhmen vor 30 Jahren kannte und die nationalen Verhältnisse mit jenen von heute vergleicht, muß über die eingetretenen Verhältnisse erstaunt sein. Die Tschechen haben materiell und an geistiger Bedeutung in einer Weise gewonnen, die einen unparteiischen Beobachter mit Bewunderung erfüllen muß. Gegen Ende der fünfziger Jahre hatten die mei-

sten böhmischen Städte einen ausgesprochen deutschen Charakter. Die besseren Gesellschaftsschichten sprachen ausschließlich deutsch. Die Schulen, Akademien, Theater, Handel und Industrie, alles war deutsch. Tschechisch wurde von Bauern und Dorfbewohnern gesprochen und in den Städten, wenn überhaupt, von Arbeitern und Hausangestellten. Wie hat sich das geändert.“ „Die Tschechen haben sich“, so heißt es später, „allenthalben auf die Stufe ihrer deutschen Konkurrenz emporgehoben.“

Was zudem die Lage der Sudetendeutschen gegenüber den Tschechen fortschreitend, und zwar besonders in Mähren und Schlesien, verschlechterte, war der bei ihnen eingetretene Geburtenrückgang. Das Ein- und Zweikindersystem zehrte an ihrer Kraft und verminderte ihre Geltung. Die Zahl der deutschsprechenden Schulkinder sank, „vor allem in Mähren ununterbrochen. In Schlesien wiesen die tschechischsprechenden Schulkinder sogar eine dreimal, die polnischen eine fünfmal so starke Zuwachsquote (1900) auf wie die Deutschen.“

*

In den Sudetenländern wurde die Lage des deutschen Volkes, dieses Trägers des Zusammenhaltes der Habsburgermonarchie und damit des so stark zersplitterten Südostens von Mitteleuropa, von Jahr zu Jahr schwieriger. Die gleichzeitige Bedrängung des Deutschtums in der Südsteiermark und in Krain bereitete auch dort eine böse Zukunft vor.

In Krain war die einstige deutsche Kolonisation nur in den Nordsaum des Landes vorgedrungen. Später hatte sich dann die große Holzfällersprachinsel Gottschee und die von Zarz gebildet. Der deutsche Bevölkerungsanteil im Lande war gering, der Großgrundbesitz jedoch überwiegend in deutschen Händen. Laibach trug einen deutschen Anstrich. Seit den sechziger Jahren war aber der Aufstieg der Slowenen unverkennbar. Die deutsche Mehrheit im Landtag ging den Deutschen 1883 verloren. Mit wachsendem Radikalismus, der vor Tötlichkeiten gegen die deutsche Bevölkerung des Landes nicht zurückschreckte, gingen die Slowenen nach der Eroberung der Mehrheit im Laibacher Gemeinderat (1882) nicht nur gegen die deutschen Straßentafeln, sondern auch gegen alles an das Deutsche Erinnernde vor. Man

brachte slowenische Lehrer an die deutschen Schulen des Gottscheer Landes, man behinderte die Errichtung deutscher Privatschulen, obwohl keine öffentlichen deutschen Schulen mehr gebaut werden durften. Gottschee hatte noch durch die Errichtung eines deutschen Gymnasiums (1872) einen Halt gewonnen. Die deutschen Sprachinseln Zarz und Deutschruth dagegen verfielen in ihrer Isolierung der Slowenisierung.

Gewiß bildeten die Deutschen nur noch einen kleinen Bruchteil (1910 28 000 gegenüber 428 000 Slowenen) der Bevölkerung von Krain. Ihre Zahl hatte sich seit 1846 sogar um 10 000 durch Slowenisierung und Geburtenrückgang vermindert. Immer noch aber stellte diese Minderzahl schon durch den Großgrundbesitz einen sehr hohen Anteil am Steueraufkommen, der zu ihrer Entrechtung seit dem Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts in scharfem Gegensatz stand. Immer noch verkörperten diese Deutschen das historische Krain.

In der Untersteiermark hatten die Deutschen überall in den Städten (Marburg, Cilli und Pettau) und Märkten die Mehrheit, das flache Land dagegen war weit überwiegend slowenisch. Die Volkszählung von 1910 wies 162 077 Deutsche und 406 809 Slowenen auf. Für die gesamte Steiermark ergab sich ein slowenischer Bevölkerungsanteil von 23,9%. Im Landtag waren sie zuletzt mit 14 von 87 Stimmen = 16,1% beteiligt. Nicht die Bauern, vielmehr die Intelligenzkreise der Slowenen, Lehrer, Geistliche, Advokaten, waren die Träger des auch in der Südsteiermark sich ausbreitenden, geschickt vorgehenden und durch das Angewiesensein der Wiener Regierung auf die slowenischen Reichsratsstimmen sich steigernden slowenischen Radikalismus. Wie in Böhmen benützten auch hier die Slawen ihre gute Kenntnis des Deutschen, um die deutsche Intelligenz im strittigen Raume weiter zurückzudrängen, indem sie von den Beamten die Kenntnis beider landesüblicher Sprachen forderten. Zudem erwies sich das Erzbistum Lavant mit seinen nahezu durchweg slowenischen Geistlichen als ein Zentrum von Slowenisierungsbestrebungen in den deutschen Gemeinden des Unterlandes und Südkärntens.

Weitaus günstiger gestaltete sich die Entwicklung in Kärnten, wo das Slowenentum von 29,53% im Jahre 1890 auf 20,75% bei

der Volkszählung von 1910 zurückging. Hier vermochte der slowenische Radikalismus nie die Führung in seinem Volkstum zu erlangen, wenn er auch, sicher der Förderung durch die österreichische Regierung, wiederholt den Landesfrieden störte. Die Sprache der zugunsten slowenischer Forderungen einschreitenden Wiener Zentralbehörden war dabei von einer Bestimmtheit, wie man sie bei staatswichtigen Anlässen sonst leider vermißte. Auch im gemischtsprachigen Teil Kärntens erwies sich die slowenische Geistlichkeit nicht nur als Erwecker des Nationalismus bei den Windischen, sondern geradezu als Zerstörer weitaus überwiegend deutscher Gemeinden, da sie diesen das Slowenische als Kirchensprache aufzwang.

Der Regierung in Wien, genauer, ihren deutschen Mitgliedern und dem Monarchen, drang nicht ins Bewußtsein, wie sehr die seit 1880 wachsende Zurücksetzung der Deutschen in Innerösterreich wie in den Sudetenländern nicht nur deren Kraft als staaterhaltende Nation schwächte, sondern außerdem den Bestand Österreichs in seinen Grundfesten erschütterte. Das tschechische Staatsrecht drängte aus Österreich hinaus, und der Wunschtraum Groß-Slowenien mußte bei der Kraft der nationalen Phantasie und dem Streben der Südslawen nach Macht zur Gründung eines eigenen Staates führen. Die Zugehörigkeit eines solchen südslawischen Staates zu Österreich, ja zur westlichen Kultur überhaupt, war dann nur schwer vorstellbar. So begannen sich im Norden und im Süden des Staates jahrtausendealte Fundamente aufzulösen. Dieser Prozeß mußte schließlich zu einem Ein- und Umsturz führen. Er vernichtete 1918 die Existenz der Habsburgermonarchie.

*

Während an allen bisher geschilderten Brennpunkten des Nationalitätenkampfes die deutsche Sprache in Abwehr stand, ja mancherorts Einbußen erlitt, unterlag das in Wien seit Jahrzehnten einsickernde Tschechentum der germanisierenden Kraft dieser Umwelt. Es ist mit Recht betont worden, wie sehr der Hohn, mit dem die Wiener liberale Presse das doch in machtvollem Aufstieg befindliche tschechische Volk überschüttete, die Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen vergiftete. Es entsprach dem

unbedingten Überlegenheits- und Herrengefühl, das nun einmal den Wiener gegenüber den ja auch auf dem Boden seiner Stadt fühlbar gewordenen tschechischen Forderungen erfüllte. Dieses Hausherrnbewußtsein jedoch, das auch gegenüber den einströmenden tschechischen Diensthofen, Tagelöhnern und Handwerkern mit der Verspottung der fremden, als ungleich geringer empfundenen Sprache nicht sparte, beschleunigte die Eindeutschung der Neuankömmlinge. Mit der großen Sprachbegabung des Slawen erlernten sie, so rasch sie konnten, das Deutsche, so holperig es im Anfang auch gehen mochte. Das gewinnende Wesen der Stadt, das Weltstädtische und doch Gemütvolle dieses eigenartigen Bodens zogen sie an. Auch die Schule wirkte. Meist schon in der zweiten Generation war ihre Herkunft aus Böhmen und Mähren vergessen und das Deutsche ihre Muttersprache, die man nun mit nicht geringerer Unduldsamkeit, als man sie an sich selbst erfahren hatte, gegen Neuankömmlinge verteidigte. Das Überlegenheitsgefühl in Kultur und Lebenshaltung sowie das Sprachbewußtsein wirken eben in nationalen Kämpfen entscheidend. Zweifellos hat Wien ohne viel Aufsehen etliche Zehntausende von Tschechen hier mit Spott und Liebe eingedeutscht.

Trotz der Gründung tschechischer Kreditinstitute in Wien, trotz der Wirksamkeit eifriger Vereine und wiewohl der feste Kern des Wiener Tschechentums stattliche Privatschulen errichtete, gelang der entscheidende Durchbruch zu öffentlichen Schulen nicht. Gewiß war das Wiener Tschechentum 1918, nach ungefähr 80 Jahren tschechischer Einwanderung, nicht zu übersehen. Aber es war zu keiner ernsteren Gefahr für die zauberhaft assimilierungsfähige Stadt geworden. Mit der Entstehung der Tschechoslowakei vollends änderten sich die Dinge von Grund auf.

Der Zusammenbruch der Monarchie und die neuen Grenzschranken gegen Böhmen und Mähren räumten auch für das niederösterreichische Marchfeld mit der Gefahr der Unterwanderung auf, die durch Grundkäufe seitens tschechischer Banken gestützt worden war.

*

Dem Slawensturm gegen die deutschen Rechtsstellungen in Böhmen, Mähren, Krain, Südkärnten und Südsteiermark ent-

sprach ein gleicher gegen das italienische Element in Dalmatien, Görz, Triest und Istrien. Ihm glich ferner der erbitterte Kampf der unterdrückten Ruthenen gegen die Polen. In Ungarn hielt die herrschende Nation das nationale Eigenleben der Nicht-madjaren mit Gewalt nieder. Die Doppelmonarchie war durch den Nationalitätenkampf, den vielfach unberechtigten in Österreich, den zweifellos berechtigten, sich jedoch mehr in dumpfem Groll und gefährlichen Konspirationen offenbarenden in Ungarn, buchstäblich in ihrem Dasein bedroht. Die Slawen trieben dann den Nationalismus zur äußersten Spitze. Die Mordtat des Gymnasiasten Gavrilo Princip (1894–1920) vom 28. Juni 1914, die bekanntlich den Ersten Weltkrieg entfesselte, Mordtat eines Halbwüchsigen an dem Thronfolgerpaar Österreichs, war nicht der erste und, wie die spätere Geschichte Jugoslawiens zeigen sollte, auch nicht der letzte Akt dieses zügellosen Nationalismus.

Die nichtdeutschen Volksteile schienen fast alle den österreichischen Staat zu verneinen. Ferdinand von Saar (1833–1906) schrieb in herber Wehmut:

„Niemals warst Du für sie wirklich ein Vaterland,
Österreicher im Herzen
dünkte stets sich der Deutsche nur.“

War dieses Dichterwort in seiner Strenge berechtigt?

Zweifelsohne für sehr einflußreiche tschechische und südslawische Kreise war Österreich nicht mehr ein Vaterland, und die Polen tolerierten den Staat nur, um nicht dem Übel einer Einverleibung Galiziens durch Rußland zu verfallen. In Ungarn strebten die unterdrückten Nationen aus dem madjarischen Zwangsstaat hinaus. Ja, die Madjaren selbst wünschten das gemeinsame Band mit Österreich viel lockerer, als es bestand, und Kreise, die ebenso sehr an Einfluß gewannen, wie ihnen tiefere Einsicht abging, erstrebten die völlige Unabhängigkeit ihres Staates.

Doch es war gerade ein Rumäne, Angehöriger einer Nation an der äußersten Grenze des Staates, Aurel Popovici, der mit einem Gedanken hervortrat, der österreichisch-ungarischen Monarchie ein Gefüge zu geben, das sie bestimmt über die Sturmjahre des Nationalismus hinüber und damit vielleicht überhaupt gerettet

hätte. Es war die Idee der Vereinigten Staaten von Großösterreich. Die gesamte Monarchie, auch Ungarn, sollte in ziemlich willkürlich zusammengesetzte Einzelgebilde zerlegt werden. Wien sollte der Mittelpunkt des Ganzen sein, die deutsche Sprache die Staatsprache.

Ohne Zweifel barg dieser Plan viel Gutes in sich. Erhebliche Korrekturen waren notwendig. Ihn jedoch durchzusetzen, bedurfte es einer entschlossenen Monarchengestalt. Der altgewordene, vor einer umstürzenden Wendung — eine solche bedeutete Popovicis Plan unbedingt — zurückschreckende Franz Joseph war keine solche. Wohl aber sympathisierte der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand mit dem Projekt sehr. Das Schicksal hat mit seiner Ermordung die Chance zur Verwirklichung dieses interessanten Planes beseitigt.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, zogen die Völker Österreichs und Ungarns, der gesamten Doppelmonarchie, auf den Ruf des Kaisers in die blutigen Schlachten des August 1914. Sie besiegelten ihre soldatische Treue mit vielen Todesopfern. Keineswegs alle Tschechen und noch weniger die Südslawen waren vom Geist des Hochverrats beseelt, der sich später im Überlauf ganzer tschechischer Truppenteile zum Feinde kundtat. Jahrhundertlang hatte ihnen Österreich ein wohnliches Haus gegeben, ihm hatten die nichtdeutschen Völker den Aufstieg aus primitiven Zuständen zu modernen Nationen zu verdanken. Erst als die Waffen der Mittelmächte in dem langen Kriege stumpf zu werden begannen, als zudem der Hunger seine Wirkung getan hatte, wurden die Parolen der im Feindeslager tätigen Thomas Masaryk (1850–1937) und Eduard Benesch erfolgreich. Doch erst, als Kaiser Karl I. (1916–1918) selbst seinen Staat durch eine angekündigte Aufgliederung und schließlich durch die angeordnete Abstimmung der Soldaten, ob sie für die Monarchie oder Republik wären, zerschlug, brach mit dem Staatsgefüge auch das der soldatischen Treue auseinander, die sich noch eben am Monte Asolone und Monte Perticca auch bei den nichtdeutschen Truppen blutig bewährt hatte.

Heute, im Rückblick auf Gewesenes und in seiner Eigenart wohl unwiederbringlich Gewesenes, betonen Männer der Wissenschaft wie auch Politiker dieses alten Österreichs, daß dieser Staat,

der jeder seiner Nationalitäten freie Entfaltung ermöglichte, der sie geradezu mit Volks- und höheren Schulen übersättigte, nicht krank sein mußte, sondern durchaus lebensfähig gewesen wäre.

Nicht ohne weiteres kann dieser Auffassung zugestimmt werden. Gewiß, der mährische Ausgleich erweist, daß die Völker imstande waren, die bestehenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Hier lagen allerdings die Verhältnisse durch die Artung der beiden Volksstämme und durch die Eigenart der Sprachgebiete besonders günstig. Nicht der Drang nach voller Entfaltung des eigenen kulturellen Lebens und nach der Gleichberechtigung war ja das Bedrohliche in den Verhältnissen Österreichs. Entscheidend war doch der Wille der Tschechen und Slowenen, in das geschlossene deutsche Sprachgebiet einzudringen, und geschah es nur durch das Ertrotzen der Zulassung ihrer Sprache als äußerer Dienstsprache selbst dort, wo sie nur eine völlig unbedeutende Minorität waren. Entscheidend war ihr Wille, die Sprachinsellstädte uralter Vergangenheit und großer Kulturleistung zu zersetzen und dann ihrem Volkstum einzuverleiben. Ein kennzeichnender Einzelfall: Die Slowenen forderten in der Untersteiermark ein neues Gymnasium, und zwar in Cilli, obwohl diese Stadt eine reindeutsche Gemeindevertretung besaß. In der Stadt, im steirischen Landtag und im Parlament wandten sich die Deutschen begreiflicherweise gegen diese Forderung. Die Regierung bot darauf den Slowenen die Errichtung eines Gymnasiums an einem geeigneteren Ort an. Ihr Angebot wurde indessen abgelehnt. Weil sich das Kabinett, immer noch mit der überwiegenden Menge der deutschen Abgeordneten in Konflikt, auf die slowenischen Abgeordneten im Reichsrat stützen mußte, entschied es im Jahre 1897 die schon seit 1879 schwebende Frage durch eine Verordnung gegen die Deutschen. Nicht eine Frage der Gleichberechtigung war dadurch entschieden, sondern ein Vorstoß zur Entnationalisierung einer altdeutschen Stadt war eingeleitet worden. Mit der Zerstörung des einheitlich deutschen Charakters von Cilli jedoch war wieder eine Klammer herausgebrochen, die das Westslawentum an Österreich, damit aber auch an das Abendland gebunden hatte.

Allein selbst ein Ausgleich in den umstrittenen Gebieten Österreichs, so reinlich er die Nationen durch eine sorgsame Be-

zirkseinteilung auch voneinander hätte scheiden können, hätte er nicht doch zum Ausdruck gebracht, daß das Verbindende von einst, das unbekümmert enge Zusammenleben geschwunden, das Trennende hingegen allmächtig geworden war? Die Tschechen forderten ja den Staat der alten Wenzelskrone und die serbische Propaganda verlangte weite Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie für einen südslawischen Staat. War es nicht bezeichnend für das Auseinanderstreben, daß die Madjaren, obzwar sie in der Gesamtmonarchie die größten Vorteile genossen, wie die Alleinherrschaft ihrer Sprache in der ungarischen Reichshälfte, finanzielle Beihilfe durch Österreich, das die Hauptlasten für die Erhaltung des gemeinsamen Doppelstaates trug, doch nach immer größer werdender Selbständigkeit trachteten, ja die an Kraft wachsende ungarische Unabhängigkeitspartei gar eine bloße Personal- statt der bisherigen Realunion forderte? Konnte die deutsche innere Amtssprache der Zentralbehörden, konnte die deutsche Kommandosprache der Armee, konnte die für Österreich bestehende deutsche Verständigungs- und Protokollsprache des Parlamentes die vielen gelösten Klammern ersetzen?

Freilich, ein siegreiches Österreich, die Monarchie, die den Weltkrieg überdauert hätte, wäre unter einem kraftvollen Herrscher wohl in der Lage gewesen, ihr Dasein weiterzuführen. Dann aber mußte der Staat bei aller Gerechtigkeit gegenüber seinen Völkern doch das Gemeinsame und Staaterhaltende unerschütterlich verankern und dafür sorgen, daß seine deutsche Bevölkerung, das eigentliche Staatsvolk, keine weiteren Minderungen an Kraft und Einfluß mehr erlitt. Erzwang er von den Störrischen allenthalben einen gerechten Ausgleich, dann mochte sich die Monarchie in eine bessere Zeit hinüberretten können. Ideen haben ebensowenig ewige Dauer wie politische Staaten. Die Geister, die sich getrennt haben, mochten sich wieder finden, wenn es gelingen würde, die Auswüchse eines schrankenlosen Nationalismus zu überwinden.

Mit diesen Einschränkungen möchten auch wir daran glauben, daß die alte Monarchie ihre Mission noch nicht erfüllt hatte, nicht als altersschwach und krank hätte sterben müssen. Für sie und ihre bewiesenen Bemühungen Gerechtigkeit den nationalen Entwicklungen gegenüber walten zu lassen, spricht der im Ver-

gleich zur Gegenwart geradezu paradiesische Zustand, das gesicherte Leben und das große wirtschaftliche Gedeihen, das zu ihrer Zeit im südöstlichen Mitteleuropa herrschte. Heute begegnen wir dort der Furcht, dem Hinvegetieren, der Not und der Friedlosigkeit.

Der Zusammenbruch nach dem 1. Weltkrieg und seine Folgen im Osten

Wie bewegt ist das Bild, das der deutsche Osten bietet!

Kühnes Ausgreifen, unvorstellbar groß das zunächst Errungene; schwere Rückschläge und neuer Aufbruch — sie wechseln miteinander, bis schließlich zu Ende des 14. Jahrhunderts das große Werk im Rohbau fertig zu sein scheint, nur noch des ruhigen Ausgreifens, der Abrundung bedürftig. Und schon nahen die Katastrophen: der vorgeschobene Pfeiler des Ordenslandes wird unterwaschen, wird brüchig, stürzt zum Teil ein. Das Deutschtum in der Mitte von Böhmen wird vernichtet, in Böhmen und Mähren auch sonst geschwächt, ja dezimiert; die Türken verheeren und entvölkern das deutsche Siedlungsland in Westungarn und am Ostrand der Alpen. Wunderbar dann, wie dieses selbe Deutschtum im aufblühenden Danzig dem Druck des polnischen Großstaates standzuhalten vermag, wie die Deutschen in den Sudetenländern, die man verfemt und entrechtet hatte, ohne eine sichtbare Förderung durch die Habsburger — denn es ist Lüge, was Palacký von der Kolonisation der Habsburger sagt — sich wiederum vermehren und ausbreiten, getragen von der eigenen Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit, bis dann gar, durch die Entwicklung der Zeit und die Kraft der Zentrale des Reiches von Wien aus begünstigt, der Adel und das Bürgertum auch nicht-deutscher Herkunft deutsch zu sprechen beginnen, das Tschechische aber in die Dorfhütten und Kammern der Bediensteten zurücksinkt, wie das Deutschtum im fernen Banat und in der Batschka seinen Einzug hält, während sich die Siebenbürger Sachsen von den schweren Blutopfern und Einbußen der langen Türkenkriege erholen. Dieses großartige Bild bleibt ungetrübt,

bis im 19. Jahrhundert das tschechische Nationalgefühl erwacht und nun die Zeittendenz, die wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen, ferner die besondere Lagerung der Verhältnisse in Österreich nicht mehr zugunsten, sondern gegen die Deutschen zu arbeiten beginnen. Bis endlich aus dem erwachten Nationalgefühl verhältnismäßig rasch der Brand des übertriebenen Nationalismus aufschlägt, die Gemeinschaft der Völker zerstörend, überall das Besondere, einzelne mit feindseliger Haltung an die Stelle des Allgemeinen, Verbindenden setzend. Der Brand traf vor allem das deutsche Haus, da der Deutsche eben in der Mitte Europas wohnt, da er für das Slawentum westlichen Gepräges der Kulturbringer gewesen ist und aus dieser Lage heraus nun den Undank der Erwachenden tragen mußte.

In solchem Auf und Ab hatte sich das deutsche Ostschicksal bewegt, das tief hineinverflochten war in die Geschichte der west- und südslawischen Völker. Nicht so sehr in den großen Bewegungen, den Haupt- und Staatsaktionen des Schicksals, sondern viel stärker in jenen lautlosen fortgesetzten Tätigkeiten namenloser Art, im Roden und Urbarmachen, im Kulturbringen und Sichmehren auf neuer Erde, hatte sich der Hauptsegen der Ostsiedlung für unser Volk gestaltet: das Besiedeln der Alpentäler von Karantanien und des Alpenvorlandes durch die Bajuwaren, die Erschließung der böhmischen, mährischen und schlesischen Wälder des Nordostens und noch zuletzt der unberührten Wildnis von Preußen.

In erheblichem Maße war diese deutsche Vorherrschaft im Osten bereits geschwächt worden, als sich 1914 der Erste Weltkrieg entspann, der, wie er ein Krieg um die Weltstellung Deutschlands war, noch mehr ein solcher wurde, in welchem über das Schicksal des deutschen Volkes im Osten die Würfel fielen, wo seit langem schon eine Bedrohung durch die panslawistische Propaganda bestand.

Fassen wir die Lage noch einmal zusammen! In Posen war das Ansiedlungswerk Bismarcks nicht gelungen, es war im Gegenteil mitten in Glanz und Größe des Zweiten Kaiserreiches die Entdeutschung der sogenannten Bamberger erfolgt. In den Sudetenländern hatte sich die Bevölkerungsbewegung seit 1880 zuungunsten der Deutschen vollzogen. „Zwischen 1880 und 1910 nahm der

deutsche Anteil der Bevölkerung in Böhmen von 37,2 v. H. auf 36,84 v. H. und in Mähren-Schlesien von 33,69 v. H. auf 31,11 v. H. ab.“ Auch im Bereich des ostalpenländischen Deutschtums, in der Südsteiermark und im Karstraum von Krain, waren Einbußen entstanden, ganz abgesehen von dem Erlahmen, ja vielfach gar Erlöschen des ungarländischen Deutschtums, das selbst in Siebenbürgen durch seinen Geburtenrückgang kaum noch seinen Bestand halten konnte.

Der Erste Weltkrieg offenbarte alsbald, daß die Bindung der Westslawen, darunter ganz besonders der Tschechen, an die deutsche Mitte doch bereits weitgehend erschüttert war. Das Überlaufen des Prager Infanterieregiments Nr. 28 zu den Russen zu Beginn des Jahres 1915, ähnliche Erscheinungen bei anderen Truppenteilen, die zahllosen Fälle von Überlaufen einzelner Posten und endlich das massenweise kampflöse Sichergeben der Tschechen während der beiden großen militärischen Krisen der Jahre 1916 und 1917 waren doch schon ausgesprochene Sturmzeichen. Noch gab es freilich keine Geheimsender, die eine Verbindung zwischen den Emigranten im Feindesland und der des langen Krieges überdrüssigen Heimat herstellten, gab es keine Rundfunkreden, die aufreizend wirken konnten. Dennoch aber verfolgten die österreichfeindlichen Teile des tschechischen Volkes mit wachsender Spannung alle Geschehnisse an den Fronten, um zu erkennen, welcher Ausgang der Kämpfe sich abzeichnete. Sie hatten auch Kunde über die Wirksamkeit zweier Männer, von denen vor allem die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie dann ihren Ausgang nahm. Thomas Garrigue Masaryk (1850—1937), der Sohn eines slowakischen Kutschers und einer deutschen Mutter war in deutschen Bildungsanstalten aufgewachsen, hatte sich jedoch durchaus dem westlich-französischen Geiste zugewandt. Philosoph und Soziologe, lehrte er lange an der Prager Universität als anerkannter Wissenschaftler. Dabei jedoch war er durchaus tschechischer Realpolitiker und verstand es nach Kriegsbeginn 1914 meisterhaft, von London aus als Emigrant eine bedenkenlose Propaganda für das von ihm gesteckte Ziel einer selbständigen Tschechoslowakei einzusetzen, wobei die Verbindung der „böhmisches Länder“ mit der verwandten, indes sprachlich nicht gleichen, kulturell und wirtschaftlich außeror-

dentlich schwächeren Slowakei in einem offenkundigen Löwenbündnis etwas durchaus Neuartiges war. Über tausend Jahre hatte es keine Verbindung der beiden Länder gegeben, und die einzige vorher war nur von flüchtiger Dauer gewesen. Beide Länder hatten sich vollkommen selbständig und jedes anders entwickelt.

Masaryk und sein Schüler, der Handelsschuldozent Eduard Benesch (1884—1948), bildeten 1915 den Tschechischen Nationalausschuß, 1916 einen Nationalrat mit dem Sitz in Paris. Zuerst die französische Regierung und sodann die übrigen Entente-Regierungen erkannten diesen Nationalrat 1918 als Grundlage einer zu bildenden tschechischen Regierung an. Unermüdlich tätig und psychologisch sehr geschickt, gewannen Masaryk und Benesch die führenden Staatsmänner des Ententelagers für die Zertrümmerung der österreichisch-ungarischen Monarchie, sosehr diese zunächst im richtigen Gefühl für die Gefahren, die in einem Umsturz der Dinge lagen, einem so weitgehenden Ziel abgeneigt waren. Durch den Pittsburger Vertrag vom Mai 1918 mit den in Amerika lebenden Slowaken erlangten Masaryk und Benesch deren Einwilligung zur Gründung der Tschechoslowakei gegen Gewährung der vollen Autonomie. Auch Ruthenen aus Ungarn, die in Amerika lebten, wurden zur Zustimmung gewonnen. Es war also insgesamt nur die Zustimmung und Willensentscheidung von Auswanderern und Emigranten, somit von Menschengruppen, die bereits durch die Tatsache ihrer Auswanderung nach Übersee weitgehend auf die alte Heimat Verzicht geleistet hatten, nicht aber von lebendigen, in der angestammten Heimat verbliebenen Teilen der betreffenden Nation. Die Vereinbarung mit diesen sogenannten Slowaken und Ruthenen — tatsächlich waren beide Gruppen entweder schon amerikanisiert oder doch mindestens auf dem besten Wege dahin — verletzte offenkundig die historischen Rechte der ungarischen Stephanskrone. Andererseits jedoch forderten die beiden Wegbereiter des neuen Staates und erreichten schließlich auch von der Entente die Anerkennung der etwas zweifelhaften historischen Rechte der „Wenzelskrone“. Das berühmte Memoire III, das den Entente-Staatsmännern überreicht wurde, erklärte, es gebe überhaupt kein geschlossenes deutsches Sprachgebiet in Böhmen, es handle sich dort nur um

„verdeutschte“ Gebiete, die den Tschechen weggenommen worden seien. Daß es auch in Mähren, Schlesien und in der Slowakei Deutsche, in den beiden erstgenannten Ländern sogar in überwiegendem Maße gab, wurde überhaupt nicht erwähnt. Die österreichische Volkszählung, so log die Denkschrift verwegen, habe allein in Böhmen 800 000 bis 1 000 000 Deutsche mehr angegeben, als tatsächlich vorhanden seien. Die Tschechen seien stets von Österreich unterjocht worden.

Nur die moralische Verwilderung, die sich im Ersten Weltkrieg herausgebildet hatte, die schon lange bestehende Abneigung gegen alles Deutsche und die allerdings erstaunliche geographische Unkenntnis der Staatsmänner der Entente machten die Anerkennung und Durchsetzung dieser Forderungen, die auf einem so unerhörten Betrug beruhten, erst möglich. Am 18. Oktober 1918 veröffentlichte dann die vorläufige tschechoslowakische Regierung in Paris die „Unabhängigkeitserklärung des tschechoslowakischen Volkes“. Am 28. Oktober des gleichen Jahres übernahmen die Tschechen aus den Händen der zerbrechenden österreichischen Staatsgewalt unblutig, ohne Barrikaden, die Regierung in Prag. Das alte Österreich war bereits gestorben, während seine Soldaten noch an allen Fronten heldenmütig kämpften. Die erste „Tschechoslowakische Nationalversammlung“ erklärte dann sofort, daß Habsburg keine Rechte mehr auf die Länder der Wenzelskrone habe.

Der nun auch im Kern der alten Monarchie am 12. November 1918 konstituierte Staat Deutschösterreich nahm natürlich das deutsche Sprachgebiet in den Sudetenländern für sich in Anspruch. Es wurden lokale Regierungen gebildet, die der deutschösterreichischen in Wien unterstanden, wie denn auch die provisorische deutschösterreichische Nationalversammlung aus allen deutschen Abgeordneten des alten österreichischen Parlamentes, des Reichsrates, gebildet worden war. Diese Nationalversammlung war es, die am 12. November 1918 einstimmig den Anschluß Deutschösterreichs an die neue Deutsche Republik beschloß.

Die Tschechen begannen nun, aus dem festen Kern ihres neu gebildeten Staates in das deutsche Sprachgebiet Böhmens, Mährens und Schlesiens einzurücken. Sosehr auch in der Bevölkerung

Kampfwille und zunächst auch ausreichende Bewaffnung vorhanden gewesen wären, wurde ihnen doch kein Widerstand geleistet. Allerdings war das Sudetendeutschtum infolge der räumlichen Beschaffenheit seines Siedlungsgebietes und des höchst unbrüderlichen Verhaltens der tschechischen Landesteile ganz besonders durch Hunger geschwächt, und die Kriegsverluste hatten die Deutschen weit mehr als das Tschechentum getroffen. Die Tschechen hatten bis 1917 nur 11 vom Tausend, die Sudetendeutschen jedoch insgesamt 35, die Deutschmährer gar 44,4 Gefallene vom Tausend. Bis Ende 1918 haben die etwa 3,5 Millionen Sudetendeutschen 85 000 Soldaten mehr verloren als die 6 Millionen Tschechen. Entscheidend aber wurde, daß sowohl die Wiener Regierung wie auch die Regierungen für die deutschen Gebiete in Böhmen, Mähren und Schlesien in völliger Selbsttäuschung über die Absichten und die Entschlossenheit des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson (1856—1924) sich befanden, die von ihm so lautstark verkündeten 14 Punkte, deren vornehmster das Selbstbestimmungsrecht der Völker beinhaltete, auch wirklich durchzusetzen. Man vertraute diesem Manne und setzte darum alle Hoffnung in den Sieg des klaren Rechtes. Hat sich das deutsche Volk insgesamt 1918 in einer verhängnisvollen Täuschung über die Persönlichkeit Wilsons befunden, die Täuschung der Sudetendeutschen und der Wiener Regierung war eine vollkommene. Allerdings stellte die in Wien gegründete Volkswehr, der Ersatz für die aufgelöste allgemeine Wehrmacht, im ganzen gesehen, durchaus keinen einsatzfähigen oder einsatzbereiten Faktor dar.

Die Hoffnung auf Verhandlungen, in denen man das gute eigene Recht zur Geltung bringen konnte, erwies sich als trügerisch. Man weiß, daß die deutsch-österreichische Friedensdelegation und mit ihr auch die sudetendeutschen Politiker in St. Germain ebenso hinter Stacheldraht eingesperrt gehalten wurden wie die des Deutschen Reiches in Versailles und daß es überhaupt nicht zu Verhandlungen kam. Es stellte sich als unmöglich heraus, mit dem Nachdruck einer persönlichen Aussprache von Mann zu Mann die eigenen Beweise vorzubringen. Da zudem die in Paris vorherrschende Macht, Frankreich, vom Gesichtspunkt ihres Hasses aus und von der überspitztesten Angst geleitet, das

deutsche Volk insgesamt entscheidend schwächen wollte, erfolgte die Zuteilung des gesamten sudetendeutschen Gebietes, also der von Deutschösterreich bei der Gründung des jungen Staates feierlich als Bestandteile des Staatsgebietes erklärten Länder Deutschböhmen, Sudetenland, Deutsch-Südmähren und Deutsch-Südböhmen, dazu sogar noch einiger Gebietsstücke von Niederösterreich (wie die Stadt Feldsberg) an die Tschechoslowakei.

Die Sudetendeutschen hatten ihre Stunde versäumt. Während 12 000 Sudetendeutsche in den deutschen Freikorps im Baltikum und in Oberschlesien für das deutsche Gesamtvolk kämpften, waren die Tschechen in ihre deutsche Heimat eingerückt, langsam, in sehr vorsichtigem Vorgehen. Die Aussichten, dagegen Widerstand leisten zu können, noch im November 1918 durchaus gegeben, schwand nun täglich mehr dahin. Diese Passivität war indes keineswegs der Ausdruck von Gleichgültigkeit. Nun zu einer wahren Einheit von Land und Stamm erwachsen, demonstrierten die Sudetendeutschen am 4. März 1919 in großen Massenkundgebungen, die den gesamten deutschen Sprachraum erfaßten, für ihr — das feierlich von Wilson verkündete — Selbstbestimmungsrecht. Die Tschechen jedoch waren bereits Herren der Lage und machten rücksichtslos von der Schußwaffe Gebrauch. Über 50 Tote kostete dieser Tag das Sudetendeutschtum. Bis 1921 waren es dann insgesamt 130 Deutsche, die der tschechischen Soldateska zum Opfer fielen.

Trotz ihres starken Nationalbewußtseins waren die Deutschen Österreichs von dem Zusammenbruch des Jahres 1918 doch völlig überrascht worden. Die alte Monarchie war zuerst ganz allmählich, so daß man das Kommende in derartig kurzer Zeit nicht ahnen konnte, zuletzt aber dann jäh zusammengebrochen. Der lebhaftere Nationalismus der Slawen und die ihnen von außen her zufließenden Parolen sowie die von dort kommende bald greifbare Unterstützung ließen sie alsbald in den national gemischten Gebieten die Schlüsselstellung und darüber hinaus Brückenköpfe ins rein deutsche Land in Besitz nehmen. Sie handelten zielbewußt und mit Brutalität.

Der beim Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie um den Kern Serbien rasch gebildete neue Staat Jugoslawien bemächtigte sich sogleich nicht nur der gesamten Südsteiermark südlich

der Drau, sondern auch der uralten deutschen Stadt Marburg. Selbst in Kärnten rückten jugoslawische Truppen ein, nahmen das Mißtal in Besitz und versicherten sich der Drau in Unterkärnten. In Kärnten jedoch offenbarte sich als leuchtendes Beispiel entschlossener Heimatliebe und nationaler Geistesgegenwart ein Widerstandswille, der das Augenmerk der Welt auf sich zu ziehen vermochte und nicht ohne Wirkung auf die Friedenskonferenz blieb. Selbständig handelnde Volkswehrgruppen vereitelten schon im Dezember 1918 den Versuch der Jugoslawen, sich der Landeshauptstadt Klagenfurt zu bemächtigen, was verhängnisvolle Folgen gehabt hätte. Unter der Führung des Oberstleutnant Hülgerth standen nun die Kärntner auch in den bereits von den Jugoslawen besetzten Gebieten auf, zu Weihnachten die Lavanttaler, nach Neujahr die Gailtaler. Überall war den die Heimat verteidigenden Bauern, Arbeitern und Bürgern der Erfolg beschieden. Leutnant Hans Steinacher zeichnete sich in diesen Kämpfen besonders aus. Als dann die Jugoslawen einen durch amerikanische Vermittlung herbeigeführten Waffenstillstand brachen, behaupteten die Kärntner nicht nur das schon befreite Gebiet gegen die Übermacht, sondern vermochten Anfang Mai 1919 Völkermarkt, den Hauptort des Unterlandes, und darauf auch Bleiburg zu nehmen, worauf die Slowenen fluchtartig zurückgingen. Für die Steirer hätte nun auch die Möglichkeit bestanden, die Untersteiermark wieder zurückzugewinnen. Aber auch sie vertrauten noch immer auf die Wilsonsche Gerechtigkeit und waren zudem durch Wien gehemmt. So konnten die Jugoslawen überlegene Kräfte regulären Militärs zusammenziehen und Ende Mai erneut nach Kärnten vorstoßen. Eine interalliierte Kommission beendete den Kampf.

Der Kärntner Widerstand hatte, ebenso wie er die Siegerstaaten aufmerksam machte, auch das Machtinteresse Italiens erweckt, das keine jugoslawischen Brückenköpfe in Villach und Klagenfurt wünschte. Es erwirkte, vermochte es auch nicht die Rückgabe von Marburg an Deutschösterreich durchzusetzen, doch für das von den Slowenen in Anspruch genommene Gebiet eine Volksabstimmung. Das südliche Kärnten wurde in zwei Zonen eingeteilt, die getrennt abstimmen sollten. Entschied sich die südliche für Österreich, so sollte die Abstimmung in der nördlichen (Klagenfurter)

unterbleiben. Die Abstimmung fand am 10. Oktober 1920 statt. Obwohl die Jugoslawen bis dahin die Zone I mit ihren 22 800 deutschen und 49 000 slowenischen Bewohnern verwalten durften und auch nichts versäumten, um diese Machtstellung für sich auszunützen, wurden 22 025 Stimmen für Österreich und nur 15 279 für Jugoslawien abgegeben. So blieb Kärnten ungeteilt, freilich aber nicht ungeschmälert. Denn im Friedensvertrag von St. Germain (10. September 1919) mußte das Mißtal im Südosten des Landes, an Jugoslawien, ferner aus strategischen Gründen das Kanaltal an die Italiener abgetreten werden. Im Kanaltal waren die Hauptorte nach der Volkszählung von 1910 fast rein deutsch, Tarvis zählte neben 3480 Deutschen 93 Slowenen, Malborgeth neben 695 nur 40, auch Weißenfels neben 775 Deutschen nur 141 Slowenen. Italiener gab es lediglich in Pontafel und zwar 10 (!) neben 807 Deutschen und 17 Slowenen.

Insgesamt waren von den über 12 Millionen Deutschen des gesamten Österreich-Ungarn nur etwa 6,5 in dem Reststaate Deutschösterreich verblieben, den der Friedensvertrag von St. Germain zwang, den Namen Österreich zu führen.

Besonders schmerzlich mußte neben dem Verlust des allen Deutschen ans Herz gewachsenen Deutschsüdtirols der von Marburg in der Untersteiermark und der des gesamten Sudetengebietes empfunden werden, zumal das letztere der Mittelpunkt der österreichischen Industrie gewesen war. Von Deutschwestungarn endlich, das der Friedensvertrag Österreich, allerdings ohne die Städte Wieselburg, Eisenburg und Preßburg, zusprach, wurde ihm zuletzt noch der natürliche Mittelpunkt des Gebietes und dessen einzige namhaftere Stadt, Oedenburg, vorenthalten, obwohl die Deutschen auch hier die unbedingte Mehrheit der Bevölkerung bildeten. Die Komödie einer Volksabstimmung erzielte in Oedenburg eine für die Rechtfertigung dieses Raubes erforderliche kleine Majorität.

*

Die Sudeten- und Alpendeutschen waren den nationalen Kampf gewohnt. Dennoch überraschte sie die Wucht dessen, was 1918 mit der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches geschah. Der deut-

sche Nordosten war viel weniger direkt im nationalen Grenz-
kampf gelegen, so daß die Gewöhnung an diesen ruhelosen
Kleinkrieg weitgehend fehlte. Um so härter traf die Deutschen
in Posen, West- und Ostpreußen die geradezu stürmische polni-
sche Aggression.

1916 war nach langem Zögern durch die Mittelmächte wieder
ein selbständiger Polenstaat gegründet worden. Militärische Er-
wägungen und, wie sich herausstellen sollte, dynastische Wunsch-
träume hatten über die politischen Bedenken gesiegt. Rußland
aber hatte man in der einzigen Frage, in der die Deutschen mit
der größten slawischen Nation hätten zusammengehen können,
vor den Kopf gestoßen. Nun bemächtigte sich dieses von den
Deutschen geschaffene Polen in plötzlichem Zugriff Ende 1918
des größten Teiles der Provinz Posen. Thorn und Bromberg
konnten zunächst gehalten werden. Sofortiges Eingreifen der
Entente bewahrte die polnischen Schützlinge vor einem deut-
schen Gegenangriff. In Westpreußen blieb es ruhig. Trotz der
polnischen Parole, Wahlenthaltung zu üben, gab es bei den Wah-
len zum Weimarer und zum Berliner Parlament in den deut-
schen Ostprovinzen eine 75prozentige Wahlbeteiligung. Die
Deutschen schlossen sich im „Deutschen Volksrat“ und im „Ost-
preußischen Heimatdienst“ zusammen. Der „Aktionsausschuß
Nord“ protestierte am 27. Mai 1919 zu Marienburg feierlich gegen
die inzwischen bekannt gewordenen Forderungen der Sieger-
mächte, die das deutsche Ostland zerreißen wollten. Bei der in-
zwischen jedoch bereits von den Alliierten durchgeführten Ent-
waffnung blieb der Gedanke einer militärischen Rückgewinnung
der besetzten deutschen Ostgebiete undurchführbar.

1917 war in Amerika das „Polnische Nationalkomitee“ unter
Roman Dmowski (1864–1939) gegründet worden. Dieses ge-
wann auf Präsident Wilson, der ursprünglich nur an eine Neu-
talisierung der Weichsel und an die Gründung eines Freihafens
in Danzig gedacht hatte, entscheidenden Einfluß. Der amerikani-
sche Präsident fügte sich den polnischen Forderungen, um so
mehr, als sie wärmstens von Georges Clemenceau (1841–1929)
vertreten wurden. Der Friedensvertrag von Versailles, der in der
ganzen Geschichte nur in dem Frieden, der den Zweiten Puni-
schen Krieg abschloß, ein Vorbild hat, sollte, wie der von St.

German Deutschösterreich verstümmelte, Deutschland im Nordosten zerreißen und entscheidend schwächen. Polen wurde der größte Teil der Provinz Posen, Pomerellen, das Kulmerland und das Soldauer Gebiet zugesprochen. Von Westpreußen, dessen Bewohner zu 65% deutsch waren, blieben nur Elbing und sein Landkreis sowie die Kreise Deutsch-Krone, Flatow und Schlochau bei Deutschland. Danzig und das Memelland mußten zunächst an die alliierten und assoziierten Mächte abgetreten werden. Über das Schicksal von großen Teilen Westpreußens und Ostpreußens wie auch von Oberschlesien sollte eine Volksabstimmung entscheiden.

Angesichts eines Friedensdiktates, das mit aller Deutlichkeit den Bruch mit dem Selbstbestimmungsrecht bedeutete, schlossen sich die Deutschen in den noch zur Volksabstimmung vorgesehenen Gebieten eng zusammen. Zuerst erfolgten die Abstimmungen in den vorgesehenen Streifen von West- und Ostpreußen. Sie fanden am 11. Juli 1920 statt. In Marienwerder sprachen sich 92,28% der abgegebenen Stimmen, in Allenstein 97,8% für Deutschland aus. In Masuren hatte das Abstimmungsergebnis gar 99,3% ausgemacht. Dennoch setzte man sich auch über solche klaren Entscheidungen eines Volkes hinweg. Drei Allensteiner Grenzdörfer und fünf deutsche Weichseldörfer, sodann der Hafen von Kurzebrack und der Brückenkopf Münsterwald mit der von 1906 bis 1909 mit einem Kostenaufwand von 9 Millionen Mark erbauten Eisenbahnbrücke mußten trotzdem an Polen abgetreten werden.

Weitaus bewegter als in den beiden preußischen Provinzen gestalteten sich die Dinge von Anfang an in Oberschlesien. In der unermeßlichen industriellen Bedeutung dieser Provinz lag der Anreiz für Frankreich, hier über Polen einen Lebensnerv der deutschen Wirtschaft zu zerschneiden. Der polnische Angriffswille, den der völlige Zusammenbruch des Reiches und die Härte des Friedensvertrages ins Maßlose anspornten, fand überall, wo Franzosen als Besatzungstruppen im Abstimmungsgebiet erschienen, verständnisvolle Duldung, Förderung und unmittelbare Unterstützung. Ungehindert durften polnische Banden das unglückliche Land unter Terror setzen. Ja, französische Truppen nahmen selbst an Gewalt- und Bluttaten teil. Gingen schon früher zahl-

reich Häuser von Deutschen in Flammen auf, so erfolgte im August 1920 ein förmlicher militärischer Einfall von Polen aus. Ungeachtet aller Leiden, welche die Deutschen fast wehrlos erdulden mußten, entschied auch hier die Volksabstimmung zugunsten Deutschlands. Am 20. März 1921 wurden 717 000 Stimmen für Deutschland, 483 000 für Polen abgegeben. Während sich die Besatzungsmächte über das künftige Schicksal Oberschlesiens trotz der Bestimmungen des Friedensvertrages, die den Verbleib bei Deutschland nach dem Abstimmungsergebnis vorsahen, ausschwiegen, versuchten die Polen unter der Führung von Wojciech Korfanty (1873–1937) in einem dritten Aufstand vollzogene Tatsachen zu schaffen. Gegen diese erneute Heimsuchung der Deutschen trat deutscher Selbstschutz unter der Führung des Generals Höfer unter britischer Aufsicht zur Abwehr an. Der von den Polen als Stützpunkt ausgebaute Annaberg wurde am 21. Mai 1921 vom Freikorps „Oberland“ erstürmt.

Die Katastrophe des Deutschen Ostens

Überall im deutschen Osten hatten der Zusammenbruch von 1918, das Unrecht der Friedensverträge und die fortgesetzten Schikanen, welche die meisten der neuen Nationalstaaten an der ihnen zugesprochenen deutschen Bevölkerung übten, Zustände geschaffen, die nicht nur im Pathos des Augenblicks durch die beiden deutschen Regierungen – des Reiches und Österreichs –, sondern fortgesetzt in Presse und Literatur der Deutschen, wie auch in Kundgebungen der verantwortlichen deutschen Wissenschaftler als unhaltbar bezeichnet wurden. Die Deutschen in den abgetrennten oder den am Zusammenschluß verhinderten Gebieten blickten auf das Deutsche Reich und maßen die Aussicht auf Erfüllung ihrer Hoffnungen an seiner Stärke und politischen Entschlossenheit. Nur das Reich vermochte ihnen zu helfen. Österreich, in dem als Erbe größerer Zeit und aus dem Erleben der Nationalitätenkämpfe ein gesamtdeutsches Bewußtsein lebte, stand mit seinen 6,5 Millionen Einwohnern in den Engpässen

beständiger Wirtschaftsnot und war viel zu schwach, sich mehr als ideell der Bedrängten annehmen zu können. Wo es wie im Falle der Südtiroler Deutschen, den Versuch wagte, die Lage zu ändern, mußte es alsbald vor den Drohungen des mächtigen Italien zurückweichen. Es konnte nicht anders sein, als daß Österreich selbst, in dem Willen seiner Bevölkerung zum Anschluß an Deutschland mehrere Male betrogen, ebenso wie die übrigen Deutschen auf das zehnmal stärkere Deutsche Reich seine Hoffnungen richtete. Der Friedensvertrag von St. Germain hatte ihm den Anschluß untersagt und noch zuletzt, 1931, war eine zwischen Österreich und dem Deutschen Reich bereits abgeschlossene Zollunion an der drohenden Haltung vor allem Frankreichs gescheitert.

Die schwere Unterdrückung, in der das gesamte östliche Deutschtum lebte, mußte einer deutschen Partei, die den Zusammenschluß aller Deutschen auf ihre Fahnen geschrieben hatte, auf die Dauer mächtigen Zulauf sichern. Eine starke deutsche Regierung, die unbedingt entschlossen war, das deutsche Selbstbestimmungsrecht durchzusetzen, blieb ja die Sehnsucht der Unterdrückten und Enttäuschten, der Heimatberaubten von 1918, der großdeutsch gesinnten Österreicher, somit aller, die ein Gesamtdeutschland ersehnten und in ihm die Sicherheit der Zukunft, eines neuen Erblühens in Wohlstand und Frieden ersehnten. Es muß dabei klar herausgestellt werden, daß in solchem Empfinden kein Gedanke mitschwang, ein von einem fremdsprachigen Volk als Heimat bewohntes Land zu erobern. Man ersehnte die Verwirklichung des eigenen Rechtes, nicht aber die Entrechtung eines anderen Volkes.

Wandten sich nun im Reich die Deutschnationale Partei und die Deutsche Volkspartei, in Österreich die Großdeutsche Volkspartei und in der Tschechoslowakei ihre Schwesterpartei an jene Kreise des deutschen Volkes, in denen ein solches Empfinden besonders lebendig war, so wurden sie auf die Dauer alle von der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei überflügelt, die 1919 in München entstanden war. Diese war zunächst eine innerdeutsche Partei; ihr Gründer war wohl aus Österreich nach München gekommen, aber der Gedanke an die Wiedererrichtung des Reiches überwog in der Seele dieses seiner Heimat seit 1912

in manchem fremd gewordenen Mannes die besonderen Anliegen der Sprachgrenze und der abgetrennten Gebiete des Ostens. Dennoch wandte er, der ein Meister in der Erfassung gegebener Möglichkeiten und der seelischen Beeinflussung war, früh sein Augenmerk auf die durch die willkürlichen Friedensverträge entstandenen brennenden Probleme im Osten, und es gelang ihm auch, die breiten Massen dafür zu gewinnen. Die deutsche Nation, die vor 1914 in Europa und im Reich keinerlei Gebietsansprüche gestellt hatte, in Wohlstand lebte und keinen Feind zu fürchten brauchte, hatte sich bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs im großen gesehen nicht mit den Sorgen des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen abgegeben, sie wußte nicht allzuviel von ihnen. Nach Übersee griffen, von Bismarck nur sehr zögernd unterstützt, vorwiegend merkantil bestimmte Interessen aus. Nun hatte man 1918 den jähen Sturz von der Höhe der geglaubten Sicherheit erlebt, hatte Demütigungen hinnehmen müssen, die den Nationalstolz auf das tiefste kränkten, mußte Gebietsverluste erdulden, Willkürakte, einseitige Diktate überall. Selbst die Führer der Sozialdemokratie, nicht nur Noske und Ebert, sondern auch Philipp Scheidemann (1865–1939), schlugen Töne an, die das Nationalgefühl aufriefen und einer ohnedies bereits sehr erbitterten Volksstimmung zumindest nicht widersprachen. Des deutschen Volkes im Reiche hatte sich in diesen Monaten und den ersten Jahren nach 1918, da beinahe jeder Tag von irgendeinem deutschen Leid zu berichten wußte, eine seelische Erregung bemächtigt, und ein fast romantisches, vielfach noch sehr unbestimmtes Volksbewußtsein bewegte die Gemüter. Es war der Nährboden, auf welchem die Forderungen Adolf Hitlers zunächst im deutschen Süden schnell Raum zu gewinnen vermochten.

Seltsamerweise hatte sich im alten Österreich geraume Zeit vor der Gründung der NSDAP eine deutsche Partei gebildet, die so wie diese den nationalen Gedanken in die Arbeiterschaft tragen und in einer Erfassung des gesamten Volkes über die bisherige Interessenspaltung hinaus den Klassenkampf überwinden wollte. Es war die „Deutsche Arbeiterpartei“ der Knirsch, Jung und Riehl, die dann 1918 den Namen „Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei“ annahm. Sie besaß Sitze im altösterreichi-

schen Parlament und da und dort in den Landtagen, sie hatte nach 1919 dauernd beachtliche Fraktionen im tschechoslowakischen Parlament und Senat und konnte zeitweise auch Sitze in den österreichischen Landtagen (Niederösterreich, Salzburg, Kärnten) erringen. Trotz der Grenzziehung von 1919 hielten die österreichischen und die sudetendeutschen Nationalsozialisten enge Fühlung miteinander. Von Hitler und seiner deutschen Partei wußten sie zunächst nichts. Ihr Programm war nach 1918 auf das stärkste von den Forderungen nach dem Selbstbestimmungsrecht bestimmt, erkannten sie doch klar, daß deren Durchsetzung alsbald die offenkundige Bedrängnis der Millionen abgetrennter Deutscher beseitigen mußte. Man wollte die verlorenen Gebiete wieder zurückgewinnen, man wollte, daß die Sudeten-deutschen und die Deutschösterreicher sich in freier Abstimmung über ihr künftiges Schicksal innerhalb des Deutschen Reiches entscheiden sollten. Niemand aber dachte an die Unterjochung irgendeines anderen Volkes oder Volksteiles. Die Wünsche nach dem eigenen Selbstbestimmungsrecht machten vor dem tschechischen Prag, ja vor der Eigenstaatlichkeit des geschlossenen tschechischen Siedlungslandes halt.

Die Forderung nach dem Selbstbestimmungsrecht war durchaus gerechtfertigt. Es lag in ihr nichts von Unduldsamkeit oder übertriebenem Nationalismus. Der amerikanische Präsident Wilson hatte sie populär gemacht. Theoretisch hatten sie alle deutschen Parteien in ihrem Programm stehen, ohne freilich auf ihre Verwirklichung kompromißlos hinzuarbeiten. Weit mehr als bei den Reichsdeutschen lag im Nationalgefühl der Deutschösterreicher etwas Romantisches, und dies war in den Kreisen der „Schönerianer“ jahrzehntelang genährt worden. Andererseits aber wohnte ihm, da ja niemand, eng begrenzte, dynastisch gebundene Gruppen ausgenommen, an eine Wiederherstellung der alten Donaumonarchie dachte, niemand zudem so weltfremd war, etwa eine Vereinigung der deutschen Volksgebiete in Ungarn oder gar im fernen Siebenbürgen mit dem Reich zu erstreben, von vornherein ein nüchterner Zug inne. Man dachte in erster Linie, ja fast ausschließlich an die Vereinigung mit Deutschland.

So blickten insbesondere die Nationalsozialisten Österreichs

und der Tschechoslowakei voll Spannung und Sehnsucht auf das Deutsche Reich.

Mußte im Vorausgehenden festgestellt werden, daß die im alten Österreich aus den österreichischen Gegebenheiten heraus selbständig erwachsene und durchaus eigenständige Partei nicht im entferntesten an Unterjochung anderer Völker dachte, so darf das gleiche zunächst auch von der Anhängerschaft, ja dem ursprünglichen Führerkorps der Hitlerschen NSDAP angenommen werden. Gewiß stand in Deutschland das große alte Reich, das ja eine Weltmacht gewesen war, in unmittelbarer Erinnerung, und der Gedanke an eine Wiedererlangung der verlorenen Macht, von Macht überhaupt, mußte die Wünsche von Masse und Führung ganz anders beschäftigen als etwa in Österreich und in Sudetendeutschland, wo der eine Wunsch nach dem Anschluß an das Deutsche Reich alles andere überwog.

Bei der fortschreitenden Ausrichtung der reichsdeutschen NSDAP auf die Willensgebung durch ihren Führer, der sie mit einer kaum vergleichbaren Kraft der Propaganda und ebensolchem psychologischen Geschick von Erfolg zu Erfolg führte, selbst über einen Rückschlag wie den des Jahres 1923 hinweg, mußte es entscheidend darauf ankommen, wie dieser sich das Ziel gesteckt hatte. Was mochte in seiner Brust vorgehen? Dachte auch er damals nur an die Erkämpfung des Selbstbestimmungsrechtes für die Deutschen und faßte er dieses so auf wie die Nationalsozialisten von Österreich und den Sudetenländern? Diese Frage drängte sich den Miterlebenden nicht auf, da jede Kundgebung der Partei von dem Begriff des Selbstbestimmungsrechtes und der damit verbundenen Idee der Freiheit ausging, die nichts Aggressives gegen andere Völker enthielten; sie muß aus der Rückschau gestellt werden. Ist sie aber eindeutig zu beantworten? Es bleibt wohl eines der Rätsel, die mit der Person Adolf Hitlers verbunden sind.

Gewiß trug Adolf Hitler von Anfang an eine unbändige Willenskraft in sich, die Kraft zog ihn an, auch die Härte. Seinen Willen wollte er — das scheint wohl kaum bezweifelbar — auch auf alle Fälle verwirklichen, als ihm die Macht 1933 vom deutschen Volk in seiner Mehrheit gegeben worden war, wobei das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933, dem Zentrum, die

Demokraten und die Bayerische Volkspartei auch zugestimmt hatten, eine Rolle spielte. Nun im Besitz einer in Deutschland kaum mehr beschränkten Macht, konnte Adolf Hitler in den folgenden Jahren unerhörte Erfolge auf dem Gebiet der Außenpolitik erringen.

Die Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes mußte das Gebäude der sogenannten Friedensverträge von Versailles und St. Germain zum Einsturz bringen. Daß dies unter den 1938 in der Welt bestehenden Machtverhältnissen ohne Krieg glückte, Österreich und das Sudetenland ohne Blutvergießen unter dem Jubel ihrer deutschen Bevölkerungen angeschlossen werden konnten, war eine Leistung, die auch bei den meisten ehemaligen Gegnern des Ersten Weltkrieges Anerkennung fand.

„Keine Grenze trennt unsere Herzen“, rief die österreichische „Deutsche Arbeiterpartei“ nach dem Zusammenbruch von 1918 den Sudetendeutschen zu. Das Gesamtschicksal der Deutschen im ehemaligen Österreich-Ungarn blieb den deutschbewußten Österreichern lebendig, insbesondere jedoch jenes in Deutschsüdtirol und im Sudetenland. Auch ins Reich drang, vorwiegend durch die Kundgebungen der NSDAP, aber auch der andern nicht nur der nationalen Parteien, ein gewisses Solidaritätsbewußtsein für die früher kaum beachteten „Auslandsdeutschen“. Man dachte jedoch seit 1871 oft noch rein staatlich, und es gab nur eine relativ kleine Anzahl von Reichsdeutschen, die zu einem wirklich tieferen Verständnis für die wichtigen Fragen des Auslands- und Grenzdeutschtums vorstießen. Daß alle Bemühungen um eine gesamtdeutsche Solidarität seit 1918 noch nicht überall in die Tiefe gedrungen waren, was angesichts des jahrzehntelangen Versagens vieler deutscher Schulen aller Art nicht anders sein konnte, beweisen gedankenlose Ausdrücke wie „Besetzung des Sudetenlandes“ oder „Einmarsch in Österreich“, die den Ereignissen des März und Oktober 1938 mit der fast unvorstellbaren Begeisterung der Österreicher aller Parteirichtungen bis zu den Kundgebungen der Bischöfe des Landes nicht gerecht werden. Jubel und Begeisterung der Österreicher und der Sudetendeutschen wurden überall nicht in ihrem tiefsten Sinne, nämlich der maßlosen Freude über die endliche Wiedervereinigung, der seit 1866 Getrennten, verstanden. Dazu war die geschichtlich-politi-

sche Entwicklung der beiden Teile des gleichen Volkes in den letzten über 70 Jahren seit 1866 zu verschieden gewesen. Es wurde oft nicht ganz begriffen, daß für Tausende und aber Tausende Nationalgesinnter in diesen März- und Oktobertagen des Jahres 1938 der mit unsäglich persönlichen Opfern und Nachteilen eines ganzen karglichen Lebens, wie schon dessen ihrer Eltern, gern erkaufte Sonnentag angebrochen war, für immer angebrochen zu sein schien.

Endlich, so glaubte man, Gemeinsamkeit im deutschen Hause, friedliches Gedeihen, ein Begreifen des Ganzen auch für seine vorgeschobensten Teile und ein gesamtdeutsches Verstehen der deutschen Vergangenheit erreicht zu haben. Das an Deutschland gefallene Gebiet von Böhmen, Mähren und des einstigen Österreichisch-Schlesien umfaßte den geschlossenen Bereich des Sudetendeutschums. Nicht ohne tiefe Wehmut sah man zunächst Teschen und Bielitz bei Polen verbleiben, Brünn, Iglau und Prag in der restlichen Tschechoslowakei.

Dieser Tschechenstaat selbst aber hätte sich doch in seiner geographischen Lage und nach allen Gesetzen natürlicher Entwicklung immer stärker an Deutschland anlehnen müssen und das Los der Deutschen, die ihm auch weiterhin angehörten, hätte fortan nicht mehr so rechtlos und bedroht sein müssen, wie vorher. Man hatte das Selbstbestimmungsrecht in weitem Umfange durchgesetzt, und die Staaten des Westens hatten nicht nur die Ereignisse von 1938 als Lösung der österreichischen Frage, sondern auch den sudetendeutschen Anschluß zwar nicht mit Freude, aber ohne aktiven Widerstand hingenommen.

Ja, die Außenminister Frankreichs und Englands — ganz abgesehen von dem mit Deutschland verbündeten Italien — hatten in München ihre ausdrückliche Billigung für die Rückkehr der Sudetendeutschen in die große deutsche Gemeinschaft ausgesprochen, nachdem sich England durch einen eigenen Beobachter, Lord W. Runciman (1870—1949), über die Verhältnisse in den von Deutschen bewohnten Teilen der Tschechoslowakei orientiert hatte. Alle weiteren Lösungen, etwa der Danziger, der Korridor- oder der oberschlesischen Frage, konnten, so glaubte man allerseits, friedlicher Entwicklung der Zukunft überlassen werden.

Wie schön fügte es sich in diese Entwicklung und die bereits

erreichte Befriedung ein, daß nun tatsächlich in Deutschland selbst ein tieferes Verständnis für den Osten langsam durchzubrechen begann. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß in Schrifttum, Forschung und Vorträgen in den Tagen des Dritten Reiches, teilweise unter Fortsetzung von Bemühungen schon aus der Zeit der Weimarer Republik, sehr viel unternommen wurde, um den Zusammenhang aller Deutschen ohne Unterschied lebendig zu erhalten. Diese Arbeit war verdienstvoll und berechtigt und flößte auch dem schon fast untergegangenen Deutschtum jenseits der Grenzen neuen Glauben an Leben und Zukunft ein. Es mögen hier aus der Fülle des Geleisteten nur zwei Bücher von Deutschen aus dem Gebiet des polnischen Staates genannt werden, die als Frucht jahrelanger Vorarbeit damals erschienen sind, Kurt Lücks umfassendes Werk „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“ und Walter Kuhns „Deutsche Sprachinsellkunde“.

Diese Deutschen, die man früher wenig klug „Auslandsdeutsche“ genannt hatte und jetzt, auch nicht sehr glücklich, als „Volksdeutsche“ amtlich bezeichnete, mußten ja, fernab der Heimat wie sie zu leben vom Schicksal verurteilt waren, ihre ganze Hoffnung auf Größe und Gedeihen des Gesamtvolkes richten. Ganz gewiß war für sie ein neuer Frühling angebrochen. Auch die biologische Verjüngung, die sich in Deutschland anzubahnen schien, erfaßte sie. Es war kein Zweifel, daß mit dem Augenblick, da man sich nicht mehr als verloren ansah, auch die kinderarmen Familien wieder zu erblühen beginnen mußten. Damit aber entfalteten sich mit neuem Leben und neuer Jugend neue Hoffnungen für die Volksdeutschen.

Dieser Frühling und die Beglückung dauerten leider nur wenige Jahre. Der außenpolitische Horizont verfinsterte sich wieder, die alten Großmächte, England an der Spitze, begannen dem überall erstarkenden Reich, vor allem wirtschaftlich, die Erfolge zu neiden. Aber auch Adolf Hitler erfüllte ein Sendungsbewußtsein ganz eigentümlicher Art. In ihm schienen sich alle Gedanken des ausgehenden 19. Jahrhunderts über Macht und Willen zur Macht zu konzentrieren, und er allein schien berufen, jahrhundertelange Versäumnisse der deutschen Geschichte, Rückschläge und Verluste für Deutschland aufzuholen und für alle Zukunft

sicherzustellen. Dazu gesellte sich die innere Überzeugung, daß er selbst nur eine begrenzte Zahl von Jahren zu leben habe. In einer kurzen Zeitspanne sollten somit die gigantischen Vorhaben verwirklicht werden, sollten sie für schwächere Nachfolger, die die Härte der Kampfzeit nicht mehr kennen würden, absolut gesichert sein. Niemand nach ihm, davon war er überzeugt, konnte das Werk vollbringen. Dem von Hitler geschaffenen Großdeutschen Reich waren keine weiteren Friedensjahre beschieden. Das war das Schicksal Deutschlands, und es war ganz besonders schmerzvoll für die Deutschen Österreichs, die ja seit 1918 ohne Pause wirtschaftlich schwer zu ringen hatten und zumindest einer längeren Atempause zur Erholung bedurft hätten, und fast noch mehr für die Sudetendeutschen, welchen die Tschechoslowakei in 20 Jahren eines zielbewußten Verdrängungsverfahrens das Leben so schwer wie möglich gemacht hatte.

Die Besetzung von Prag, die Auflösung der Rest-Tschechoslowakei und die Errichtung des „Protektorates Böhmen und Mähren“ sowie des neuen Schutzstaates der Slowakei können als Bruch mit der alten Politik des Selbstbestimmungsrechtes aufgefaßt werden, wenn auch seitens der Slowakei der Bruch mit Prag ausdrücklich vom Vorsitzenden der „Slowakischen Volkspartei“, Josef Tiso (1887–1947), gewünscht worden war und Böhmen und Mähren fast 900 Jahre lang Teil des Heiligen Römischen Reiches und dann bis 1866 des Deutschen Bundes gewesen war. Diese Neugestaltung des März 1939, die schon zur zeitweisen Abberufung der westlichen Gesandten führte, sicherte allerdings dem slowakischen Deutschtum einen Staatssekretär und eine freie Entfaltung.

Konnte im März 1939 der Krieg noch vermieden werden, so brach er im September doch als ein neuer Zweiter Weltkrieg aus. Welche Auswirkungen nationaler Einigung sind durch ihn unterbrochen worden! Jahre des Zusammen- und Ineinanderlebens, Jahre der biologischen Erholung und Erstarkung des Gesamtdeutschtums hätten Großdeutschland notgetan. Gewiß riß das gewaltige Kriegsgeschehen an den Fronten und nach 1941 auch das Erleben der Nöte des Bombenkrieges alle Stämme in seine Gewalt und verband alle Deutschen, ob sie nun Preußen oder Süddeutsche aus dem Altreiche, ob sie „Ostmärker“ oder Sude-

tendeutsche waren, ja zum Schluß noch die Volksdeutschen aus Siebenbürgen und dem Banat, seit 1941 auch schon die Deutschen aus der Südsteiermark und dem eigentlichen Jugoslawien, zu einer festen Einheit. Alles aber war damit zugleich auf Biegen und Brechen gestellt, das Biegen und Brechen des Ausgangs eines Krieges, in dem härter, wilder, unerbittlicher als im Ersten Weltkrieg die ganze Welt gegen Deutschland und seine bald an Kraft fühlbar absinkenden Verbündeten anstürmte. Ein Unterliegen in diesem Kriege mußte eine Katastrophe für alle Deutschen, besonders aber für die aus dem Osten werden, wo die stärksten Kräfte eines unerbittlichen Gegners aufgeboten worden waren.

Unter diesen Umständen hatten die während dieses Krieges erfolgten bevölkerungspolitischen Bewegungen, wie die Zurücknahme der Baltendeutschen (1939), die Trecks der Wolhynier und Bessarabiendeutschen (1944), die Sicherung einer nationalen Autonomie für die deutsche Volksgruppe in Rumänien und endliche Sicherung nationalen Rechtes auch für die Ungarndeutschen nur noch etwas Gespenstisches an sich, ebenso wie die Erschließung neuen Siedlungsraumes im Warthegau.

Niemand allerdings vermochte vorauszusehen, daß die westeuropäischen Staaten, die vor 1939 ihre in Versailles und St. Germain einst begangenen schweren Fehler für einen dauerhaften Frieden erkannt zu haben schienen, dazu noch die U.S.A., eben diese Fehler in einem unvorstellbaren Maß wiederholen würden. Die maßgebenden Staatsmänner des Westens – und das war für die entscheidenden Vorausberechnungen diesmal kein Franzose, sondern der amerikanische Präsident Franklin Delano Roosevelt (1882–1945) und der englische Premierminister Winston Churchill (1874–1965) – waren nicht vom Gefühl der Verantwortung für Europa und von der Erkenntnis der unermesslichen Bedeutung des Bestehenbleibens einer lebensfähigen europäischen Mitte erfüllt, als sie, keineswegs in Überstürzung und noch nicht unter dem Druck eines unaufhaltsam vorstürmenden oder gar schon in Berlin stehenden Rußland, sich in der Konferenz von Casablanca (14.–26. Januar 1943) auf die Forderung nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands einigten. Am 5. Januar 1945 bekannte sich Winston Churchill noch unbedingt zu diesem Entschluß vor dem Unterhause, wenn er auch hinzufügte, daß man

nicht seine Waffen „mit ungerechter und grausamer Behandlung ganzer Völker beflecken“ wolle. Wer aber bedingungslose Kapitulation fordert, zerstört die notwendige ausgleichende Zweiseitigkeit von Verhandlungen mit ihrem abwägenden Für und Wider und legt alles in die Hände eines sieggeschwellten, haß-erfüllten Siegers, der jeder einseitigen Unterrichtung durch gewissenlose Interessenten willig ein offenes Ohr schenkt.

In weitaus erhöhtem Umfang wiederholten sich die Gefahren von 1918/19, nur mit einem Unterschied. In der Mentalität Roosevelts und Churchills gegenüber derjenigen von David Lloyd George (1863–1945) und selbst von Clemenceau war der weitere Niedergang an staatlicher und völkerethischer Moral spürbar, der sich zwischen 1914/18 und 1939/45 unbarmherzig vollzogen hatte. Schon waren die bösen Geister hinter den Kulissen am Werk, sich dieser Mächtigen zu versichern und sie in den verderblichen Strudel zu ziehen. Meister der Lüge und der Wendigkeit wie einst, schon im Ersten Weltkrieg mit seinem Plan der Unterjochung der 3,25 Millionen Sudetendeutschen einer der Väter weiterzeugenden Unrechts, war der alte Eduard Benesch (1884 bis 1948) zwischen Moskau und New York unermüdlich tätig, eines der größten Völkerverbrechen der Geschichte ins Werk zu setzen. Es wird indessen sein letztes Auftreten auf der politischen Bühne werden, zu dem er sich anschickt, sein letztes, weil er sich in der starren Unerbittlichkeit sowjetischer Politik vollkommen irrte. Aber sein verdientes Schicksal erfüllte sich erst 1948. Im Kriege jedoch erreichte er noch die Zustimmung auch Churchills zur völligen Austreibung der Sudetendeutschen aus ihrer Heimat, trotz der 1938 gegebenen freiwilligen Zustimmung Englands zur Selbständigkeit der Sudetendeutschen und zu ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland. Am 14. Dezember 1944 hatte derselbe Churchill auch seine Zustimmung zum Raub Ostpreußens durch Polen erteilt, nur Königsberg sollte aus militärischen Gründen an Rußland fallen. Er hatte den Polen Danzig und 200 Meilen an der rein deutschen Ostseeküste versprochen, auch die Ermächtigung erteilt, „ihre Grenzen auf Kosten Deutschlands nach Westen auszudehnen“. Er erklärte dabei: „Von Osten nach Westen oder nach Norden wird es eine Umsiedlung mehrerer Millionen Menschen geben; die Deutschen werden vertrieben

werden — denn gerade dies wird vorgeschlagen — ja, es wird eine Totalaustreibung der Deutschen aus den Gebieten stattfinden, die Polen im Westen und Norden erhalten soll. Man wünscht keine Vermischung der Bevölkerungen.“

Wahrhaftig ein Programm des totalen Hasses, eines Triumphes der rohen Gewalt, Fleisch vom Fleische und Geist vom Geiste dessen, was man nach feierlichen Versicherungen angeblich bekämpfen wollte! Das Gift des Hasses lebte in den Siegern, wogegen wir es als unwahrscheinlich bezeichnen möchten, daß Hitler etwa die Vertreibung von 8 Millionen Angelsachsen aus den britischen Inseln zugunsten von Slawen je gestattet hätte. Aber es war ein sich immer wiederholender Fehler Deutschlands, irgendwelche Gefühle von Blutsverwandtschaft bei der britischen Mentalität zu erwarten.

So beginnt mit dem Erlahmen der deutschen Kampfkraft im Osten, vollends seit dem 12. Januar 1945, dem Tag des großen russischen Durchbruchs, das Verhängnis über die Deutschen hereinzubrechen.

Den zurückgehenden Truppen folgten dort, wo es die Zeit noch zuließ, die ansässigen Deutschen, so ein großer Teil der Deutschen des Banats. Mit Ausnahme der Bistritzer Gruppe und des nördlichen Teiles des Königsbodens blieben die Siebenbürger Sachsen im Land und gingen mit der russischen Besetzung den bösesten Zeiten entgegen, die ihr Land seit dem Mongolensturm erleben mußte. Die Potsdamer Beschlüsse leiteten dann die Austreibung der Deutschen auf der ganzen Linie ostwärts von Oder und Neiße und südlich der Sudeten bis westlich zum Böhmerwald, somit im ganzen Bereich der neuerstandenen Tschechoslowakei, außerdem ostwärts der österreichischen Staatsgrenze in Ungarn und Jugoslawien mit aller Brutalität ein.

Was den Millionen Ost- und Volksdeutschen in dem von der deutschen Wehrmacht geräumten und vom Feinde besetzten deutschen Staatsgebiet widerfuhr oder schon auf der Flucht zustieß, wird erst eine kommende Zeit in ihrem unvorstellbaren Ausmaß des Entsetzens, ihrem Greuel, den satanischen Sadismen und dem eiskalt durchgeführten Massenmord festzuhalten vermögen. Der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes verzeichnete 4,5 Millionen im Kriege 1939—1945 vermißter Deutscher,

unter denen 1 390 000 im Osten vermißte Soldaten sind. 16 Millionen Deutsche sind verjagt worden, vier Millionen davon getötet. Die sudetendeutsche Such-Organisation allein meldete 500 000 Ermordete oder an den Folgen der Austreibung Verstorbene. Wohl können in die Gesamtziffer auch die Hunderttausende eingereiht werden, die von den Russen verschleppt wurden und vielleicht noch zum Teil hinter dem Eisernen Vorhang irgendwo ein verzweifelter Dasein fristen müssen. Am barbarischsten war das Vorgehen der Tschechen und der Jugoslawen gegen die Deutschen. Tito, der heute vom Westen umworbene „Marschall“, ließ förmliche Vernichtungslager für die Deutschen errichten, und Belgrad wetteiferte mit Prag in der Ersinnung von teuflischen Martern für deutsche Soldaten, ja sogar für Nachrichtenhelferinnen. Auch die Madjaren, denen das deutsche Bauerntum viele Jahrhunderte lang geduldig und unermüdlich geholfen hatte, ihr reiches Land zu erschließen und das Nationalvermögen zu vermehren, vergalten dies mit schnödem Undank. Es war die bis zur Selbstentäußerung, ja bis zur völkischen Preisgabe geduldigste deutsche Volksgruppe, die hier aus der erarbeiteten Heimat in Ungarn ausgetrieben wurde. Nie hatte sich bei den Deutschen Ungarns, obwohl ihnen das Land so vieles schuldig geblieben war, ein härteres Nationalbewußtsein, geschweige denn wirklicher Nationalismus, auch nicht von dem Ausmaß der ungarischen Slowaken, entwickeln können. Sie waren zu Zehntausenden der Madjarisierung verfallen, eben weil sie ein so geringes nationales Selbstgefühl besaßen. Auch sie aber verschonte der durch die Konferenz von Potsdam (17. Juli bis 2. August 1945) hemmungslos entfesselte Nationalismus der Ostvölker nicht.

Seit dem Untergang der Wolgadeutschen waren die Siebenbürger Sachsen der vorgeschobenste deutsche Volksteil. Es klingt wie ein Wunder, daß er sich noch hielt, wenn auch verstümmelt, geplündert, entrechtet. Die Bistritzer Sachsengruppe war 1944 mit der deutschen Wehrmacht aus der uralten Heimat abgezogen. Das Schicksal der übrigen Siebenbürger Sachsen war zunächst fürchterlich. Dennoch leben heute noch etwa 175 000 in ihrer alten Heimat, freilich in sehr bitteren Verhältnissen, ihres Grundbesitzes zumeist beraubt. Immerhin aber mag festgestellt wer-

den, daß die Rumänen als einziges der Ostvölker mehr dem Druck der Sowjets als der eigenen Vernichtungssucht folgten. Sie kannten den Wert der Deutschen für ihren Staat sehr wohl. Selbstverständlich jedoch ist das Schicksal der Sachsen durch den furchtbaren Aderlaß (von 250 000 auf 175 000) mehr als bedroht, ja völlig ungewiß. Groß erwies sich immerhin auch diesmal die Zähigkeit dieser Volksgruppe. Die Zahl der Banater Schwaben wird auch heute noch mit 200 000 angegeben.

*

Das Gesamtergebnis ist eine Katastrophe allerschwerster Art. Alle Vorposten der Südostkolonisation mit Ausnahme der Sachsen vom Königsboden und im Burzenland sind restlos vernichtet. Das Deutschtum der Südsteiermark ist vertrieben, das von Südkärnten durch Jugoslawiens maßlose Forderungen stets bedroht. Bis auf unbedeutende Reste, die nicht mehr als Kulturträger zählen können, hat man die Deutschen aus dem Sudetenland vertrieben. Einzelrückholungen bedeuten unerbittlich den Verlust des Volkstums. Nur eine vertraglich gesicherte Wiederkehr der Gesamtheit der ausgesiedelten Deutschen, wie sie das Abkommen mit der tschechischen Exilregierung General Prchala vorsieht, kann im sudetischen Raum noch einmal europäische Verhältnisse schaffen. Noch schwebt das Dunkel über dem Land östlich der Oder-Neiße-Linie, wo Polen und Russen versuchen, sich häuslich einzurichten. Die Ostzone aber, mit Ausnahme von Thüringen und dem Gebiet westlich der Linie Saale-Elbe, auch ein Gebiet der einstigen Neusiedlung, ist von dem übrigen Deutschland trotz aller Verträge durch den Eisernen Vorhang abgetrennt.

Alles in allem eine Katastrophe, mit der keines der so vielen tragischen Ereignisse unserer Geschichte, nicht der Zusammenbruch von 1250, 1648 oder 1918, auch nur im entferntesten vergleichbar sind.

Zukunft?

Kann jemals das verlorene Ostland, in das heute in Massen fremde Menschen verpflanzt worden sind und wo man in nervöser Hast die Spuren alles in Jahrhunderten von den Deutschen Geschaffenen zu tilgen versucht und die Zeichen der sowjetischen Welt, verbunden mit einer gewaltsamen Industrialisierung, aufgerichtet, wieder unser werden? Kann jemals das 1945 und seither Zerstörte nochmals aufgebaut werden, die alte Heimat so vieler Millionen Deutscher wieder erstehen? Wie viele Hunderttausende, ja Millionen, die man nur mit einem Bündel Bettelgut in der Hand aus ihrer vielhundertjährigen Heimat, aus ihrem rechtmäßigen Besitz vertrieben hat, stellen sich diese Frage! Auf sie noch ein mutiges „Ja!“ zu finden ist so oft letzter Halt der älteren Generation, die an das Leben nur noch den einen Wunsch stellt, ruhig in der Heimat sterben zu dürfen.

Auch das deutsche Volk stellt sich die Frage nach der Zukunft dieser Gebiete, die rechtens noch immer zu Deutschland gehören. Freilich lebt der Deutsche auch heute noch in einer fortgesetzten Unruhe, die trotz der einseitigen Verzichtserklärungen in den Ostverträgen der Jahre 1970 und 1971 mit der Sowjetunion und mit Polen nicht beseitigt ist. Von der gerechten Beantwortung dieser Frage nach dem Schicksal unserer Ostgebiete hängt aber die deutsche Zukunft ab. Lediglich die sudetendeutsche Volksgruppe vermochte durch ihr Abkommen mit General Prchala, dem Leiter der tschechischen Emigration, einen Zukunftsweg aufzuzeichnen, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß es sich hier auf beiden Seiten um Vertriebene und Machtlose handelt.

Kaum jemals darf es der Historiker wagen, Fragen beantworten zu wollen, die das Künftige betreffen. In der ewigen Bewegung, die das geschichtliche Leben ausmacht, ergeben sich stets plötzliche Veränderungen, die anfangs dem Auge verborgen blieben. Mit einem Male jedoch werden sie überraschend sichtbar und bedeuten eine unabwendbare kleinere oder größere Abkehr vom Früheren, oft eine völlige Wende, immer etwas Neues gegenüber dem Gewesenen. An sich gleicht schon kein Augenblick dem anderen. Gewiß kann der Historiker, der das Geschehen langer Zeiträume überblickt, in Krieg und Frieden bedeutungs-

volle Ratschläge erteilen. Sie betreffen das Für und Wider von Entschlüssen, die gefaßt werden sollen, und stützen sich auf Vergleiche oder betreffen einen Hinweis auf eine erkennbare Richtung der Entwicklung. Je größer indessen die weltgeschichtlichen Spannungen, je vielgestaltiger die Kraftgebilde, je grandioser die geballten Gegensätze und je unerkennbarer die in den gegeneinander gebildeten Lagern vorhandenen Kräfte geworden sind, um so stummer wird der Mund der Geschichte, was Zukunftsentwicklungen betrifft. Es bleiben schließlich nur die ewig unergründlichen Forderungen des Handelns!

PERSONENVERZEICHNIS

Abkürzungen

Bf.	=	Bischof	Großadm.	=	Großadmiral
Eb.	=	Erzbischof	Grzgf.	=	Grenzgraf
Ez.	=	Erzherzog	Hz.	=	Herzog
Fm.	=	Feldmarschall	Kg.	=	König
Frhr.	=	Freiherr	kgl.	=	königlich
Ft.	=	Fürst	Ks.	=	Kaiser
gen.	=	genannt	ksl.	=	kaiserlich
Gen.	=	General	Mgf.	=	Markgraf
GenFm.	=	Generalfeldmarschall	ö.	=	österreichisch
GenStChef	=	Generalstabschef	Polit.	=	Politiker
Gf.	=	Graf	Pp.	=	Papst
Gfn.	=	Gräfin	Präs.	=	Präsident

- A**
Aba 25
Abraham a Santa Clara (recte Megerle, Ulrich) 218
Adalbert, Mgf. 25
— Bf. v. Prag 40, 48, 58, 67
Adler, Alfred 241
Adolf v. Schaumburg 60, 62
Ährenthal, Lexa, Gf. 199
Albert v. Livland 67, 92
Albrecht I., dt. Kg. 26, 37, 46, 94
— II., dt. Kg. 112
— III., ö. Hz. 70, 218
— IV., Ft. 192
— V., Ft. 192
— Ez. 202
— v. Ballenstedt, später A. der Bär, Mgf. v. Brandenburg 61, 63, 72
— v. Brandenburg, Hz. v. Preußen 120, 122
Alexander Newski, russ. Großfürst 68
Alexis, Willibald (recte Häring, Wilhelm) 233
Ali Beg 117
Altfried 18
Ancillon, Johann Peter 207
Andrássy, Julius, Gf. 199, 282
Andreas I., Kg. v. Ung. 25 f.
— II., Kg. v. Ung. 66, 81 ff.
— III., Kg. v. Ung. 27
Andrian-Werbung, von 199
Angelis 202
Angelus Silesius (recte Scheffler, Johannes) 218, 235
Anna (Jagellonin) 119
Anzengruber, Ludwig 216, 220
Apaffy, s. Michael A. II.
- Apponyi, Albert, Gf. 246**
Aristophanes 219
Arminius 235
Arndt, Ernst Moritz 229, 233
Arnim, Bettina von 232
—, Ludwig Achim von 232
Arnulf v. Kärnten, dt. Ks. 20 ff., 41
Aspelt, Peter 46
Ava v. Göttweig 216
- B**
Bach, Alexander von, Frhr. 150, 257
Badeni, Kasimir von, Gf. 280, 289 f.
Bahr, Hermann 221
Bakunin, Michael 254
Barbarossa, s. Friedrich I. B.
Bartenstein 190
Bartsch, Rudolf-Hans 221
Basta, Gen. 146
Bathory, s. Gabriel B.
Bauernfeld, Eduard von 219
Baysen, s. Hans v. B.
Beaulieu 191
Bebel, August 210
Beck, ö. GenStChef 191
Bela I., Kg. v. Ung. 26
— IV., Kg. v. Ung. 26, 36 f.
Belcredi, Richard von 259
bene, s. Wladislaw II.
Benedek, Ludwig von 201
Benedikt IV., Pp. 21
Benesch, Eduard 253, 282, 298, 304, 322
Berchtold, Leopold von, Gf. 199
Bergengruen, Werner 240
Bethlen, s. Gabriel B.
Bethmann-Hollweg, Theobald von 206, 209

Beust, Friedrich Ferdinand von, Gf. 282
 Billung, s. Hermann B.
 Bischof, Philipp 193
 Bismarck, Otto von, Ft. 181, 187, 191,
 200, 206–209, 212, 260, 264, 277, 302
 Blücher, Gebhard Leberecht, Ft. B. von
 Wahlstatt 211
 Blume, Bartholomäus 106, 193
 Bocskai, s. Stefan B.
 Böhme, Jakob 243
 Börne 224
 Bogen, von, Gf. 50
 Boleslaw I. d. Grausame, Hz. v. Böhmen
 42, 64
 – I. Chrobry, Kg. v. Polen 58 f., 64
 – II., Hz. v. Böhmen 42
 – III., Hz. v. Polen 61, 64
 –, Hz. in Schlesien 72
 – d. Lange 65
 – v. Glogau 93
 Bogislaw v. Pommern 64
 Borie, Egyd von, Frhr. 140
 Boruth, Hz. 16
 Brahe, Tycho de 223
 Brazlaw, Hz. v. Slawonien 21
 Brehm, Bruno 226
 Brentano, Clemens 232
 Bretholz 39, 49
 Brätislaw v. Böhmen 42 f., 47, 64
 Bruck, Karl Ludwig von, Frhr. 191, 273
 Bruckner, Anton 229
 Brukenenthal, Samuel von 149 f.
 Bruno von Olmütz, s. B. v. Schaumburg
 – v. Querfurt 58, 67
 – v. Schaumburg 45, 192
 Bülow, Bernhard von, Ft. 206, 209
 –, Friedrich Wilhelm, Gf. B. von Denne-
 witz 211
 –, Hans von 229
 Bulosudes, s. Karchas B. (auch Bultzu)
 Bultzu, Madjarenhäuptling 22
 Burian, Gf. 199

C

Calderon 219
 Calvin 153
 Caprivi, Leo von, Gf. 206
 Carafa, Antonio, Fm. 147
 Castaldo, Gen. 146
 Cazatius 16
 Celtis, Conrad 223
 Chetimar 16
 Choteram, Mgf. 18
 Churchill, Winston 321 f.
 Cilli, von, Gf. (erst von Sanegg) 35
 Clary, Manfred von, Gf. 290

Clausewitz, Karl von 211
 Clemenceau, Georges 310, 322
 Cobenzl, Johann von, Gf. 198
 –, Ludwig von, Gf. 198
 Conrad von Hötzenndorf, Franz, Gf. 191,
 201 f.
 Cornelius von Wschehrd 135
 Cysarz 224
 Czernin, Ottokar von, Gf. 199

D

Dach, Simon 238
 Dago (später: Miseko I.) 57
 Dagobert, Frankenkg. 16
 Dahn, Felix 230
 Damaschke, Adolf 210
 Daun 190
 –, Gf. 196
 Dehmel, Richard 233
 Denis 282
 Derfflinger, Georg, Reichsfrhr. von,
 Gen.Fm. 211
 Dietleib 15
 Dietmar von Aist 217
 Dietrich von Bern 15
 Dmowski, Roman 310
 dobre, s. Wladislaw II.
 Dobrowsky, Josef 247
 Dubsky, Gfn., s. Ebner-Eschenbach
 Dürrholz 50

E

Ebert, Friedrich 210, 314
 –, Karl Egon 224 f.
 Ebner-Eschenbach, Maria von, Freiin
 geb. Gfn. Dubsky 221, 226
 Eichendorff, Joseph von, Frhr. 234, 236
 Eppensteiner, Hz. u. Mgf. 29 f., 32
 Erasmus v. Rotterdam 158
 Erich v. Friaul, Mgf. 17f.
 Ernst d. Eiserne, Hz. 191
 Ertl, Emil 221
 Esterhazy, Gf. 245
 Eugen v. Savoyen, Prinz 121, 139, 141,
 172, 195, 201, 211 f.
 Eulenburg 206

F

Falkenhayn, Erich von 122
 Falkensteiner (später Witigonen) 50
 Felsberger 50
 Ferber 193
 Ferdinand I., Ks. v. Österreich 257
 – I., Kg. v. Böhmen u. Ung., dt. Ks. 119
 145, 193, 287
 – II., Kg. v. Böhmen u. Ung., dt. Ks.
 120, 169, 194, 287

Feuchtersleben, Ernst von 241
 Fichte, Johann Gottlieb 159, 243 f.
 Findk, Friedrich August von 211
 Flemming, Paul 228
 Flottwell, Eduard von 251
 Fontane, Theodor 233
 Formbach, Gf. v. F. u. Neunkirchen 29,
 30
 Fouqué, Heinrich August von 211
 Franz I., Ks. v. Österreich, als
 – II., dt. Ks. 195, 197, 201, 246
 – Ferdinand, Ez. 298
 – Joseph I., Ks. v. Österreich 173, 178,
 197, 208, 258, 260, 282, 298
 Franz, L. 39
 Frauenlob, s. Heinrich v. Meissen
 Freud, Sigmund 241
 Freytag, Gustav 237
 Friedrich I. Barbarossa, dt. Ks. 29, 43 f.,
 63 ff., 91, 94
 – I., Kg. v. Preußen (als III. Kurft. v.
 Brandenburg) 178, 182 203
 – II., dt. Ks. 36, 45, 87
 – II. d. Große, Kg. v. Preußen 128 f.,
 160, 177, 182 f., 188, 196, 204 f., 207,
 211, 214, 230
 – III., dt. Ks. 112, 117, 119, 192
 – III., Kg. v. Preußen 206
 – V. v. d. Pfalz, Kurft., Kg. v. Böhmen
 (Winterkg.), 120
 – II. d. Streitbare, Hz. 26, 35, 191
 – Wilhelm (Der Gr. Kurfürst), Kurft.
 v. Brandenburg 120, 122, 167, 182 f.,
 189, 203, 211
 – Wilhelm I., Kg. v. Preußen 122, 124,
 177, 182, 203 ff.
 – Wilhelm II., Kg. v. Preußen 178, 205
 – Wilhelm III., Kg. v. Preußen 205
 – Wilhelm IV., Kg. v. Preußen 178,
 181, 187, 205 f., 251
 – der Schöne, dt. Kg. 37, 191
 – der Weise, Kurft. v. Sachsen 194
 – v. Sachsen 122

G

Gabriel Bathory 146
 – Bethlen 146
 Gager, Heinrich von, Frhr. 275f.
 Gaj, Ludwig 252
 Gaudy, Franz von 233
 Gebhard von Prag (erst Jaromir) 43
 Geibel, Emanuel 232 f.
 Geisa (auch Geza) 23 f.
 – II., Kg. v. Ung. 59, 80, 81, 83
 Gellert, Christian Fürchtegott 228
 Gentz, Friedrich von 198

Georg Podiebrad (erst G. v. Kunstadt
 auf Podiebrad), Kg. v. Böhmen 112,
 117, 119
 – von Kunstadt auf Podiebrad, s.
 Georg Podiebrad
 George, David Lloyd 322
 –, Stefan 222, 229
 Gerhardt, Paul 228
 Gero, Mgf. u. Hz. d. Ostmark 56 f.
 Gerold 18
 Gertrud v. Thüringen, Prinzessin 43
 Geza, s. Geisa
 Gisela 24
 Giskra 199
 Gneisenau, August Gf. Neithardt von
 191, 211
 Göring, Hermann 231
 Görz, von, Gf. 35 f.
 Goethe, Johann Wolfgang von 126, 201,
 224, 239
 Goltz 208
 Goluchowski, Agenor, Gf. 258
 Gottsched, Johann Christoph 228, 238
 Gregor IX., Pp. 66
 Gregor, Julius 261, 282
 Greif 233
 Greinz, Rudolf 221
 Grillparzer, Franz 163, 201, 216, 218 ff.
 222, 237, 241, 243, 248 f., 276
 Grogger, Paula 221
 Großer Kurfürst, s. Friedrich Wilhelm
 Großweier, Dr. med u. phil. 130
 Gryphius, Andreas 235
 Guderian, Heinz 213
 Gudrun 216
 Günther, Johann Christian 236
 Güssing, Grzgf. v. 27
 Gustav II. Adolf, Kg. v. Schweden 126,
 176
 Gutzkow, Karl 232

H

Hadrian II., Pp. 19
 Häring, Wilhelm, s. Alexis, Willibald
 Haller, Johannes 114
 Halm, Friedrich (recte Eligius Frhr. von
 Münch-Bellinghausen) 219
 Hamann, Johann Georg 238
 Hamerling, Robert 220
 Hanka, Wenzel 249
 Hans v. Baysen 104 ff., 192
 Hardenberg, Karl August von, Ft. 191
 – -Novalis, Friedrich Leopold von 228
 Harteneck, Sachs v. 148
 Hartmann, Moritz 224 f.
 Hauptmann, Gerhart 232, 234, 237f., 240

- Havliček, Karl 249, 253 f., 257
 Hebbel, Friedrich 229, 265
 Hecht, Georg 117
 Hedwig, heilige H. 65
 —, 100
 Hegel, Georg Wilhelm 244
 Heime 15
 Heine, Heinrich 224
 Heinrich, Hz. v. Bayern 22
 — I., dt. Kg. 22, 42, 56 f.
 — II. der Heilige, dt. Ks. 24, 59 f.
 — III., dt. Ks. 24 ff., 28, 47
 — IV., dt. Ks. 26, 43, 191
 — V., dt. Ks. 26, 59
 — VI., dt. Ks. 33, 44
 — VIII., dt. Ks. 69, 94
 — IV., Kg. v. England (erst H. v. Derby) 70
 — II., Ft. i. Schlesien 65
 — IV., Ft. i. Schlesien 65
 — (erst Pribislaw), Ft. 61 f.
 — (Bruder Witowds) 103
 — I. d. Bärtige, Ft. i. Schlesien 65
 — d. Löwe, Hz. 29, 34, 43, 62 ff.
 — d. Vogler 217
 — d. Zänker, Hz. v. Bayern 23
 — v. Derby s. H. IV. v. England
 — v. Landsberg 72
 — v. Lettland 79
 — v. Meißen (gen. Frauenlob) 67, 227
 — v. Melk 216
 — v. Plauen 101 f., 105, 192
 —, Prinz v. Preußen 211
 Helbling, Seifrid 218
 Helbok, A. 39
 Helmold v. Goseck 79
 Henneke 91
 Heraklides 151
 Herbst 199
 Herder, Johann Gottfried 126, 225,
 238 f., 248 f.
 Hermann Billung, Mgf. 56, 61
 — v. Balk 67, 72
 — v. Salza 66, 67
 Hertling, Gf. 207
 Hertzberg, Ewald von, Gf. 207
 Heß, Heinrich von, Frhr. 201
 Heunburger, Gf. 35
 Heyse, Paul 232 f.
 Hieronymus 109
 Hilde 216
 Hindenburg, Paul von Beneckendorf und
 von H. 207, 212, 213, 230
 Hippolyt 17
 Hitler, Adolf 230, 314–317, 319, 320
 Hoher 190
 Hodo, Mgf. 57
 Höfer, Gen. 312
 Hörnigk 190
 Hötzendorf, s. Conrad von H.
 Hoffmann, E. T. A. 240
 Hofmannsthal, Hugo von 216, 221
 Hofmannswaldau, Christian Hofmann
 von H. 235
 Hohenwarth, Karl-Sigmund von, Gf.
 281 f.
 Hohlbaum, Robert 226
 Holtei, Karl von 237
 Holz, Arno 240
 Honterus, Johannes 144
 Hülbert 308
 Hüt, Albert 145
 Hugo v. Montfort 217
 Hunyády, Johannes 116 f.
 Hus, Johannes 108 ff., 136, 153
 Hussarek, Max Ritter H. von Heinlein
 292
- I**
 Ibrahim ibn Jakub 47
 Innozenz IV., Pp. 68
- J**
 Jaczo v. Köpenick 61
 Jagail (auch Jagiello, spät. Wladislaw II.)
 99–102
 Jansenius 161
 Jaromir, s. Gebhard v. Prag
 Jaroslaw v. Halitsch, Ft. 91
 Jobst 73
 Johann II. Kasimir, Kg. v. Polen 126
 — Friedrich, Kurft. 194
 — Zapolya, Kg. v. Ung. 119, 144 f., 172
 — v. Luxemburg, dt. Kg. 52, 65, 69, 70
 — v. Neumarkt (eigentl. Hohenmauth)
 53, 223
 Johanna v. Spanien 118
 Johannes VIII., Pp. 19
 — von Tepl 55, 223
 — v. Tiefen 107
 Jordan v. Posen, Bf. 89
 —, Wilhelm 240
 Joseph I., dt. Ks. 195
 — II., dt. Ks. 121, 127, 138, 141, 150 ff.
 162, 186, 196, 218, 245 f., 248, 287
 Judith 26
 — v. Thüringen, Prinzessin 43
 Jung 314
 Jungmann, Joseph Jakob 247
 Jutta 46

K

Kálnoky, Gf. 199
 Kanitz, von 50
 Kant, Immanuel 159, 163, 239, 242 ff.
 Karchas Bulosudes (auch Bultzu) 22
 Karl I. d. Große, dt. Ks. 17 f., 55, 60
 — I., österr. Ks. u. Kg. v. Ung. 197, 298
 — I., Kg. v. England 235
 — IV., dt. Ks. 46, 52 f., 65, 70, 73, 84, 94, 223
 — V., dt. Ks. 155, 166, 168, 194
 — VI., dt. Ks. (als III. Kg. v. Ung.) 148, 183, 195
 — Ez. 201
 Karlmann (Sohn Ludwigs d. Deutschen) 19, 20
 Karl Robert, Kg. v. Ung. 83
 — d. Kühne v. Burgund, Hz. 165, 192
 Kasimir I. d. Erneuerer, Hz. v. Polen 64
 — III. d. Große, Kg. v. Polen 65, 69 f. 92
 — IV., Kg. v. Polen 105 f.
 —, s. Johann II. Kasimir
 Kasiske, Karl 71 f.
 Kaspar v. Teutleben 227
 Katharina d. Große, Zarin v. Rußland 134
 Kaunitz, Wenzel Anton von, Ft. 140, 186, 189, 195 f., 207
 Keller, Paul 237
 Kepler, Johannes 159, 223
 Kettler, Gotthard, Hz. v. Kurland 123
 Keyser, Erich 128
 Kinstutte 70
 Klebel, Ernst 15, 21, 39, 52
 Kleist, Friedrich Gf. K. von Nollendorf 211
 —, Heinrich von 231
 Kluge, Kurt 231
 Knirsch 314
 Koerber, Ernest von 199, 292
 Körner, Theodor 229
 Kötschke 107
 Kolbenheyer, Erwin Guido 226
 Konrad II., dt. Ks. 24, 59 f.
 — III., dt. Kg. 64
 — IV., dt. Kg. 45
 — Otto v. Böhmen 43
 — v. Erlichhausen 103
 — v. Masowien, Ft. in Polen 66 f.
 — v. Waldhausen 108
 — v. Wettin, Mgf. 61
 — v. Zutphen, Hz. v. Bayern 25
 Konstantin 19, 41
 Korfanty, Wojciech 312
 Kossuth, Ludwig von 252, 256, 267

Kozel, Ft. 18 ff.

Krain, von 35
 Kramarsch, Karl 282
 Krebs, Norbert 91
 Kriemhild 216
 Krupp 191
 Küchenmeister, Michael 102
 Kuenringen 29
 Kürenberger 179, 217
 Kuhn, Walter 319
 Kunigunde 45

L

Ladislaus V. Posthumus, Kg. v. Ung. 117
 Lagarde, Paul de 230
 Langbehn, Julius 230
 Laube, Heinrich 237
 Laudon, Gideon von, Frhr. 196
 Leger, Louis 282
 Leibniz, Gottfried Wilh. 159, 204 241 f.
 Lenau, Nikolaus 219
 Lengenbacher 35
 Leopold I., dt. Ks. 147, 194 f.
 — I., Hz. 191
 — II., dt. Ks. 197, 246
 — III., Hz. 191 f.
 — IV., Hz. 193
 — V. d. Tugendhafte, Hz. 33, 191
 — VI. der Glorreiche, Hz. 191
 — v. Hessen, Ft. 211
 Lessing, Gotthold Ephraim 228, 231, 238 242
 Leutelt 227
 Leuthold 233
 Libussa 40, 248 f., (vgl. Jungfer)
 Liechtenstein, Alois von 291
 List, Friedrich 273
 Liupram, Ebf. v. Salzburg 18
 Löhner, Ludwig von 255
 Löhr, Alexander 202
 Logau, Friedrich von 235
 Lohenstein, Daniel Caspar von 235
 Lothar v. Supplinburg, dt. Ks. 59—62
 Ludendorff, Erich von 207, 212 f.
 Ludwig (Jagellone) 119
 Ludwig I. d. Große, Kg. v. Ung. u. Polen 65, 84, 100
 — II., Kg. v. Böhmen u. Ung. 119
 — II., Kg. v. Bayern 229
 — XIV., Kg. v. Frankreich 121, 167 f., 176, 188, 203
 — d. Deutsche, ostfränk. Kg. 19 f., 41
 — I. d. Fromme, dt. Ks. 19
 — v. Anhalt 227
 — v. Erlichhausen 103 f., 107
 — v. Silves, päpstl. Legat 103

Lück, Kurt 70, 130, 319
 Lueger, Karl, Dr. 199 f., 290
 Luitpold, Mgf. 22
 Luther, Martin 136, 153–157, 181, 194,
 228 f.

M

Mackensen, August von 212 f.
 Magus d. Nordens, s. Hamann, J. G.
 Manstein, Erich von Lewinski gen. M. 213
 Manteuffel 208
 Manuel I., byz. Ks. 81
 Marbod, Kg. 38
 Marchland 35
 Maria (Tochter Ludwigs I. d. Großen)
 100
 Maria Theresia, dt. Ksn. 120, 138, 140 f.,
 149 f., 161, 178, 191, 195 ff., 204, 214,
 223, 245 f., 250, 287
 – v. Burgund 118, 166
 Markolt d. Reiche (d. Deutsche) 91 (193)
 Marschner, Heinrich 229
 Marx, Karl 210
 Masaryk, Thomas Garrigue 298, 303 f.
 Matthäus 114
 Matthias I. Corvinus, Kg. v. Ung. 112,
 115, 117, 144
 Max v. Baden, Prinz 207
 Maximilian I., dt. Ks. 107, 118 f., 121,
 165, 178, 192 f., 195, 200
 – II., dt. Ks. 193
 May, Karl 230
 Megerle, Ulrich (auch Abraham a Santa
 Clara)
 Meginward v. Freising, Bf. 26
 Meißner, Alfred 224 f.
 Mercy, Florismund Claudius, Gf. 139 f.
 Meschendorfer, Adolf 222
 Method, Ebf. v. Pannonien 19 f., 41
 Metternich, Clemens von, Ft. 191, 198,
 207, 209, 266, 271
 Michael III. v. Byzanz, Ks. 41
 Michael Apaffy II. 146
 Michaelis, Georg 206, 210
 Miegel, Agnes 240
 Mieroslawski, Ludwig von 262
 Mieszko 65
 Militsch 108
 Mindowe, lit. Kg. 68
 Misko I. (erst Dago), Hz. v. Polen 57 f.,
 64
 Moimir 18
 Moltke, Helmuth von 206, 211 f.
 – d. J. 206, 212
 Moritz v. Sachsen 194
 Motte-Fouqué, Friedrich Baron de la 231

Müller, Wilhelm 229
 – -Guttenbrunn, Adam 223
 Münch-Bellinghausen, Eligius von, Frhr.
 (auch Halm, Friedrich) 219
 Murad II., Sultan 116

N

Nabl. Franz 221
 Napoleon I., Ks. v. Frankreich 176, 185 f.,
 188, 198, 201, 211, 231, 252, 266, 271
 – III., Ks. v. Frankreich 176, 201, 282
 Neidhart v. Reuenthal 179, 217
 Nestroy, Johann 216, 219
 Nickel von Nemys 101
 Nicolai, Friedrich 231
 Nietzsche, Friedrich 244
 Niklot (Abotrite) 62 f.
 Nikolaus I., Pp. 41
 – v. Jeroschin 79
 Norbert v. Magdeburg Ebf., 62, 77
 Nikolaus v. Russenczin 192
 Noske, Gustav 210, 314
 Novalis, s. Hardenberg-Novalis

O

Odilo, Hz. v. Bayern 16
 Olgiard 70
 Opitz, Martin 228 f., 234
 Orphani 50
 Orseln, s. Werner v. O.
 Orseolo, Peter (auch Petrus Teutonicus)
 25
 Ortenburg, von, Gf. 31, 35
 Oswald 86
 – v. Wolkenstein 217
 Otakar, s. Ottokar II.
 Otto I. d. Große, dt. Ks. 22, 42, 56 ff.,
 62
 – II., dt. Ks. 58
 – III., dt. Ks. 23 f., 58
 – IV., dt. Ks. 44, 45
 –, Bf. v. Bamberg 62 f.
 – v. Freising, Bf. 22
 Ottokar I., Kg. v. Böhmen 45
 – II. (auch Otakar), Kg. v. Böhmen
 33, 37, 43, 45 f., 50, 53, 68, 192
 –, Hz. v. Steiermark 30
 Ottokare 29 f., 33

P

Palacký, Franz 111, 225, 249, 252–255,
 278, 281 f., 286, 301
 Parler, Peter 53
 Paul v. Nußdorf 102
 Pekarsch 137
 Peilsteiner 35

Peltzel, Prof. 247
 Pempfflinger, Markus 145
 Perg 35
 Pernerstorfer, Engelbert 280
 Peter d. Große, Zar v. Rußland 126,
 133
 Peter v. Duisburg 79
 Petrarca, Francesco 53, 223
 Philipp v. Schwaben, dt. Kg. 44 f.
 Pidler, Adolf 221
 Pilgrim v. Passau, Bf. 23 f., 216
 Pipin, fränk. Hausmeier 17
 Pius IX., Pp. 267
 Plener 199
 Pleyer, Wilhelm, Dr. 227
 Podiebrad, Georg von, s. Georg P.
 Popovici, Aurel 173 f., 297 f.
 Postl, Karl, s. Sealsfield, Charles
 Pražak, Aloys von, Frhr. 289
 Prchala, Gen. 325 f.
 Premislaus 40
 Pribina, Ft. v. Neutra 18 f.
 Pribislaw (später Heinrich, s. dort)
 — II., 63
 Princip, Gawrilo 297
 Prokop d. Kahle 110
 Prunwart 24
 Ptašnik 90

R

Rabener, Gottlieb Wilhelm 228
 Rabutin 148
 Radetzky, Josef von, Gf. 201
 Radziwill, Anton, Ft. 251
 Raimund, Ferdinand 216, 219
 Rainalter, Erwin Herbert 221
 Rakoczy, Georg R. I. 146
 —, Georg R. II. 146
 —, Franz 139
 Rastislaw, Ft. 41
 Ratpot, Gf. 18
 Raus, Erhard 202
 Reinmar v. Hagenau 179, 217
 Rendulic, Lothar, Dr. 202
 Reuter, Fritz 233
 Richard Löwenherz, Kg. v. England 33,
 191
 Richelieu 176
 Richpald 18
 Rieger, Franz Ladislaus 254, 281 f., 286,
 291
 Riehl 314
 Rilke, Rainer Maria 216, 222, 226
 Roon, Albrecht von, Gf. 212
 Roosevelt, Franklin Delano 321 f.
 Rosegger, Peter 221

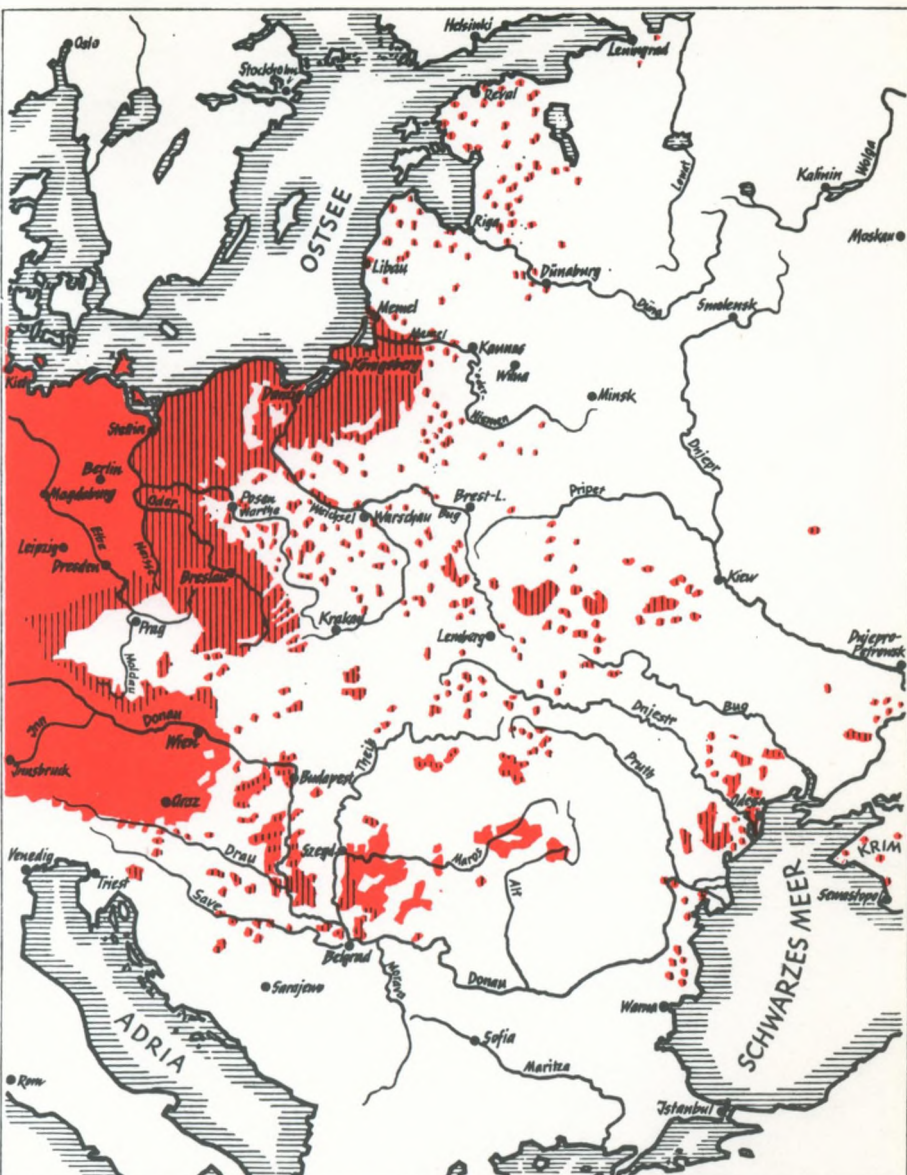
Rosenberge 50
 Roth, Stephan Ludwig 257
 Rousseau 248
 Rudolf I. v. Habsburg, dt. Kg. 37, 46, 65
 — I., Kg. v. Böhmen 46
 — II., dt. Ks. 146, 193
 — IV. der Stifter, Hz. 35, 192
 Rüdiger, Ernst 195
 — v. Bechelaren, Mgf. 216
 Runciman, W., Lord 318
 Ruprecht v. d. Pfalz, dt. Kg. 98

S

Saar, Ferdinand von 221, 297
 Sachs, Hans 243
 Salm 190
 Salomon I., Kg. 26
 Samo 16, 40
 Sbniew Olesnicki, Kardinalbf. 105
 Sbinjew, Ebf. v. Prag 109
 Schack, Adolf Friedrich von, Gf. 233
 Scharnhorst, Gerhard von, preuß. Gen.
 191
 Schaumburg, s. Adolf von S.
 —, s. Bruno von S.
 Scheffel, Viktor von 232
 Scheffler, Johannes, s. Angelus Silesius
 Scheidemann, Philipp 314
 Scheiner, Andreas 80
 Schenkendorf, Max von 240
 Schiller, Friedrich von 8, 154, 219, 229,
 243
 Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel
 243
 Schleinitz, Alexander von, Gf. 208
 Schlieffen, Alfred von, Gf. 212
 Schmerling, Anton Ritter von, ö. Staats-
 mann 173, 258 f., 280 f.
 Schönborn, Friedrich Karl, Reichsgf.
 Reichsvizekanzler 183, 190
 Schönerer, Georg Ritter von, ö. Polit.
 200, 208
 Schönherr, Karl 216, 220
 Schopenhauer, Arthur 244
 Schürer, Oskar 115
 Schuselka, Franz von 199
 Schwarz, Ernst 39, 59, 136
 Schwarzenberg, Felix zu, Ft., ö. Staats-
 mann 198, 207, 273 ff.
 —, Karl Philipp zu, Ft., ö. Fm. 201
 Schwerin, Kurt Christoph, Gf., preuß.
 GenFm. 211
 Sealsfield, Charles (recte Karl Postl)
 199, 216, 225
 Seidel, Heinrich 233
 Seidler, Ernst Frhr. S. von Feuchtenegg,
 ö. Staatsmann 292

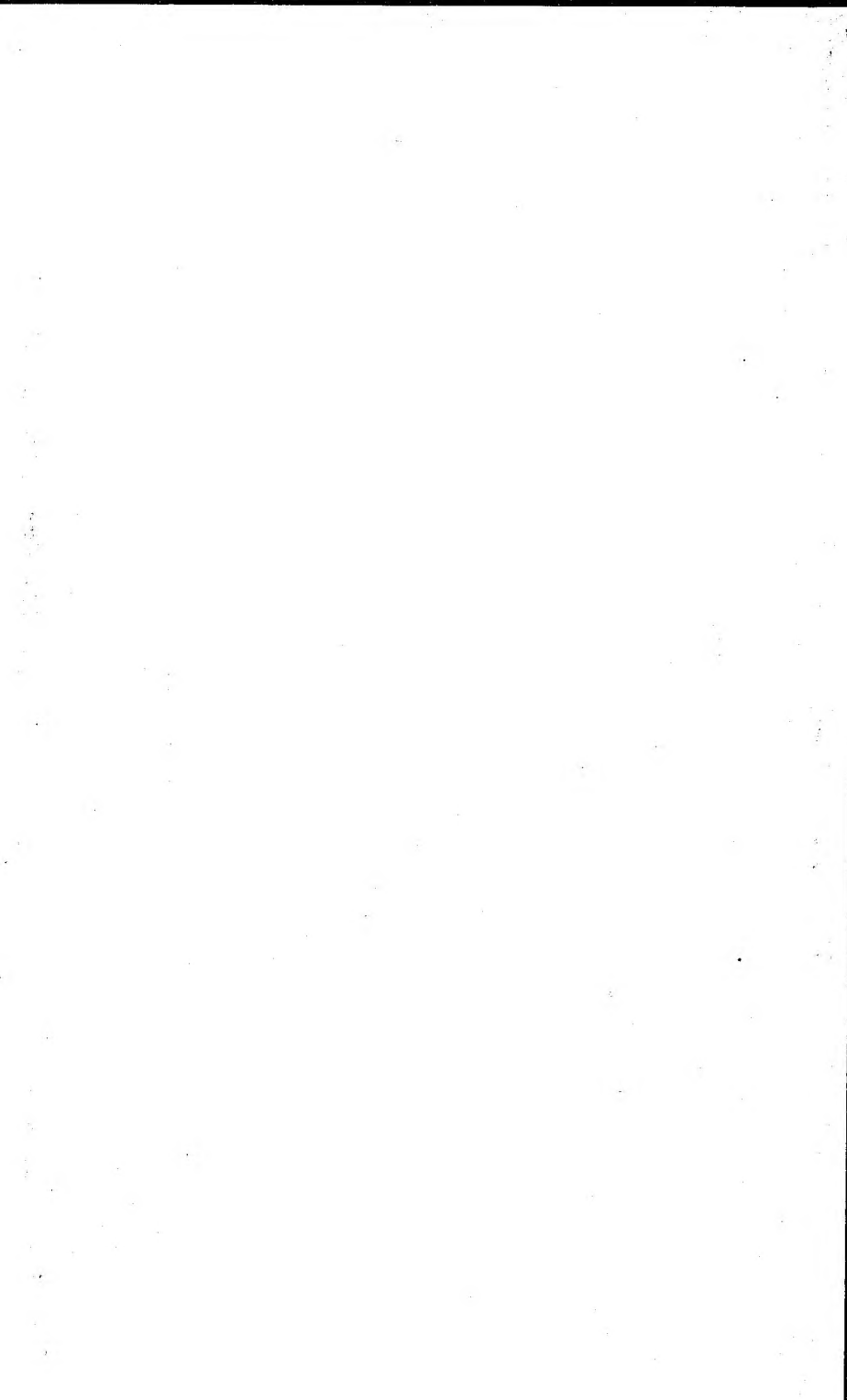
- Sigismund, dt. Ks., Kg. v. Böhmen, Kg. v. Ung. 47, 73, 87, 100 f., 109–112, 116, 127
 – II. August, Kg. v. Polen 123, 125
 Silvester II., Pp. 24
 Sindram, poln. Feldherr 101
 Sixtus, Prinz von Bourbon-Parma 199
 Sobeslaw II., Kg. v. Böhmen 47
 –, Hz. v. Böhmen 225
 Soliman, Sultan 145
 Sommer, Humanist 151
 Spanheimer, Hz. v. Kärnten 29, 32
 Spee, Friedrich von S. von Langenfeld 218
 Spitignewo, Ft. in Böhmen 41
 Sporck, Johann von, Reichsgf. 223
 Spunda, Franz 226
 Srbik, Heinrich Ritter von 276
 Stadion, Johann Philipp von, Gf. 191
 Stanislaus I. Leszczyński, Kg. v. Polen 126
 Starhemberg, Guido von, Gf., ö. Fm. 195, 201
 Stefan Bocskai, Ft. v. Siebenbürgen 146
 Stefening, von Gf. 35
 Stehr, Hermann 234, 238
 Stein, Karl Reichsführ. vom und zum 191, 198, 214, 272
 Steinacher, Hans 308
 Steiner, Rudolf 241
 Stephan I., Kg. v. Ung. 24 f.
 – V., Kg. v. Ung. 86
 – Bathory, Kg. v. Polen 125
 Stifter, Adalbert 163, 216, 220, 225, 250
 Stille und Heft, Edle von 29
 Strachwitz, Moritz von, Gf. 234, 237
 Stranitzky, Josef Anton 218
 Strattmann, Theodor von, Gf., ö. Hofkanzler 190
 Stremayr, Karl Edler von, ö. Staatsmann 199, 288
 Strikker 218
 Strobl, Karl Hans 226
 Studas 15
 Stürgkh, Karl von, Gf., ö. Staatsmann 292
 Suchenwirt, Peter 70, 218
 Sudermann, Hermann 232, 240
 Swantopolk, pomoran. Hz. 68
 Swatopluk, großmähr. Ft. 20 f., 41
 Swarnagal 18
 Swatopolk, Kiewer Ft. 59
 Széchényi, Stephan, Gf., ung. Polit. 252
- T**
 Taaffe, Eduard von, Gf., ö. Staatsmann, 288 f., 291
- Tassilo I., Hz. i. Baiern 16
 – III., Hz. i. Baiern 17, 20
 Terzky, Adam Erdmann, ksl. Gen. 137
 Theoderich d. Große, ostgot. Kg. 15
 Theophanu, byzant. Prinzessin 58
 Thietmar v. Merseburg, Bf. 57, 64
 –, Ebf. v. Salzburg 20, 22
 –, Bf. v. Prag 42
 Thomasius, Christian 159
 Thürriegel, Agent 140
 Thugut, Franz de Paula von, Frhr., ö. Staatsmann 198, 207
 Tieck, Ludwig 231 f.
 Tirol, von, Gf. 36
 Tirpitz, Alfred von, Großadm. 206 f
 Tiso, Josef, slowak. Polit. 320
 Tito, Josip, Broz, jugoslaw. Polit. 324
 Tockolly 172
 Trakl, Georg 216
 Trautenberg, Anton, Königsrichter 116
 Tschernajeff, Michael, russ. Gen. 282
- U**
 Ulrich v. Jungingen 101
 – v. Liechtenstein 217
 Ulten, von, Gf. 29
 Unger, Bf. v. Posen 58, 89
- V**
 Vicelin (auch Vicelinus), Bf. v. Oldenburg und Holstein 62
 Vohburger 35
 Voltaire 126, 177, 242
 Vorlauf, Konrad 193
 Voß, Johann Heinrich 233
- W**
 Wackenroder, Wilhelm Heinrich 232
 Waggerl, Karl Heinrich 221
 Wagner, ö. Min. f. Landesvtdg. 190
 Wagner, Richard 229 ff.
 –, Valentin 145
 Wajk, s. Stephan I.
 Waldemar d. Große, Mg. v. Brandenburg 72, 192
 Wallenstein, Albrecht von 136 f., 167, 201
 Walther v. d. Vogelweide 179, 217 f.
 Watzlik, Hans 227
 Weber, Carl Maria von 229
 Weinheber, Josef 216, 222
 Weininger, Otto 241
 Weise, Christian 228
 Weiß, Michael 146
 Wenter, Josef 222

- Wenzel, Kg. v. Böhmen u. dt. Kg. 47, 98, 101, 108 ff.
 – I., Kg. v. Böhmen 45
 – II., Kg. v. Böhmen 46
 – III., Kg. v. Böhmen 46
 – I. d. Heilige, Hz. v. Böhmen 42, 64
 Werden, Johann von 193
 Werner von Orseln 71
 –, Zacharias 240
 Whitman, Sidney 292
 Wiclif, John 108
 Widukind, sächs. Hz. 57
 Wiedert, Ernst 240
 Wildeber 15
 Wilhelm, Hz. i. Oberösterreich 100
 – I., Kg. v. Preußen 177, 181, 205 f.
 – II., dt. Ks. 178, 206, 230 f.
 Williko, Domprobst i. Prag 42
 Wilson, Woodrow, Präs. d. USA 306, 310
 Windischgrätz, Alfred zu, Ft., ö. Fm. 254
 Winrich von Kniprode 70 f., 99
 Wirsing (Krakau) 193
 Witigonen (erst Falkensteiner) 50
 Witizla, Ft. v. Böhmen 41
 Witowd, Großft. v. Litauen 100–103
 Wittstock, Erwin 222
 Wladislaw I. Łokietek, Kg. v. Polen (als W. IV. Hz. i. Polen) 69, 93f., 114
 – II., Kg. v. Böhmen und Ung. (genannt „dobre“ und „bene“) 112, 115, 119, 135
 – II., Großhz. v. Krakau und Schlesien 64
 – II., Kg. v. Böhmen 43, 225
 – II., Kg. v. Polen (erst Jagail) 100
 – V., Kg. v. Böhmen 112
 Wojtech (später Adalbert, Bf. v. Prag) 40, 48, 58, 67
 Wolf, Karl 290
 Wolff, Christian von, Frhr. 159, 242
 Wostry 111
 Wratislaw I., Kg. v. Böhmen 43
 –, Johann Wenzel, Gf., böhm. Kanzler 195
 Wurmser, 191
- Y**
 Yordk von Wartenburg, Ludwig, Gf., preuß. Fm. 211
- Z**
 Zapolya, s. Johann Z.
 Zedlitz, Joseph Christian von, Frhr. 234, 236
 Zeithammer 291
 Zesen, Philipp von 228
 Ziethen, Hans Joachim von, preuß. Gen. 211
 Zillich, Heinrich 84, 222
 Zinzendorf, Nikolaus Ludwig von, Gf. 228
 Žižka, Johann, tschech. Ritter 101, 110, 224
 Zwingli, Ulrich 153



Die Deutschen in Osteuropa

Deutsche Sprachgebiete (Stand 1910) Verlorene Siedlungsgebiete



Weitere Türmer-Bücher:

Karl Ipser

DER STAUFER FRIEDRICH II.

Heimlicher Kaiser der Deutschen

264 Seiten, über 100 Bilder, Ganzleinen mit Schutzumschlag,
28,— DM, ISBN 3-87829-051-9

Einer der besten Kenner der Zeit der Staufer zeichnet in diesem fesselnden Band den Aufstieg unseres Volkes zu seiner lebendigen Form nach. Ipser setzt bei Karl dem Großen ein, schildert in lebhaften Strichen die Reichswerdung, widerlegt die absurde These von den deutschen Cäsaren, beschreibt die dramatische Auseinandersetzung zwischen den Päpsten und dem Reich und wendet sich der faszinierenden Gestalt Kaiser Friedrichs II. zu, der schon von den Zeitgenossen „Staunen und Wunder der Welt“ genannt wurde. In einer erregenden Zusammenschau von einem halben Jahrtausend deutscher Vergangenheit wird jener Kaiser in den Mittelpunkt dieses hervorragenden Werkes gestellt, der als Wandler unserer Welt, als heimlicher Kaiser deutscher Sehnsucht, als Mitbegründer einer neuen Zeit das Reich der Deutschen sowohl politisch als auch geistig zu einer der glanzvollsten Epochen seiner Geschichte führte.

Wolfgang Hennig

ZEITGESCHICHTE IN ZITATEN

Höhepunkte historischer Darstellung

256 Seiten, Leinen, 24,80 DM, ISBN 3-87829-050-7

Diese mit leidenschaftlicher Anteilnahme zusammengestellte „Zeitgeschichte in Zitaten“ liest sich wie eine spannende Reportage. In packender Form ruft sie aktuelle Geschehnisse unserer Generation in das Gedächtnis zurück und kommentiert sie mit unabhängiger Sachkunde. Dieser vielseitige Führer durch die Ereignisse unserer Zeit enthält über hundert kleine Geschichten unserer großen Geschichte. Der Band ist ein besonders wertvolles Geschenk für jüngere und ältere Menschen, die sich ein eigenes Urteil über die Gründe bilden wollen, die das Schicksal Deutschlands gestaltet haben.

Heinrich Härtle

VON KOPERNIKUS BIS NIETZSCHE

Deutsche Befreier europäischen Geistes

240 Seiten, Leinen, 24,80 DM, ISBN 3-87829-048-9

Härtle zeigt am Beispiel von Kopernikus und Kepler, Kant, Humboldt und Nietzsche, wie stark sie das weltanschauliche Ringen unserer Zeit befruchteten. Nicht abstrakte Theorien werden doziert, sondern aus Leben und Schicksal Bilder gestaltet, die als Vorbilder wirken für den geistigen Freiheitskampf unserer Zeit.

Robert Scholz

VOM EROS DER KUNST

209 Seiten, bebildert, Leinen, 19,80 DM, ISBN 3-87829-033-0

Das Buch ist eine kristallklare Aufrechnung mit den Verfallserscheinungen des künstlerischen Modernismus. Der bekannte Kunstkritiker gibt hier aus fundiertem kunstästhetischen und historischen Wissen überraschend neue Einblicke in die weltanschaulichen Ursachen der Kunstkrise. Darüber hinaus werden in sehr anschaulicher Weise die Grundprobleme des bildkünstlerischen Schaffens und die Möglichkeiten einer Überwindung der gegenwärtigen Unsicherheit des Kunstbegriffs aufgezeigt.

TÜRMER



VERLAG

Richard
Suchenwirth

DER DEUTSCHE OSTEN

Türmer-Verlag